S
17
7027

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bd. 5

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

LEO FROBENIUS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VERÖFFENTLICHUNGEN

DES

FORSCHUNGSINSTITUTES

FÜR

KULTURMORPHOLOGIE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ERLEBTE ERDTEILE

ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS

VON

LEO FROBENIUS

Bd. I. AUSFAHRT: Von der Völkerkunde zum Kulturproblem.

Bd. II. ERSCHLOSSENE RÄUME: Das Problem Ozeanien.

Bd. III. VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR: Planmäßige Durchwanderung Afrikas.

Bd. IV. PAIDEUMA: Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. 3. bedeutend erweiterte Auflage.

Bd. V. DAS STERBENDE AFRIKA: Die Seele eines Erdteils. 1. vollständige Ausgabe.

Bd. VI. MONUMENTA AFRICANA: Der Geist eines Erdteils.

Bd. VII. MONUMENTA TERRARUM: Der Geist über den Erdteilen. 2. Auflage der „Festlandkultur".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DAS STERBENDE AFRIKA

DIE SEELE EINES ERDTEILS

VON

LEO FROBENIUS

1. VOLLSTÄNDIGE AUSGABE

1928/48.

1928
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG • FRANKFURT AM MAIN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S 17/7027

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1928 by Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H. • Frankfurt a. M.

48/570x1

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Herrn

Bergwerksdirektor ERNST BRANDI

in Dortmund

als Ausdruck herzlichen Dankes für verständnisvolle Förderung der Arbeit

zugeeignet

vom Verfasser.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

INHALT

DAS LEBENSGEFÜHL DER WELTGESCHICHTE . . . . . 15—21

RICHTUNG ALS PROBLEM DER WELTGESCHICHTE . . . . . 23—35

DIE UMWELT.

1. Der Lebensraum . . . . . 39—47
2. Im Urwald . . . . . 49—56
3. Aus der Wüste . . . . . 57—65
4. Die Borne der Steppe . . . . 67—74

DIE PRACHT.

1. Die Fülle des Daseins . . . . 77—79
2. Die Landschaft . . . . . 81—88
3. Die heilige Polis . . . . . 89—97

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Die mächtige Pfalz . . . . . 99—103
5. Einzug in die Pfalz . . . . . 105—115
6. Der Markt . . . . . 117—122
7. Die Herrlichkeit des Todes . . 123—127
8. Der Untergang . . . . . 129—184

DIE FREUDE.

1. Der Bauer . . . . . 187—190
2. Die Arbeit . . . . . 191—200
3. Der Schmuck . . . . . 201—210
4. Des Lebens Fülle . . . . . 211—224
5. Feinde der Freude . . . . . 225—250
6. Frau Musika . . . . . 251—257
7. Der Tanz . . . . . 259—269
8. Masken . . . . . 271—277

KULTUR UND MENSCH.

1. Das Männliche . . . . . 281—286
2. — und wahre Mutterschaft . . 287—294
3. Das Weibliche . . . . . 295—304
4. — und Mannestat . . . . . 305—315
5. Die Vereinigung zur Harmonie . 317—326
6. Leidenschaft . . . . . 327—348
7. Humor . . . . . 349—369
8. Ritterschaft . . . . . 371—396

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VOM MENSCHEN ZUM GOTT.

1. Materialisten . . . . . 399—412
2. Idealisten . . . . . 413—430
3. Vereinigung . . . . . 431—434
4. Vom Niederen . . . . . 435—446
5. Zu den Göttern . . . . . 447—454
6. Mythos . . . . . 455—500
7. Die Lehre der Sterbenden . . . 501—503

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Lebensgefühl der Weltgeschichte.

Die nachfolgenden drei Bände gehören zusammen und behandeln das Problem der „Weltgeschichte". Bisher galt als solche die mosaikartige Zusammensetzung des historischen Eigenlebens der Völker. Die Kulturforschung kann sich mit einer Mechanik, die wertvollste Einzelstoffe zu einem Dominospiel vereinigt, nicht zufrieden geben. Das Wort „Weltgeschichte" ist als solches höchst mangelhaft; denn es ist damit nicht eigentlich Geschichte der Welt, sondern „Zusammenfassung alles geschichtlichen Werdens auf dem Erdball" gemeint. Für uns nun, für die die Phänomene der Kultur gleichbedeutend sind mit dem Schicksal der Menschen, der Völker und der Menschheit, beginnt Weltgeschichte im eigentlichen Sinn erst in der Zeit, in der wir leben, nämlich im Moment des Ineinander-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wirkens aller der Weltumspannung teilhaftig gewordenen Völker- wie Einzelkulturen. Denn erst in diesem Augenblick wird Geschichte und Schicksal des Einzelnen (Völker und Kontinente) zu einer Einheit, die mit mehr Recht als Weltgeschichte bezeichnet werden mag.

Dieser Wendepunkt ist gleichbedeutend mit dem Ausklingen einer Kulturperiode, die eine große Zahl von Episoden umfaßt. In der jetzt abgelaufenen Periode konnten in den verschiedensten Teilen Amerikas, Asiens, Afrikas, Europas National-, Staats-, Religions- und andere Kulturbildungen zur Entwicklung gelangen, die ohne jede Berührung und gegenseitige Beeinflussung keimten, wuchsen, blühten, Früchte trugen. Diese Periode war aber abgeschlossen in dem Augenblick, in dem die ganze „Welt" von dem Riesennetz des Weltverkehrs umspannt war. Für alle kommenden Zeiten wird es maßgebend sein, welche Stellung der einzelne in dieser immensen Einheit hat. Das Gigantenwerk solcher Vereinigung aller zu einem zu Verbindenden hat die Herrschaft dieser Verbindung über die Schicksale aller zur Folge. In diesem Sinne beginnt die Weltgeschichte in unseren Tagen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nichts scheint mir schwerer, als die am Traditionellen hängende Menschheit zu überzeugen, daß solches Geschehen, da es eine Umkehr im Schicksal der Völker und Menschen bedeutet, auch vom einzelnen nur begriffen werden kann, wenn er der bisherigen Sichtrichtung eine zweite zugewinnt, die der gewohnten entgegengesetzt ist. Die Zukunft verlangt vom Geschichtsmenschen, daß er nun auch Weltmensch werde. Das aus dem kleinen Heimatgebiet nach außen leuchtende Lebensgefühl muß ergänzt werden durch die Fähigkeit eines die ganze Erde und damit auch die eigene Heimat mit seinem Scheinwerfer von außen her überstrahlenden Pharusdenkens. Dieses Leuchtturmdenken fordert eine Einstellung, die nicht leicht zu gewinnen ist. Denn es handelt sich nicht mehr etwa darum, ein bisher Kleines so lange zu strecken oder zu dehnen, bis es ein entsprechend Größeres geworden ist. Es handelt sich hier vielmehr um eine Analogie zu dem Gesetz, demzufolge ein aus mehreren Elementen zusammengesetzter chemischer Körper nicht

etwa die Summe aller in ihm vereinigten Körper ist, sondern daß seine Eigenschaften von diesem unabhängig durchaus neue werden.

Die Aufgabe der nachfolgenden drei Bände ist es, zur Kenntnis dieser neuen Eigenschaften untersuchend wie lehrend beizutragen. Da die Geschichtswissenschaft immer nur mit den Eigenschaften der Einzelvölker-Elemente arbeiten kann, vermag sie wohl Material, aber keine Erkenntnis des Innenwesens der Weltgeschichte zu bieten. Dieses wird vielmehr Aufgabe der Völkerkunde, Kulturkunde, Kulturmorphologie sein. Schon Ratzel, Lamprecht und Helmolt haben das erkannt, waren aber in einer Zeit, in der ein Wundt noch Praeceptor Germaniae war, außerstande, an Stelle der üblichen Ausmaßänderung eine Richtungsänderung für denkbar zu halten. Heute — d. h. nachdem das große Ausrufungszeichen als Grenzpfahl uns Erlebnis geworden ist — liegen die Verhältnisse anders als noch gestern. Heute ist es Pflicht, das zu tun, was gestern noch schier unausführbar schien.

In zwei Abschnitten versucht meine Arbeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Anbahnung einer kulturbedingten Sichtweite. Erst gilt es, an einem Beispiel zu zeigen, wie es möglich ist, einen neuen Gesichtspunkt zu gewinnen, sich in ein fremdes und fernes Leben hineinzudenken, von dem uns das eigene Ich dann gleich einem Du erkennbar wird. Daß dieses ferne und fremde Leben in Afrika gesucht und gefunden werden kann, ist, wie mein eigener Lebensgang zeigt, bewiesen. Aber es wäre unklug, vom Leser einen Sprung mitten in die neue Begriffswelt zu verlangen. Auch hier mag Ergriffenheit, d. h. Erschließung von innen her leichter zu gewinnen sein als die durch sie vorbereitete Fähigkeit zum Begreifen von außen her. Die beiden Bände V und VI gewinnen so ihren Sinn. In dem ersteren versuche ich, Vorstellung fremdartigen Lebens zu erwecken. Zu diesem Zwecke bringe ich als Teil II und III (Pracht und Freude) einen Nachdruck des „Sterbenden Afrika", das s. Zt. vom Publikum mit großer Freudigkeit aufgenommen worden und seit längerer Zeit vergriffen ist. Dieses Werk wurde durch die Teile I, IV und V (Umwelt, Kultur und Mensch, vom Menschen zu Gott) so weit ergänzt, daß es damit zu einem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ganzen wurde. Das Werk (Sterbendes Afrika) erscheint hiermit zum ersten Male vollständig.

Band VI wurde damit frei zur Aufnahme der rein sachlichen Kulturmorphologie eines Erdteiles, dessen Paideuma entsprechend der durch den vorhergehenden Band beim Leser gewonnenen Prädisposition begriffsmäßig faßbar werden muß. Dieser Band wird etwa ein halbes Jahr nach Erscheinen des vorliegenden Bandes vorgelegt werden können.

Während ich dem vorliegenden Band die Einleitung: „Richtung als Problem der Weltgeschichte" voransetzte, wird der VII. Band mit der Erörterung der abschließenden Frage „Raum und Zeit als Problem der Weltgeschichte" beginnen.

Indem ich nun diesem in drei Bände zusammengefaßten Ergebnis meiner Lebensarbeit freie Ausfahrt gewähre, ist es mir Bedürfnis, allen denen zu danken, die uns als Vorläufer einer größeren Zeit und einer neuen Wissenschaft Hilfe und Anteilnahme gewährten. Dieser Dank gebührt zunächst dem Preußischen Kultusministerium, dem Reichsministerium des Innern und der Deutschen Notgemeinschaft, die in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

großzügiger Weise die Arbeit des Institutes förderten; er gebührt ferner dem Magistrat, der Stadtverordnetenversammlung und der Verwaltung der Stadt Frankfurt, die dem Afrika-Archiv über alle zeitgemäßen Sonderlichkeiten und Erschwerungen hinweg Entfaltungsmöglichkeiten boten; er gebührt vor allem dem Verlage, der dies Werk den schweren Verhältnissen der Zeit zum Trotz großzügig fortführte.

Die Assistenten des Institutes, Frau Erna Verweyen und Herr Seekirchner, haben die Korrektur gelesen.

26. Juni 1927.

Leo Frobenius.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Richtung als Problem der Weltgeschichte*).

Schütte ein gewisses Quantum von Quecksilber über eine unebene Platte, und es wird sich in viele Kügelchen gliedernd allen Bewegungen, die du der Unterlage gibst, in buntem Durcheinander hingeben, bald Verbindungen und größere Mengen bildend, bald sich teilend und schnell dahinrinnend. Es ergibt sich ein vergnügliches Durcheinander der Mengen, die in grazilem Spiel, bald durch fröhlich eiliges Rollen, bald durch Hängenbleiben kleine Einzelschicksale darstellen. Hernach aber fülle die gleiche Menge der beweglichen und leicht teilbaren Substanz in die Fußkugel eines Barometers, und es ist vorbei mit der Teilbarkeit, mit dem schnellen Rinnen, mit dem freien Willen zur Vereinigung und Lösung — vollkommen vorbei! Die

*) Die Ergänzung hierzu: „Raum und Zeit als Problem der Weltgeschichte“ folgt als Einleitung zu Band VII.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kugel und die darüber aufsteigende Röhre haben den unbegrenzten Möglichkeiten ein Ende gemacht. Die große Atmosphäre führt ein herrisches Regiment. Bald steigt das Quecksilber im Röhrchen auf, bald fällt es — steigt, fällt — steigt, fällt — das ist alles; immer in Einheit, als ob es niemals das lustige Spiel der rollenden Tropfen gegeben hätte. Die Lebens- und Bewegungsgesetze der Elemente sind in den Zeiten der freien Bewegungen andere als in denen der Fesselung in einem Raume. Erst abhängig von der Ebene des Daseins, dann von der Atmosphäre. Welcher Gegensatz!

So also ist es auch mit der „Geschichte der Völker". Solange die Völker vereinzelt sind, rollt ihr Schicksal ab nach Gesetzen, die in ihnen selbst leben und wirken, wie ja das Schicksal jedes Menschen im wesentlichen durch eigene Art bestimmt ist. Entscheidend bleibt das eigene spezifische Gewicht und die Eigenart des Wohnraumes, wozu dann die umgebende Atmosphäre das ihrige beitragen mag, ohne jedoch mehr als ein Minimum von Einfluß gewinnen zu können. Jedenfalls ist das spezifische Eigengewicht andern gegenüber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entscheidend. Aber solcher Zustand gehört der Vergangenheit an. Die kleinen Kugeln der Geschichte der Völker werden immer seltener einem Eigenschicksal nachrollen dürfen. Der Prozeß der Einfüllung aller Völkerschicksale in die große Retorte einer wahren Weltgeschichte vollzieht sich vor unseren Augen.

Solange die Menschheit lebt, ist sie auch vertraut mit dem ehernen Gleichmaß im Wandel der sie umfangenden Natur. Die Gleichmäßigkeit des täglichen Sonnenablaufes, die regelmäßige Wiederkehr des Mondwechsels, der jährliche Ablauf von Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind so zwingend, klar vorgezeichnet und natürlich, daß sie als Rhythmus mit unserm Sein bis zum Bedürfnis, alles in gleichen rhythmischen Analogien zu sehen, dem Menschen Maß und Vorbild aller Vorgänge geworden sind. Die so erwachsene Empfindungs- und Denkweise ist so unbarmherzig fest mit allem Ergreifen und Begreifen der Dinge verbunden, daß sie den Menschen blind macht gegenüber jedem Vorgang und Geschehen, welches nicht rhythmisch und nicht analogisierbar ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Menschen unserer Zeit sehen es nicht und wollen und können es nicht begreifen, daß die vielen kleinen Kügelchen der Einzelschicksale ihr Eigenleben abgeschlossen haben, daß sie eine nach der andern in die große Retorte hineingleiten; —

— daß die Einzelgeschichte ausgespielt hat, daß Weltgeschichte nicht mehr das kindliche Spiel einer Wachskleberin ist, daß die wahre Weltgeschichte begonnen hat.

Spätere Menschen werden mit großem Erstaunen auf den Begriffszustand unserer Tage zurückschauen. Sie werden von uns sagen:

„Diese Toren! Haben sie nicht selbst ein Jahrhundert lang und länger alle Eigenschaften der Natur, alle Eigenschaften der Erdoberfläche, alle Eigenschaften der Materie durchgrübelt, durchdacht, durchprobt und so weitgehend sich begreiflich gemacht, bis sie fast alles handhaben konnten, was anwendbar war? Haben sie nicht selbst ihre Drähte, Räderwerke, Dampfkessel über die ganze Erde verbreitet, allerorten ihre rauchenden Schlote errichtet? Haben sie nicht selbst durch Maschinen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wellen alle trennenden Räume und Zeiten überbrückt? Haben sie nicht selbst in den entferntesten Winkeln der Erde nach Erz und Kohle gegraben, ihre wolletragenden Tiere angesiedelt, ihre Körnerfrüchte ausgestreut, ihre Sprache gelehrt, ihre Schulen errichtet? Waren sie denn tatsächlich unklug genug zu vergessen, daß der Schuster selbst im Laufe handwerkstüchtigen Lebens zur Natur seines schwerfälligen Stiefels, der Schneider selbst zu der des lockeren Kleides, der weltumspannende Wirtschafter selbst zu der eines alles umfassenden Berufes werden muß? Daß das Schicksal nicht mehr von „daheim“ und einzelnen Völkern, also vom Innern der einzelnen aus auf das Allgemeine zurollen kann, sondern daß das Allgemeine und Einheitliche nun zum Schicksal aller Vereinigten wurde? Haben diese Menschen es übersehen können, daß sie alle: Engländer, Deutsche, Franzosen usw., sich vereinigten zu dem einen großen Werke der Dienstbarmachung der größeren Erde, und daß sie dadurch gemeinsam die Atmosphäre schufen, die die Bewegung in der Retorte Europa bedingen mußte? Wie konnte es nun geschehen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

daß diese Menschen, die alle Katastrophen des Wendepunktes im Umschlag der Geschichte miterlebten, so töricht nach aus dem Inneren werdenden Schicksalslinien suchten, wo die von außen hereinwirkenden schon deutlich erkennbar waren?

Wahrlich, es muß für die Menschen nichts Schwereres geben, als sich von den selbstgebauten Wegen zu lösen und einen nebenliegenden Hügel, der Ausblick in die Weite bietet, zu ersteigen!"

So etwa werden die Menschen späterer Tage sprechen.

„Mit solcher Anklage habt ihr Späteren unrecht. Denn wohl ist es für den lustwandelnden Wanderer ein leichtes, vom Wege abzuzweigen, einen benachbarten Hügel zu besteigen und wohltuende Fernsicht zu genießen. Wir aber waren mit nichten lustwandelnde Wanderer. Wir, die Kinder unserer Zeit, waren sämtlich Träger schwerer Lasten; schwerer Lasten, die ein jeder wie alle einem vorgeschriebenen Ziele zuzuschleppen hatte. Wir schleppten, wir schwankten oftmals unter der Bürde, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Last unseres Lebens bedeutete. Wir waren froh, wenn wir einen Augenblick lang unsere Last auf einen Stein aufsetzen konnten, um uns auszuruhen! Ach, ihr Späteren, ihr habt ja auch in dem anderen unrecht! Unsere Zeit hatte uns unsere Last gegeben! Wir haben sie auf unsern Schultern getragen, jeder das einzelne an seinem Ort, ohne viel zu wissen von dem Zwecke und dem Werke, dem jedes einzelnen Pöstlein galt. Denn wohl war dem einen eingeschärft: ‚Du trägst Tonware; achte darauf, daß sie nicht zerbreche!' und dem andern: ‚Du trägst Flüssiges; achte, daß es nicht geschüttelt werde!' und dem dritten: ‚Stelle die Last immer auf diese Seite und stürze sie nicht; sonst leidet ihr Inhalt!' — Das war alles, was wir wußten. Was sollten wir vom Zweck und Sinn eines Werkes wissen, dessen Baumeister wir nicht einmal kannten? Und zum dritten: wann wäre es uns wohl begegnet, daß uns ein freundlicher Ratgeber gesagt hätte: ‚Ihr Leute, ruht euch; steigt auf jenen Hügel. Er bietet eine weite Fernsicht! Genießt sie!'? Niemals, ihr Späteren, haben wir solches vernommen. Denn was wir lernten,

entsprang dem Dogma von Lehrern alter Zeit, welche usw. usw.“

Also werden die Heutigen aus ihren Gräbern heraus den Späteren antworten — mit vollem Recht! Denn die, die das Material zum Bau eines Palastes herbeitragen, sind nicht die gleichen, die später darin wohnen werden.

Mit eindringlichem Ernst habe ich oftmals die Frage mir selbst vorgelegt und erwogen: welches wohl die entscheidende Wirkung eines lang- und vieljährigen Lebens und Verkehrs wie des meinigen mit andern Völkern, sei es Europas, sei es Afrikas, sei. Mag diese Frage nun nach dieser oder nach jener Seite gewendet werden, die Antwort bleibt immer die gleiche:

Die Erscheinungen des Lebens und der Umwelt werden dem Bewußtsein des Menschen von zwei entgegengesetzten Seiten her zugänglich. Nämlich einmal durch Erfassen von innen her, und dann führen sie zur Ergriffenheit. Zum andern aber durch Zupacken von außen, und dann werden sie zu Teilen des Begriffslebens. Es hat einmal eine Zeit gegeben, in welcher die beiden Arten solcher Lebens-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erweiterung sich einheitlich auswirkten. Mir will es so scheinen, als wäre solch herrliche Harmonie mit den Griechen verklungen. Denn dann kam die „Raison“ und damit das große Schisma. Ergriffenheit und Begrifflichkeit wurden aus ihrer polaren Einheit herausgerissen; aus dem Zwiespalt wurde ein Wettstreit. Mit dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts hatte die Kunst der leeren Begriffsbildung den Sieg erobert — wenigstens für den Augenblick, — triumphierte unter dem exklusiv gewordenen Titel der „Wissenschaft“ und ordnete die Welt ihrem Schema unter. Mit der kausalen Methode versuchte man nun auch vergangene Zeiten und fremde Völker zu begreifen und zu erklären, außer acht lassend, daß man an ihnen keine Geisteshaltung voraussetzen durfte, die man wohl selbst hatte, die aber früheren Zeiten und anderen Menschen völlig fern lag. — Die Menschheit, die das erste Feuer bereitete, die homerische Menschheit, die Menschheit der hochmythologischen Periode, alle mußten vorschriftsmäßig seelisch und mental so ausgesehen haben, wie die Söhne rationalistischer Begrifflichkeit selbst waren, und wie diese

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Epigonen es auch von ihren Altvorderen gewesen zu sein verlangten. — Auch ich wurde in solchem Sinne erzogen und zum erwachsenen Menschen. — Blieb solcher (selbstverständlichen) Ansicht —

— bis ich in die hohe Schule Afrikas kam;

— allwo die Schulweisheit versagte;

— allwo ich dann die erhabene Ergriffenheit als Leitkraft des Lebensgefühles erst bei anderen Völkern, dann in eigener Seele verehren lernte;

— und sah, daß Ergriffenheit und Begrifflichkeit so zueinander gehören wie Papa und Rangi im Urbeginn der polynesischen Welt; wie Oberteil und Unterteil des Ureies vor dem Aufgang der ersten Sonne. —

Damit ist die Antwort auf obige Frage gegeben. (Das Weitere aber über Ergriffenheit und Begrifflichkeit wird im zweiten Teile des VII. Bandes der „Erlebten Erdteile" gesagt werden.)

Der Uebergang von der Zeit des einen von innen heraus auf die Umwelt wirkenden Lebensgefühles in die des zweiten, in der ein anderes

vom Ganzen aus das einzelne bedingt, fordert und bringt damit auch eine Umstellung des Urteils. Die neue Sehweise wird die Einseitigkeit dogmatischer Begriffsvorherrschaft nicht mehr kennen. Die Ergriffenheiten werden als nicht mehr zu negierende Vorgänge die Handlungen der Begriffsanwendung regeln. Die neue Aufgabe ist es, mit den Ergriffenheiten als dominierenden Kräften die Begriffe dem schematischen Mißbrauch zu entziehen und sie in zeitgemäße Ordnung zu bringen.

Diese Arbeit muß also begonnen werden mit einer gründlichen Operation. Das Wort Weltgeschichte sollte doch wohl für die Vergangenheit verworfen werden. Was wir vom Werden der bisherigen Menschheit wissen, ist grauenvoll kleinliches Trümmerwerk von unendlich vielen Bauplätzen, deren Zusammenhang als zeitliche Einheit sicherlich niemals bestand. Also war denn auch die bisherige Weltgeschichte mehr vom Leimtopf des Klebemeisters als von der natürlichen Ordnung der Scherben abhängig. Jedes Volk hat seine Geschichte, und die geschah als Ereignis vom Inneren des Volkes nach außen. Weltgeschichte in meinem Sinne

setzt erst ein, wenn die Welt als solche Ausgangspunkt des Geschehens ist und jedes Einzelschicksal als Glied dieses Giganten deutlich wird. (Daß das Wort „Weltgeschichte“ auch dann noch schlecht und irreführend ist, mag zunächst unerörtert bleiben.)*)

Die kommende Sehweise verlangt Umstellung des Sehwinkels. „Es“ muß gelernt werden, „von andern Räumen“ und „von andern Zeiten“ aus zu sehen. Solches Vermögen zu erreichen erachte ich als die vornehmste Aufgabe der Kulturmorphologie! Dieses Ziel sollen zunächst die nachfolgenden drei Bände vorzüglich näherbringen.

Im vorliegenden fünften und bald folgenden sechsten Band soll die Aufgabe gelöst werden, Afrika und seine Kulturen von Afrika selbst aus zu verstehen. Der siebente Band wird der Bedeutung der Raum- und Zeitgestaltungen, der Schau durch die Zeit hindurch und über den Raum hinweg gewidmet sein.

---

*) Vergl. Bd. VII „Erlebte Erdteile“.

Lange Zeit hindurch habe ich geschwankt, wie ich dem Leser „mein" Afrika am leichtesten nahe bringen könne. Die Ueberzeugung von der gegenseitigen und sich ergänzenden Bedeutung der Ergriffenheiten und der Begriffe führte zur vorliegenden Lösung: im ersten Bande die Macht des Selbsterlebten auf das Gemüt wirken zu lassen und im zweiten die natürliche Gliederung vorzuführen. Eine im ersten Teil gewonnene Ergriffenheit wird die Begreifbarkeit des zweiten erleichtern.

In diesem Bande habe ich versucht, die Herrlichkeit einer uralten Kultur, die ich noch miterleben durfte, vor ihrem Untergange wiederzugeben. —

Das alte Afrika stirbt!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE UMWELT.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Der Lebensraum.

Wir durchlebten ein Trümmerfeld.

Alles, was hoch, hehr, unantastbar als Gebundenes und Geschlossenes, gleich einer heiligen Akropolis unser Dasein umgab: die Ueberzeugung von der zweckhaft bewußten Mechanik des Schicksals jedes Menschen, die Gebundenheit der Staatsformen, die Organität unserer kausalen Weltanschauung, der Sieg des Menschen und seines Verstandes über die rohen Kräfte der Natur und des Instinkts, die Sicherheit in der Erziehung des Menschen zum Menschheitsgedanken, zur logischen Ethik, zum geruhsam abschließenden Bürgertum, zum Führertum, zur Einheit und Harmonie — alles das liegt in Trümmern, in Ruinen und Scherben um uns her. Das Erdbeben, das im Jahre 1914 mit starken Zuckungen (die doch nur erste leichte Wallungen waren) anhob, hat die Illusion der

Menschen des Abendlandes zerstört. Aller Verstand versagte. Kein Führer war fähig, dem Ausbruch der Elemente standzuhalten. Als Geröll liegt heute vor uns, was die Menschen als hochragendes Ewigkeitswerk erachteten!

Ein neuer Turm zu Babel.

Und scheu, wie gierig zucken die Augen der Menschen in die Runde über die Erde — scheu, daß der Blick nicht täusche, gierig nach festen Anhaltspunkten. Im Abendland, in dessen Nachbarländern, in Europa und all seinen Dependancen Trümmer. Was steht noch? Was blieb aufrecht? Der Blick wird eklektisch. Das Wesen der Uralten, der Primitiven, der Uebergeschichtlichen soll die Antwort auf die Frage geben, ob es etwas Wertbeständiges, unbeweglich Standhaftes, etwas jedem Gewitter und Erdbeben und Zermalmen Widerstand Gewährendes gibt. Indische Mystik, chinesische Weisheit, Kunst aller Orte und Okkultes aus jedem Winkel soll sprechen, wird angeschrieben, beopfert, angebetet und gepriesen. Aber was sich nun auch alles an Schönem und Großem solchem Lugen und bangen Umschauen erschließt, — nichts, nichts gewährt Sicherheit,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

denn alles, alles raunt, kündet, spricht von der Ewigkeit der Phänomene und deren — Wandel.

Unter den Fremdheiten, die sich bei solchem Schweifen nach Rätsellösung den Menschen als Neuland erschließen, ist Afrika das Erstaunliche an sich, weil der letztentdeckte, der naive, der schlicht kulturbeständige Erdteil Wenn irgendwo, so hat sich hier die Landschaft, der Lebensraum in seiner Eminenz und Potenz, in seiner intensiven Beziehung zur Kulturgestaltung erwiesen. Am Beispiel Afrika wird manche Erscheinung durchsichtig, manche Problemstellung neu formuliert. — Kurz will ich an wenigen Beispielen aus dem praktischen Erleben des Forscherdaseins einige Züge charakterisieren.

Das, was die Phantasie der meisten Menschen Europas auch heute noch am Afrikanischen und an der afrikanischen Landschaft am stärksten berührt, ist zum einen der Urwald und zum anderen die Wüste. Vom dritten, von der Steppe Afrikas weiß der „homo Europaeus" wenig. Was aber weiß er nun von allem zusammen?

Was bedeutet Afrika dem Gesicht des Volkes?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Urwald und Wüste. Der Urwald tropisch, herrlich, eine himmelragende, domhafte Pracht! Blüten, Orchideen, herrlichstes Grün, reizende Verschlingungen von zierlichen Lianen, zwischen Blumen und Zweigen eine bunte Vogelwelt, schwirrende Bienenfresser von Blüte zu Blüte gleitend, bunte, geschwätzige und kreischende Papageien, heitere Affen als bizarrer Ausdruck im Uebermut sich tummelnder Schöpfungslaune. Dazwischen von Zeit zu Zeit ein gewaltiges Krachen und Stampfen, Rumoren und Bahnbrechen: Elephas Africanus, der Herr des Waldes, zerteilt die üppigen Wände einer riesenhaften, nur dem Riesen selbst untertanen Herrlichkeit, die ein Monument des Lebens ist.

Dicht daneben, scharf absetzend, der Gegensatz: die Wüste, die starre Architektur des Todes. Droben das Auge des Zornes, der Sonnenball, verzehrend, zerstäubend, durchglühend. Sie, die Sonne, ist eine Gottheit des Mordes, ein Baal. Drunten auf der Erde hat sie alles vernichtet, jeden Baum, jeden Busch, jeden Grashalm. Nur starre Steinmassen ragen empor, gleich dem Knochengerüst vorsintflutlicher Saurier, starren empor aus der Asche, zu der die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

grimme Glut sogar sie, die Felsen, versengte, aus dem Sande. Müde schleppt sich eine Karawane, ein Kamel, ein Reiter, ein wilder Hund dahin und sucht mit verzweiflungsvoller Hingabe der letzten Kraft die versickernde Neige eines ausgekochten Rinnsales. Der Habub, der Sandwind, der nachgeborene Bruder des Mordgottes Sonne, fegt dann aber über das Land und bettet die letzten Tropfen des Naß, das letzte Tier und den letzten Rest eines tollkühnen Menschenhäufleins, das sich in diesen Tempel des Todes wagte, in das Laken ewiger Nacht.

Vom dritten, von der Steppe hat die allgemeine Volksvorstellung Europas kein rechtes Bild. Sie hat auch kein Interesse daran. Es verlautet heute etwas von „Safari" und Gnu mit Giraffe und Strauß sowie von Löwe. Aber etwas Rechtes ist das nicht. Die afrikanische Steppe, die Zega, hat sich bis heute auch nicht annähernd die Popularität der Pampas, Pußtas, Tundren und Prärien erobert. Davon wäre also am meisten zu erzählen. Vieles aber auch vom Urwald und von der Wüste — allein schon deshalb, weil das Leben so gar nicht recht mit dem Klischee der Fiktion übereinstimmt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Denn ich sah den Urwald ganz anders.

Viele Monate lang bin ich in diesen Wäldern gewesen, im südlichen wie im nördlichen Guinea. Ich durchwanderte sie im Frühling und im Sommer, im Herbst und im Winter. Aber niemals empfand ich sie als Fülle des Lebens, nie als Quelle, nie als Ursprung. Stets und ununterbrochen waren die Bilder trüb und düster. Nur wo ein Strom seine gelbe und schwarze Flut in einem Spalt durch die gewaltige Wildnis dahinwälzt, plätscherte und gackerte ein Lebendiges, eine Schar plumper Flußpferde, einige Vögel, ein Elefant, ein Affenvölkchen, ein Schwarzwild, gaukelten einige Schmetterlinge. Im Walde selbst war es still, ganz still, ohne Affengeplapper und Vogelgezwitscher. Nur ein Geräusch werde ich nie vergessen, denn es quält mich heute noch in Fiebernächten: das regelmäßige, rhythmisch schwellende und sinkende Stöhnen der Milliarden von Insekten, die in und um einen morschen Baum ihr Werk ausführen, einförmig, immer und immer sich wiederholend und dumpf wie eine Klage über Verfall und Zerstäuben, wie drohende Mahnung an die Vergänglichkeit des Irdischen gerade in seinen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gewaltigsten Gestalten. Daneben dann plötzlich ein alles verschüttendes Krachen! Ein Waldriese ist gestürzt; niederbrechend hat er Gebüsch und Lianen, Zweige und junge Bäume zermalmt und ein mächtiges Stück Erde aus dem Mutterleib emporgerissen. Aber kein schillernder Vogel, keine bunten, prangenden Blumen! Lianen umschlingen wohl zierlich die Bäume, aber um sie zuletzt zu ersticken. Nirgends und zu keiner Jahreszeit jungknospender Gruß. Farbe und Laut, Gestalt und Sinn, alles harmonisch zusammenklingend zu einem erhabenen und schwermütigen Choral von der Erhebung der Seele bis zur Vorstellung des Grabes als Ziel alles Lebens.

So sah ich den Urwald.

Und die Wüste?

Blickst du im Urwald Afrikas gen Himmel, so findet dein suchendes Auge hoch oben, 50 bis 60, ja 70 bis 80 Meter über dir einige kleine Lücken, durch die der ferne Himmel wie aus einem Jenseits hineinblinzelt; nur selten findet ein feiner Sonnenstrahl den Eingang in die obere Wölbung; die Erde selbst erreicht er nicht. In der Wüste ist aber vielleicht ein

Zehntel Stein und Sand und neun Zehntel Himmel, Sonne, Licht; ein Bruchteil Bestrahltes, und auch dies bestrahlt; das Gesamte ein strahlendes Lichtmeer, das um so heller loht, als einige wenige, aber starke Schatten den Gegensatz betonen. Der Urwald eine Höhle, ein Gefängnis, ein Ausschluß der Blickweite, die Wüste ein Unbegrenztes, zum Schweigen, zum Flüchten, zum Sinnen Zwingendes. — Wohl glühende Tage, aber kühlende Nächte. — Wohl ein begrenzter Horizont, aber ein Zwang, von der Erde zum Himmel aufzublicken. Wohl weit, weit, weit im Erstreben des Zieles, aber stets gewärtig der alle Entbehrung am Ende vergoldenden Seligkeit der Insel, der Oase, deren Jenseits allerdings wieder — — —. Diese Allgewalt des Himmels, diese im Wandern sich stets erneuernden Bilder des Ausgedehnten, die Farbenpracht des Himmels am Abend, die Herrlichkeit fast nie getrübter Sternenhimmel, das alles ein Bild der Ewigkeit, ausgedrückt in den monumentalen Formen irdischen Erlebnisses.

Grab und Ewigkeit als Wesen der Landschaft — das die Gegensätze. Dazwischen liegt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

breit und stark, blutwarm und zukunftsschwanger die Steppe. In Wüste und Urwald verklingt sie. Von den Gegensätzen will ich zuerst sprechen: sie wollen uns erkennen lehren, was an Großem die dritte bietet, die große Unverstandene, die Steppe, die Heimat des Lebens.

Urwald und Grab, Wüste und Ewigkeit umrahmen das Land der Borne des Seins und Werdens, der Steppe, der Zega.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2. Im Urwald.

Es war am 13. April 1905. Wir wanderten durch einen wilden Winkel des Kongolandes, durch das Kassai-Kuilugebiet, in welchem man damals noch Flüsse von der Größe wie Isar oder Inn entdecken konnte. Einst hatten unbegrenzte Urwälder das weite Land verhüllt. Aber kleine Völkchen hatten hie und da, wo welliges Land kleine Erhebungen bot, mit Feuer und Axt Lücken gebrochen und sich mit Feld und Dorf in den dichten Waldplatz hineingefressen. Wie auf Inseln lebten sie nun in der Waldwüste. Jedes Dorf für sich, jedes Stämmchen ein isolierter Organismus. Nur ganz schmalzackige und kurvige Jagdpfade verbanden die Niederlassungen. Jeder kämpfte jahrein jahraus für sich, sein Recht, seinen Besitz, sein Behagen.

Am besagten 13. April kamen wir aus dem dumpfen, modrig-sumpfigen Urwald der Ba-

d i n g a, eines stark tierisch, muffig, düster sich gebarenden Waldstammes. Wir stiegen aus der Niederung den leicht gewölbten Rücken, auf dem das Dorf B i e m b e, eine neuerliche Gründung des von Süden nach Norden vorrückenden Babundavolkes lag, empor. Zwischen Badinga und Babunda war ewiger Krieg. Der Weg war „gestorben". Auch für Eingeborene. Ein Europäer war hier nie gewesen. Alle Leute waren auf einen kriegerischen Empfang vorbereitet. Zurufe aus der Ferne sagten unsererseits Frieden zu. An der Spitze der Kolonne kam ich in Biembe an.

Da stand ich denn nun in einer frisch entdeckten Siedlung. Entzückende, aus Palmenblättern errichtete Hütten, mächtige Pfahlgerüste davor. Alles Ordnung und Sauberkeit. Rund um die die Kuppe einnehmende Siedlung mit Steppe bedeckter Hang. Unten Wald, Urwald, dunkelgrünes Düster. Und im Dorf kein Mensch. Alles: Männer, Frauen, Kinder, Ziegen, Hühner in den Wald geflüchtet. Jeder Begleiter, jeder Träger sagt: „Sogleich kommt der Regen der Pfeile." Ich aber habe festen Willen zum Frieden. — Wieder lasse ich durch Rufen in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Wald den Friedensgruß verkünden. Auch gewinnen wir einen Erfolg. Ein lockeres Band wird zwischen Morgen und Abend geschlungen. Mehrere Babundajünglinge schleichen angsterfüllt dem ersten Bleichgesicht zu. Abends bleiben sie weg. Unsere Leute lagern und essen. Schweigen ringsum. Im letzten Leuchten der Abendsonne saust der erste Pfeil in den Rücken eines schmausenden Trägers.

Und dann schneidet ein vielhundertfältiges Schreien und Brüllen das eisige Schweigen scharf ab. Die Meute brüllt unten im Wald. Wir auf der Höhe sind das Wild. Die Weiber kreischen gellend Ansporn zur Jagd. Daneben setzt der Trommeltelegraph ein. Die erste Trommel ruft ganz dicht bei unserem Lager aus dem Wald: „Baschi suckasucka!“ (Morgen in aller Frühe!) Die Trommeln aus den nächsten Dörfern antworten: „Baschi suckasucka!“ Immer weiter fort pflanzt sich das Signalwort, der Ruf zur Schlacht am Ende der Nacht; aus allen kleinen Weilern auf der Höhe der nahen und ferneren Hügel klingt es wider. Vom Signal ging die Unterhaltung dann über zu Einzelheiten. Ein Holzgong rief: „Es kommen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hundertfünfzig Leute sogleich zu euch!" ein anderes: „Wir senden euch hundert Leute!" usw. Ein Telegramm lautete: „Bringt uns genug Pfeile mit," ein etwas liebenswürdigeres: „Vergeßt den Malafu, den Palmwein nicht." Eine sehr originelle Nachricht sagte: „Wir, die Leute von Malekke, können erst in Biembe eintreffen, wenn der alte Mann hustet." Mit dieser Bezeichnung ist die Stunde gemeint, in der gegen Ende der Nacht ein kalter Wind über das Land streift und die fröstelnden Alten sich hüstelnd dichter in das Bettlaken (das Umschlagetuch des Tages) hüllen.

Drunten im Walde telegraphieren sie dröhnend, trinken Palmwein, begrüßen kreischend eintreffende Gäste, gellen Kriegsschreie. — Bis ein Uhr nachts. Dann braust ein Tornado, ein schweres Tropengewitter, über das Land und verschlingt in seiner Uebergewalt der Töne Telegraphengerassel, Weiberhetzen, Trinksprüche und Kriegsrufe. Majestätisch zucken ununterbrochen Garben von Blitzen zwischen Wolkenmassen, Wald und Steppenhügel. Der schwere Regenguß verdünnt unten Palmweinrausch und Kriegslust.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als ich einige Tage später dem neu entdeckten Kamtschastrom nahe kam, fingen meine Leute eine letzte Depesche des Holzgongs der Babunda auf: „Der Weiße, der in Biembe das Gewitter gemacht hat, hat in dem Orte Biembe ein Messer (also einen für diese Leute hoch wertvollen und begehrenswerten Artikel) liegen lassen. Wir schicken es ihm durch die Badinga von Madibu" — und ich erhielt das wertvolle kleine Gerät in der Tat ganz richtig ausgehändigt — —

Dieser kleine afrikanische Trommelkasten kündet Bände.

Ach, es ist ein so einfaches Holz: ein quer gelegtes, quer eingeschnittenes und innen ausgehöhltes Stück eines Baumstammes; man schlägt gegen die Wände und erreicht zwei Töne. Mit den beiden Tönen wird eine Sprache gemorst, die alle Stämme eines Gebietes verstehen. Es ist eine kindlich-einfache Sache und doch ein gewaltiges Kulturgut. Denn man kann ja alles mit diesem Gong weitergeben, kann Namen mitteilen und alles ausdrücken, was die Wortsprache zu sagen und zu künden vermag.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dieser Holztelegraph bedeutet die letzten Reste eines uralten hohen Kulturgutes — einst vollendet am Ende einer wer weiß wie langen Entwicklungsreihe und heute nur noch lebend bei den Waldvölkern an den Wasserrinnen der Tropen. Noch lebend. Gerade noch lebend; denn dieses Kulturgut stirbt vor unseren Augen aus. Es hat sich aus uralter Zeit in den Urwald geflüchtet; es lebt da in Refugien, in Zufluchtsorten. Und wenn diese erschlossen werden, dann stirbt das Ehrwürdige, Alte aus: abrupt, plötzlich, unvermittelt.

So geht es mit all den herrlichen Besitztümern, die in den Wald kamen. Einst blühte in Westafrika eine prachtvolle, reiche Kultur. Wir kennen sie aus den Funden meiner Ausgrabungen, die in schönen Steinschnitten, Kacheln, herrlichen Terrakotten, erstaunlichen Gelbgüssen usw. bestehen. Ihrer Verteilung an der Küste des Atlantischen Ozeans entsprechend habe ich sie als atlantische bezeichnet. Die Kultur zierte Holzgefäße mit entzückenden Mustern, webte farbige Plüschstoffe, schuf große Architekturen. Vor langer, ach, vor sehr langer Zeit ist diese Kultur an den Küsten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Afrikas verblaßt. Die ersten Europäer trafen nur noch letzte Spuren. Diese zogen sich vor dem Anschwall der neuen Zeit zurück in das Inland. Sie verbargen sich in den Wäldern. Dort trafen wir sie noch. Aber wie?

Als ich in die bedeutendste Zufluchtsstätte, zu den Pianga kam, war da keine Matte, die nicht entzückend geflochten, kein Löffel, kein Becher, kein Kamm, keine Tabakspfeife, die nicht reich geschnitzt, keine Elfenbeinflöte, die nicht über und über geziert, kein Stoff, der nicht prangend geplüscht war. Die Häuser das Grazilste, was Flechterei (auch japanische) leisten kann, jeder Pfeiler ein Kunstwerk, jede Tür ein Schnitzwerk. Aber die erste Berührung der sorgfältigst sich Isolierenden und Abschließenden mit den benachbarten Steppenstämmen genügte, die ganze Herrlichkeit auszulöschen; wie wenn ein grober Fingergriff den Flügel eines bunten Schmetterlings entzaubert.

Wenn die Kulturen sich in den afrikanischen Urwald flüchten, so ist es das gleiche, wie wenn der todkrank verwundete Elefant in die Suhl seines sumpfigen und waldigen Lagers flüchtet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Er tut es, um dort zu verenden. Und wenn sich die Kultur in den Urwald verkriecht, dann muß sie auch sterben. Denn der Urwald ist Grab, aus dem das höhere Leben nicht auftaucht, sondern in dem es verdämmert.

Schwermütig, dunkeldüster, lichtlos und einsam ist der Urwald Afrikas. Unendliche Trauer verkünden die hochragenden Wände uralter Riesen, die ihm die Kuppel des Grabes aller höheren Kultur gestalten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Aus der Wüste.

Mitte Februar 1914 hatte ich mit der Expedition über F i g u i g im südlichen Marokko den Weg bis zu der Oase T a g h i t in der westlichen Sahara zurückgelegt. Tagelang waren wir durch die Hammada, die steinige Wüste, durch Dürre und über die anorganisch gewordene Steinkruste von Wasserstelle zu Wasserstelle getrottet. Eines Tages spaltete sich die rotbraune Felsmasse, der Spalt gewährte Fernblick, und just mit dem letzten Tageslicht entschleierte sich uns das bezaubernd idyllische Diorama der Oase T a g h i t. Durch die Kluft zwischen den rechts und links sich auftürmenden dunklen Steinflözen leuchtete unten das zarte Grün frühlingsfrischer Gerstenfelder, überragt von den majestätischen Dattelpalmen, geziert mit rosablühenden Buketten (wohl aus Mandelbäumchen gebildet) — darüber als Horizont zwischen Oase und farbig

leuchtendem Himmel ein feiner, gelblich-weißer Saum, der Erg, die Sandwüste, hier die jenseitige Wüste der Oase-Insel bildend. Wir alle, meine Frau, die Assistenten und die Maler der Expedition, ja sogar die Kameltreiber und die räuberisch-kriegerische eingeborene Begleitmannschaft, waren bezaubert. Nur mein Dolmetscher, der ruhig freundliche Butkil, schien unberührt und schaukelte mit unveränderter Miene auf seinem Kamel neben mir. Er sagte nur: „So ist es immer, wenn die Wanderung durch die Wüste zu Ende ist."

Vier Wochen verbrachten wir dann gleichsam im ununterbrochenen Rausche in dem im sonst ausgedörrten alten Susfanatal etwa zwanzig Kilometer weit sich erstreckenden Oasengebiet. Ein unbeschreiblich weit und tief ausgedehntes Leben erschloß sich uns. Die fleißigen Bauern, emsig beschäftigt mit der ununterbrochen wechselnden Regulierung und Umleitung der Wasseradern und mit dem mühsamen Kampf gegen die ständig näherrückende Welle des Erg (die Sandverwehung), und deren kümmerliche Lehmhäuser und reizvolle Gärten ein Bild der Gegenwart. Unter dem Abhang

der Hammada Ruine neben Ruine, Reste alter, herrischer Berberburgen aus dem Mittelalter. An den Wänden der Steinkante prägnant eingekratzte Bilder des längst ausgestorbenen Urbüffels, seit Menschengedenken verschollener Antilopen und sonstiger Tiere der Vorzeit als Belege reger Tätigkeit der mittleren Steinzeit. Und oben auf der Hammadakante entdeckte ich endlich ein „Atelier" der ältesten Steinzeit: Tausende von Absplittern, altes Steinwerkzeug, Schaber, Faustkeile. — Bis zu solcher Tiefe behält das Dasein hier seine vernehmbare Sprache!

Eines Tages wanderte ich wieder mit Butkil über den Rand der Oase gegenüber dem Dörfchen Barebi. Wir schlenderten über die Fundstelle der Werkzeuge aus der ältesten Steinzeit. Beide ließen wir den Blick über die Felsmassen unter uns streifen und pickten bald hier, bald dort von den rotpatinierten Steinsplittern zur Füllung des seitwärts hängenden Säckchens auf. So eifrig war ich hiermit beschäftigt, daß ich es nicht wahrnahm, daß Butkil hinter mir zurückblieb. Als ich mich nach ihm umwandte, stand er gleich einer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Säule, die Augen nach Westen gewendet, in einiger Entfernung. Ich folgte seinem Blick aufmerksam. Siehe da, gar nicht weit von uns waren einige sehr fragwürdige, zerlumpte Gesellen aus einer Felsplatte aufgetaucht, die auf uns zukamen. Viel räuberisches Gesindel trieb sich damals gerade in der Gegend umher. Da aber Butkil keinerlei Anzeichen von Besorgnis zeigte und immer nur ernst den Näherkommenden entgegensah, so hatte ich keine Veranlassung, mich irgendwie in meiner Sammeltätigkeit stören zu lassen. Also nahm ich meine Beschäftigung unbekümmert wieder auf.

Nach einiger Zeit aber kam Butkil mit den Fremden hinter mir her. Sie waren abgestiegen und standen nun in der ganzen Jämmerlichkeit ihrer Erscheinung vor mir. Nunmehr erst wurde mir die ganze Erbärmlichkeit ihres Aeußeren offenkundig. Die Kleider der vier Männer waren regelrecht zerfetzt und hingen teilweise in Lumpen um den Leib. Die Farbe war so schmutzig, daß sie nicht benennbar war. Die Gestalten schlank und hager. Keine Spur von Fett. Die Haut braun, sonnenverbrannt, fast mumienhaft. Aber die Augen laut, offen und

blickstark. Das Gebaren stolz wie das von Königen. Butkil stellte mir den vordersten vor: „Der Scheich, der Besitzer der Oase." Und als ich ihn über solcher Mitteilung verblüfft, wohl etwas dummstarr ansah, kam als Ergänzung heraus: „Die Bauern unten sind nur seine Hörigen; er ist der Herr, ihm gehören alle Dattelpalmen und die ganze Ernte."

Nun, für so außerordentliche Elegants hatte ich ja die guten Taghiter Bauern bisher auch nicht gehalten. Aber sauber und ordentlich waren sie mir immer erschienen und am heiligen Freitag sogar als würdige Vertreter eines ansehnlichen Besitztums. Diese also waren nur Hörige, Verwalter, Arbeiter im Dienste solcher Lumpen wie die, die nun vor mir standen?

Die Unterhaltung floß. Ich hörte nur, daß ich hier vor den Vertretern einer hochadeligen Kaste stand, daß diese Herren ihr Leben fast nur in der Wüste verbringen und nur gelegentlich, zum Verkauf der Dattelernte, zur Verrechnung mit den Hörigen, zur Schlichtung von Streitfällen und zur Uebernahme von Vorräten in ihre Oase kommen. Sonst kampieren sie Sommer und Winter in den Zelten an den mageren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weide- und Wasserstellen der Sahara. Ihr Leben ist ausgefüllt von Reiten, Reiten, Reiten, gelegentlichen hübschen Räubereien und natürlich sehr vielen Liebesabenteuern. Sie nennen sich Araber und blicken mit einer unnachahmlichen Geste der Verachtung auf die Schauja, die elenden Berberbauern der Oase, herab. Von den Ruinen der Burgen zu unseren Füßen wissen sie nur, daß das einst die Kastelle ihrer Ahnen, der großen Araber zu Mohammeds Zeiten gewesen sind (sic!).

Ich warf dazwischen, daß man mir gesagt habe, diese Burgen seien einst von den heute so verachteten Schauja, den Berbern, den Vorfahren der heutigen Bauern, errichtet worden. Ich sagte ihnen, daß die Namen der Ruinen dafür sprächen; denn diese seien Schaujanamen. Hierauf erwartete ich eine ausfällige Antwort oder eine Verlegenheit. Nichts davon. Der verlumpte Ritter stand nur auf und führte mich auf eine kleine Erhöhung. Er wies mit der Hand nach Süden und sagte: „Reite, reite, reite, du wirst weit reisen müssen, bis du zum Sudan kommst. Alles das ist Land der Menschen aus Arabien.“ Er wies nach Westen und sagte:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Reite Tage und Wochen, und du kommst an das große Meer. Alles das ist Land der Menschen aus Arabien.“ Er wies nach Osten und sagte: „Reite ein Jahr lang, und du kommst endlich nach Mekka, nach Arabien. Alles das ist Land der Menschen aus Arabien geworden. Nicht einmal; denn wir waren als Moslim nur letzte aus Arabien. Vorher kamen die Söhne Hymrs. Das ist lange her. Kein Mensch kann die Jahre zählen. Das waren die vorletzten. Man sagt, das seien die Väter der Berber gewesen. Vor denen waren wieder andere.“ Dann wies er auf das in gewaltigen Linien den Horizont nach Osten bedeckende Sandmeer und sagte: „Sieh den Erg. Er besteht aus feinem Sand. Er rieselt durch die Hand. Jedes Körnchen ein Nichts. Alle zusammen ein Gebirge. Das Gebirge wandert stets und ständig. Mit jedem Windhauch tritt er ein wenig näher heran und rieselt immer dichter um die Palmen, immer dichter. So ist es mit den Menschen aus dem Lande Arabien. Ein einzelner nichts, alle zusammen ein Gebirge, das wandert, das jede Oase verschlingt. Wie willst du nun wissen, ob dies ein Berber, jener ein Araber ist? In der Oase wird

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Land zum fruchtbaren Erdreich, in der Oase wird der Mensch zum Baum. In der Wüste bleibt der Mensch Mensch aus Arabien und reitet und wandert und wälzt sich als Sandkorn im Erg."

Hoch und adelig stand der Mann vor mir.

Butkil murmelte mir zu: „Der Mensch ist ein großer Gelehrter. Er führt stets den Koran mit sich." Er wies auf eine vorher nicht von mir beobachtete Ledertasche, die aus dem Burnus herauslugte. Ich sagte zum Scheich: ‚Aber sie waren nicht immer gleich, die Menschen aus Arabien. Erst Mohammed hat euch den Koran gegeben." Der Scheich schüttelte den Kopf: „Nein, Sidi, das ist anders. An jedem Abend lese ich im Koran. Ich kenne ihn auswendig. Es ist keine Stelle darin, die etwas sagt von einem anderen als Allah. Allah war stets. Allah war zur Zeit Abrahams und zur Zeit Isaaks, zur Zeit Davids und zur Zeit des Jesus, den ihr zum Gotte gemacht habt. Allah war stets und wird stets sein. Nur die Menschen sehen ihn anders. Allah ist ewig, die Hammada ist ewig, der Erg ist ewig. Man sagt, du suchtest alle Hadschra Maktuba (die Felszeichnungen)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf. Die Schauja sagen, es seien Tiere darauf geschrieben, die vor den Menschen gelebt haben, sie seien von den Engeln aufgezeichnet. Es steht hiervon nichts im Koran, und ich glaube es nicht. Es war nie anders, und es wird nie anders sein. Denn Allah ist von Anfang an, die Erde ist von Anfang an, die Menschen sind von Anfang an. Gehe in die Wüste, lebe dort mit uns, und du wirst ein Moslim werden."

Wir trennten uns.

Stolz und hocherhobenen Hauptes schritt der Philosoph mit seinen Begleitern zu den Reittieren zurück. Aeußerlich ein Lump, von Wesen ein Mann hohen Adels. So gab er auf dem Hintergrunde des in tausend Rissen zerborstenen Steinmantels der Erde eine gute Staffage ab und ein lebendiges Beispiel seiner eigenen Worte über die Ewigkeitstiefe dieser Erscheinungswelt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Die Borne der Steppe.

Die Landschaft Afrikas, von der am wenigsten bekannt ist — die Steppe. „Steppe Afrikas", das klingt volksmäßig schon so gar nicht anreizend, das ist etwas Trockenes, ewig Gleiches, Einförmiges, so ganz und gar nichts andeutend von den pikanten Sensationen und schrecklichen Gefahren, an denen Wüste und Urwald so reich, ja überreich sind. Sonnenglut, Durst, Verirrungen, Hunger, Sandstürme hier und Kannibalismus, Fieber, Sumpf, Weglosigkeit dort — ja, das lobe ich mir als Delikatessen der Phantasie, damit kann der beschreibende Reisende noch wirken. Aber Steppe? Was heißt Steppe? Viel, sehr viel Gras, Akazien, Gestrüpp, die üblichen Jagden, vielleicht einmal ein kleines Erlebnis mit einem Löwen, ein Ritt durch erstaunlich hohes, über dem Kopf des Reiters zusammenschlagendes Elefantengras, Scherereien mit Eingeborenen, die den Durchgangszoll erheben, und zuletzt noch im Herbst

ein hübscher Steppenbrand, der aber nachgerade allen Kredit der Schreckhaftigkeit (gottlob) eingebüßt hat. Ja, das ist sicher: die Steppe hat fürs erste ganz und gar nichts Verlockendes — fürs erste, d. h. für diejenigen Augen, mit denen solche Dinge bisher überhaupt angesehen wurden.

Aber gibt es nicht vieles, das sich erst spät den Augen der Menschen entschleiert? Und birgt nicht gar häufig das Spätreifende doppelte Süße, höhere Intensität und stärkere Nährkraft?

In mancherlei Gegenden lernte ich die Steppe Afrikas, die große Zega, kennen: im Süden an den Quellströmen des Kongo-Kassai, im Osten in Kordofan, im Westen im Senegal-Nigergebiet, im zentralen Sudan in Adamaua und in den Benueländern. Ich sah sie in ihrer ganzen gewaltigen Ausdehnung und an ihren Rändern, da, wo sie in den Urwald, und da, wo sie in die Wüste übergeht. Und überall war sie stark, weit, lebensvoll, schicksalsreich. Ich will euch aus dem Bilderbuche meines Lebens einige Skizzen der Zega zeigen:

Januar 1906. Wir sind in der Stadt eines Fürsten vom Volke der Kanioka angekommen.

Das Volk kam weit vom Süden her. Es ist reich an alten Sagen von dem großen Kaiser der Vergangenheit, von Muata Jamvo, dessen Macht ganz versiegt ist. Aus seinem Blute stammt der Fürst Binene. Er zeigt mir stolz den mächtigen Palast, eine gewaltige Glocke, in die sein Privathaus eingebaut ist. Solche Paläste besitzen alle Nachkommen des einstigen Reichsgründers, so erklärt er. Dann zeigt mir der junge Stammbaumstolze seine Insignien. Uralt sind sie. Mittlerweile rasselt draußen die Hofkapelle ihre rhythmischen Harmonien, tanzen Krieger mit Waffen, blasen Flötenspieler im Reigen, die Erde stampfend, die Nationalhymne. Jauchzen und Jubeln, Dröhnen und Pfeifen schallt zu uns herein. Die Gewalt der Töne als Ausdruck der Macht eines edlen südafrikanischen Fürsten.

Der Fürst Binene hat sich selbstbewußt und stolzerfüllt über die Größe der Vergangenheit ausgesprochen — sie ist nicht mehr. Nun führt er mich in einen Winkel, in dem eine Frau mit einem kleinen Kinde sitzt. Es ist eine sehr junge Frau und ein sehr junges Kind. Die Mutter nährt, unsere Annäherung stört sie nicht. Der Fürst Binene blickt liebevoll und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

glückstrahlend. Soeben noch sprach er von der Größe der Vergangenheit. Er hat es vergessen. Draußen jauchzen und lärmen Hunderte zu seinen Ehren. Er hört sie nicht. Sie kümmern ihn nicht. Er sieht nur das liebende und keimende Leben.

Etwa zwei Jahre später auf der Wanderung von dem Steppenplateau der Mande nach Süden in den Urwald Liberias. Im Quellgebiet des Niger-Bani, im Lande der Malinke, die in scharfer Kastengliederung als Ritter, Barden, Schmiede und hörige Bauern leben, und die alle miteinander ganz, ganz strenge Moslim sind; ja ganz streng! Sie haben allen heidnischen Kram abgelegt, trinken keinen Alkohol, rauchen nie Tabak, verehren nicht mehr die alten Maskengötter und üben tagsüber das fünfmalige Gebet. Der Ritter ist stets ein sehr strenger und ehrbarer Herr und gern unnahbar, der Barde immer sangesbereit und ritterlich gesinnt, der Schmied ein scharfer Gegner alles „heidnischen Aberglaubens“ und nur der hörige Bauer bereit, schämig zu gestehen, er sei zwar Moslim, aber vieles wisse er nicht besser, als wie es seine Altvorderen getan hätten. Summa

summarum ein Gebiet strenger und züchtiger Religion und rücksichtslos harter Kastenordnung.

Nun waren wir auf dem Wege nach Süden, hörten, daß in Falaba und Sanu große Beschneidungsfeste waren, und so kam es, daß wir dort unterwegs einmal vorsprachen — obwohl es einem Teil meines Stabes, der sich aus Rittern, Barden und Schmieden zusammensetzte, so gar nicht recht war. Sie murmelten etwas von bäuerlichem Wesen, von Unvereinbarkeit mit Standeswürde und rohen Volkssitten. Sie sagten das alles aber nicht aus freiem Herzen heraus, sondern es war ganz deutlich, daß ein gewisser Anstand, die Furcht, irgendetwas bloßzustellen, wie eine Hülle über der strengen Trauer lag, die nicht anders zu erklären war, als ein „schade; im Grunde genommen wären wir doch schrecklich gern dabei". Also zogen wir in die „Beschneidungszeit". Wir näherten uns dem in baumreicher Savanne gelegenen Sanu.

Schon weithin war zu wittern, was sich hier abspielte.

Ich kannte damals schon die geräuschvolle Stadt Lupungu.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die großen Balubamärkte.

Die Senegalstädte.

Bamako, das laute.

Aber solchen Lärm hatte ich noch nicht gehört. Und als wir nun auf die Plätze des Festes kamen, da war das schnell aufgeklärt. Es war Volksfest. Hier eine Trommelkapelle, dort noch eine, eine dritte unter jenem Baum, eine vierte vor der Versammlungsplattform. Wo der Blick hinfiel, Riesenurnen mit Dolo, einem starken Bier. Ueberall Trommler und Tänzer, Sänger und Zecher. Hier kreiste vollerblühte Jugend. Dort menuettierte ein reichlich bezechter Greis, und überall sah man alte Weibchen im zitternden Trippelschritt den mageren Steiß und die schlaffen Busen schütteln. Sie, die Großmütter, waren die emsigsten.

Die Ankunft meiner kopfreichen Kolonne störte wenig. Es war schwer, Nüchterne zu finden, die zur Unterkunft verhalfen. Und sobald einer von den Meinen seine allernotwendigste Pflicht vollbracht hatte, war er auch sogleich in der Menge verschwunden. Ueber die Plätze und durch die Menge wandernd, sah ich sie dann ein paar Stunden später alle wieder.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gegen Abend waren die Ritter und Barden und Schmiede meines Stabes alle, alle, alle betrunken. Keiner dachte an das islamische Abendgebet, an das Verbot des Alkohols, an die Schändlichkeit des Aberglaubens. Alle waren sie selig und glücklich. Alle Kastenbande waren gesprengt. Denn das Bier war heute sehr stark geraten. Und als nachts die heidnische Komma, die große Maske, ihren Umzug hielt, waren meine strengsten Moslim die ersten Mitgänger.

Ach, wer will gegen den unaufhaltsamen Born des Lebens der Steppe, der herrlichen Zega angehen!

Und wiederum einige Jahre später (1911) wanderten wir durch das Bergland Adamauas, von einem kleinen Splitterstämmchen zum andern. Da enthüllte sich mir die tiefe Weisheit der Steppe aus dem Munde der Naiven: Jauchzt, wenn ein alter Mann stirbt; denn er legt damit die Gebrechen des Greises ab, wird wiedergeboren, darf jungem Leben entgegenjubeln. Ehret den König, opfert und schenkt ihm, preist ihn und heiligt ihn — dann aber, wenn seine Zeit gekommen ist, tötet ihn, auf daß er als

gütiger Gott über dem Schicksal unserer Kinder und Felder, unserer Jugend und unseres Alters wachen kann, bis er selbst wiedergeboren wird. (Vergl.: „Der Kopf, ein Schicksal." Verlag Kurt Wolff.)

Das ist das Wesen des unversiegbaren Bornes der Steppe — unversiegbar, solange das Gras und der Halm Früchte, das Blatt und die Staude Knollen hervorbringen können — der Born des Daseins, aus dem das Leben strömt, das Dasein quillt — quillt und sich ausbreitet, so weit! —; physische Kraft aufsaugend aus der Wüste, letzte Kräfte verspritzend bis in den Urwald, in dem sie versiegen.

Das ist der Sinn und das Wesen der Steppe Afrikas, die wie keine andere Landschaft der Erde mit der Wärme ihres Blutes Kulturen durch die Jahrtausende in unsere Zeiten lebendig erhielt, die bei uns und im Bannkreis der „historischen" hohen Kulturen nur noch der Sage angehören.

Willst du vom Leben im goldenen Zeitalter der Alten hören, so gehe in die Steppen Afrikas. Dort kreist es bis heute.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE PRACHT.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Die Fülle des Daseins.

In unermeßlicher Fülle gleitet an unserem Auge das Schicksal der Menschen vorüber. So gewaltig ist dieser Reichtum, daß der Wechsel uns das Natürliche ist, und daß wir Einförmigkeit und Uebereinstimmungen mühsam suchen, um dem armen Denken ein Verständnis für das Fernere zu ermöglichen. Die Uebereinstimmung finden wir aber nie und klammern uns an äußere Aehnlichkeiten, über die dann ein Streit entsteht. Ohne daß wir es wissen, ist gerade die Unmöglichkeit einer Gleichförmigkeit zweier Lebensformen die Grundlage unseres Lebens.

So ist es auch in Afrika.

In unendlicher Fülle strömt durch unsere Kenntnis das Geschick der Völker und Staaten, unermeßlich, unbestimmbar durch dem Verstand erschließbare Gesetze, unausdrückbar durch Chronologie und Geschichtschreibung. Ein gewaltiges Fluten hinter uns, ein unüberbrückbar

weit sich ergießender Strom, uns einem unbekannten Schicksal entgegentragend — dem Meere des Jenseits, der unerdenklichen Zukunft, dem wirklichen Sein des Unfaßlichen.

So ist es auch in Afrika.

In unendlicher Fülle prangen die Kulturen in uns, um uns, hinter uns. Jung keimende und morsch dahinsinkende, frühlingshafte Blütenprachten und herbstliche Fruchtfülle. Formen der Pracht und Gestalten des Elends. Die Fülle ist so gewaltig, daß kein Auge sie umgreifen kann. Die Unterschiedlichkeit ist so weit gespannt, daß kein Denker sie erklären kann. Die Schönheit aller zusammen ist ebenso gewaltig und erschütternd wie Gottes Natur. Uns ist nicht das Auge gegeben, solche Herrlichkeit zu sehen; das Auge, dem sie sich etwa darböte, müßte erblinden.

Nicht anders ist es in Afrika.

Gewaltig und alles umspannend ist die Wirklichkeit, aus der uns die Fülle der Farben, der Reichtum der Formen und die Unermeßlichkeit des Schicksals der Tatsachen entgegenströmen. Das menschliche Auge sucht nach Anfang und Ende, in Breite und Tiefe, in Höhe und Weite.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Anfang und Ende:

Gegensätze.

Nichts ist ohne Gegensätzlichkeit! —

Anfang und Ende:

Ergänzungen zu Einem, zum Ganzen.

Stets ergänzen sich zwei: Mann und Weib, rechts und links, Geburt und Tod, Tag und Nacht, Pracht und Elend.

Ich will euch von afrikanischem Leben erzählen. Es soll ein Buch der Freude sein.

Von der Pracht afrikanischen Daseins will ich berichten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2. Die Landschaft.

Wo soll ich hiermit beginnen?

Wo hat sich mir das Wesen afrikanischen Menschenlebens in seinem herrlichsten Prangen entfaltet?

Ich bin durch die Wälder gestreift. Talauf, talab bin ich in die düsteren Schluchten der in Lateritland versenkten Adern gestiegen, habe tagelang mich auf den gewundenen Wegen zwischen Urwaldmagnaten und Lianengewirr hingeschlängelt, bin mühsam über gestürzte Kadaver uralter Bäume gestiegen — (manchmal auch, oben angelangt, in das morsche Innere hineingestürzt, worauf ein Ausbruch von Moder und Larven, Insekten und übeln Gerüchen den unfreiwilligen Einsteiger umfängt! —), habe im Urwald gedarbt und dann nach Tagen ein Dorf mit fein geflochtenen Hütten und stilvoll naiven Menschen erreicht, — habe die ganze Schönheit ungestört reinen Lebens in geschlossenem Rah-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

men kennengelernt — die volle Entfaltung afrikanischer Pracht war das aber nicht. Denn einschichtig, einseitig und großartig in der Selbstverständlichkeit war dies. Jedoch es war das Geschick der Zurückgezogenen, der dem Leben Entflohenen, Entsagenden. Das Ganze war zu harmonisch, um den Gegensatz von Pracht und Elend als Anfang und Ende einer bunten Perlenkette zu zeitigen.

Ich bin durch die Wüsten gestreift. Ich habe da das harte Dasein des Wassermangels, die Großartigkeit der Sonnenauf- und niedergänge, die gewaltigen Mondscheinnächte und den Sandsturm erfahren. Schön und erhebend war es, nach Tagen der Wanderung durch die höhere Steinwelt einen ersten Blick zu genießen — vielleicht durch eine Scharte im Gestein — in die unten liegende grüne Oase, in die Schönheit einer grünen Welt, auf grünende Felder, auf Wälder hochragender Palmen, auf Mandelbäume mit lieblichem Blütenschmuck. Von Oase zu Oase kam ich, sah das freundliche Leben fröhlicher Bauern inmitten armer Wüsten, durchstreifte die Märkte, die von Menschen erfüllt waren, die manches Mal dem harten Tod in der schlimmen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wüste getrotzt hatten. Frohsinn und Arbeitsamkeit webten ins Daseinsnetz freundliche Farbe. Aber Pracht und Elend standen hier nicht als Anfang und Ende einer freudigen Lebensschnur. Allzu schroff tritt hier der Kampf um das Sein bei den Wüstenfahrern dem bequemen Gleichmut der Oasenbauern entgegen.

Ich bin auch durch die Steppe gewandert, zu Fuß, zu Pferd, zu Kamel. Hunderte und Tausende von Kilometern weit. Wie oft bin ich zwischen dornigen Sträuchern, unter den buschigen Bäumchen, unter den Spitzen der über dem Reiter gen Himmel ragenden Riesengräser dahingeritten! Die Frische des Frühlingswindes und die glühende Sonne der Trockenzeit, die Kälte am Morgen, die Laue des Abends — ich kenne sie. Schier unübersehbar als Einförmigkeit, kaum je sich ähnlich in leichter Verschiedenheit, braun und grau und öde nach den Bränden des Herbstes, grün und duftig nach den ersten Frühlingsregen — nie aber leblos ist die Steppe. Tot ist die Wüste — ewig lebendig jedoch dieses Steppenland, in dem überall das Leben gewärtig ist, den Wanderer zu überraschen: hier ein vorüberhuschendes Rudel von Antilopen,

dort ein paar wunderliche Vögel, hier eine Sau mit ihren Frischlingen, dort eine behaglich sich fortschlängelnde Schlange. Paviane juchzen und bellen in den Büschen, Singvögel jubeln gen Himmel. Nachts gröhlen Schakal und Hyäne. Nachts meldet dröhnend der Löwe den Antritt der Herrschaft vor den Lagern.

Der Urwald ein Refugium.

Die Wüste ein Denkmal organischen Todes.

Die Steppe die Heimat des Lebens.

Kratze im Frühjahr die Wildsprossen aus dem Steppenboden, wirf einige Getreidekörner hinein und im Herbst schlagen die gewaltigen Kornpflanzen über den Köpfen der Reiter zusammen. Ziehe mit einigen Schafen und Rindvieh in den Teil der Steppe, da ein Flußlauf sie durchströmt, wahre sie vor den wilden Tieren, schütze sie vor den Mängeln der Trockenzeit und in Kürze sind aus Paaren Herden geworden.

Weit geöffnet liegt der Schoß der Mutter Steppe vor dir. Stark und in unendlicher Fülle ergießt sich aus ihm der Reichtum des Lebens. Säe, und du wirst tausendfach ernten, hürde, und du wirst Vielfältiges hüten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das in den Urwald Geworfene wird überwuchert.

Das in die Wüste Getriebene muß verkümmern.

Der in der Steppe gepflegte Samen aber quillt und keimt, grünt und mehrt sich bis ins Unfaßbare.

Glücklich das Dasein der Bauern in der Steppe! Denn sie ist eine gute, eine ernste, eine strenge und eine gerechte Meisterin. Sie lehrt den Menschen harte Arbeit und Achtung vor dem Leben. Sie wirft sich nicht hin wie die Metze Urwald, die stets üppig und wollüstig alles aufnimmt, alles in tiefsten Zügen einschlürft, die gierig gebiert, aber in Geburt nach Geburt strotzt, so daß jedes vom Nachfolgenden verschlungen wird, — die in reichem Nehmen und Geben den Menschen erschlafft, verweichlicht und jeden festen Sinn in Träumerei verschwimmen läßt.

Nein, Mutter Steppe ist so nicht; sie ist anders; sie ist sehr streng. Jedes Ding fordert hier seine Sorgfalt. Jede Nachlässigkeit bedrückt. Furchtbar ist die Zuchtrute der Mutter Steppe. Dies ist ein Bündel aus versagenden

Regenzeiten, vorüberziehenden Viehseuchen und das Land verheerenden Räuberhorden.

Glücklich und gesegnet ist das Leben der Steppenbauern. Sie leben in kleinen Gemeinwesen. Sie leben nur sich und der Arbeit. Keine Macht, kein Uebermäßiges drängt sie ab vom Tagwerk. Mann und Weib kennen die segnende Kraft der heiligen Feldarbeit. Ihr Vieh ergeht sich fast unbeachtet und spendet den Segen seiner Fruchtbarkeit.

Aber das Ausbleiben eines Regengusses im Frühling bedeutet Hungersnot im Herbst.

Der Einbruch einer Viehseuche rafft alles Vieh dahin.

Die Ueberschwemmung der weithin und überall zugänglichen Steppe durch ein wanderndes Reitervolk heißt volle Verwüstung, Abschluß glücklichen Daseins, Versklavung und Tod als Sicherheit.

Aber nicht nur Bauern birgt die Landschaft.

Auch die Städte sind die Kinder der Mutter Steppe. Es sind die, an denen sich uns die Größe ihrer Lebensmaße am klarsten erweist. Die Städte erblühen spontan, sporadisch inmitten der Bauern. Fremde erbauen sie. Eine

Macht wird zur Mitte eines Netzes, dessen strahlenförmige Fäden Verkehr und Handel, die Gedanken einer neuen Welt von Wünschen und Vorstellungen hin- und hergeleiten. Stämme und Völker vereinigen sich hier. Das Netz faßt das Leben des Landes und das der Stadt zu Einem zusammen. Glänzend erhebt die Stadt sich, glänzend, schnell, prunkend.

Wenig kümmert die Stadt die Mißernte im Nahen; das in weiterer Entfernung Geerntete schützt sie vor dem Schlimmsten.

Bedeutungslos wird die Schnitterernte der Seuche. Ziegen ersetzen die Milch der Kühe. Und bald sind aus entlegenen Ländern neue Herden herbeigeschafft.

Denn das Land ist hier gleichbedeutend mit der Fesselung des Lebens in nächster Umgebung — die Stadt aber mit der Ausdehnung des Lebens über den weiteren Raum.

Wehe aber, wenn die wilden Horden räuberischer Reiterschwärme über die flache Steppe dahinbrausen! Ich stand an mancher Ruine ausgedehnter Städte, die am Tage noch ahnungslos atmeten und nachts zu solchem Skelett zusammenbrachen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Solchergestalt ist das Leben der Steppe in Land und Stadt gleich groß, stark, schicksalsschwanger.

Hier entfaltet Afrikas Leben seine höchste Blüte. Hier stehen Pracht und Elend scharf gegeneinander.

Hier im Mittelpunkt der Steppe, in der Stadt, will ich die Pracht Afrikas zeigen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Die heilige Polis.

Von der Stadt aus, aus dem Leben der Stadt, aus der Seele der Stadt der afrikanischen Steppe will ich das Bild der Pracht afrikanischen Daseins gestalten.

Vieler Art sind afrikanische Städte.

Bunt ist ihr Schicksal.

Da sind Städte, die gingen hervor aus dem Nestbau begabter Räuberhauptleute.

Erst waren es Schlupfwinkel, dann wurden sie zur Heimat des Sklavenhandels und üppigen Weltlebens und zum Stapelplatz der Beute. Sie entstanden über Nacht und entschwanden zwischen Morgengrauen und Sonnenaufgang. Besonders der Osten ist reich an solchen Erscheinungen.

Zum andern gibt es Städte, die bildeten sich in der Nachbarschaft von Erzgruben. Sie bestanden, solange die Gruben eine Hegemonie

weithin ausgebreiteter Metallversorgung bedeuteten. Entdeckung anderer Erzlager und Umsichgreifen von außen eindringenden Imports bedeuteten ihr Ende.

Endlich aber und vor allen Dingen besitzt auch Afrika die Stadt heiliger Gründung. Sie ist heimisch im Westen zwischen Senegal und Tsadsee. Ihrer Abstammung nach gelangte sie von den Syrthen aus in das Land Fezzan, in welchem die alten Garamanten noch lange Hüter uralter Kultur waren, — dann über Ghat und Asben in den Sudan, in dem die Mande noch Bewahrer der Tradition sind. Von einem Manne dieses Volkes stammt die Beschreibung der Gründung solcher heiligen Stadt, wie sie hier folgt:

Adlige, Horro, waren die Gründer. Es waren zumeist die Söhne stadtbesitzender Ritter, denen nach dem Erbschaftsrecht kein Edelsitz zufiel. Solche taten sich zusammen und zogen mit ihren Barden (Djalli) und treu ergebenen Schmieden (Numu) aus in die Ferne. Sie wählten einen Platz an einem Seitenflusse eines Stromes, nicht zu nahe seiner Mündung in das Mutterwasser. Die Numu mußten durch Orakel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

feststellen, ob der Ort geeignet sei und glückliche Zukunft verspreche. Hühner wurden ausgesetzt. Wurden sie von Schakalen und Hyänen gefressen, so war die Zukunft düster. Ueberstanden sie eine Nacht, dann konnte man Gutes erwarten. Danach ward mit der Arbeit begonnen, zu der umwohnende Bauern angehalten wurden. Aber nicht jede Zeit war gut. Nur der Tag des ersten Auftauchens des ersten Mondviertels war ersprießlich. Der Platz wurde im Kreis oder im Viereck umsteckt. Vier Tore wurden von vornherein vorgesehen, eines nach Osten, eines nach Norden, eines nach Westen, eines nach Süden. Dreimal zog die ritterliche Jungmannschaft mit den Schmieden und mit einem jungen, gattungsstarken Stier um den Platz. Die Stellen, die im Gehege schon freigelassen waren für die Tore, wurden übersprungen.

Das erste, was in dem Raume Aufnahme fand, war nicht Menschheit, sondern Vieh, nämlich der junge Stier zusammen mit vier Kühen. Man wartete, bis der Stier drei von den Kühen besprungen hatte, dann wurde er geopfert. Man tötete ihn, aber in der zeremoniellen Weise,

indem man ihm, der jung und toll umhersprang, von hinten her die Fesseln durchschlug, so daß er brüllend und zornig zusammenbrach und mit seinem Blute weithin den Boden netzte.

Sein Fleisch ward zum Teil verbrannt, zum Teil verzehrt. Die Horro, Djalli und Numu, die damit ihr erstes Mahl im Raume der zukünftigen Stadt genommen hatten, waren solcherweise blutmäßig für alle Zeit, für sich und alle Nachkommen verbrüdert. Nie durfte einer die Tochter eines der anderen berühren, stets mußten sie einander Treue bewahren — Treue bis zum Tode.

Das Glied des jungen Stieres ward über dem Feuer gedörrt und zunächst in einem hohlen Raume in der Mitte des umfriedeten Platzes beigesetzt. Das fand statt am Tage der letzten Sichel des Mondes. An diesem Tage wurde über der Höhlung mit der Reliquie ein Altar in Form eines Phallus errichtet. Daneben wurde noch eine Opfergrube geöffnet. Das Blut floß später in diese stets zu Zeiten des Mondwechsels. Drei Tiere wurden stets auf dem Altar dargebracht. Dazu in anderen Zeiten vier Tiere über der Opfergrube.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun konnten die Menschen ihren Einzug halten. Hütten und Häuser wurden errichtet. Die Handwerker begannen ihre Arbeit. Alles Leben aber spielte sich in der Stadt selbst ab, nicht außerhalb der Umfriedigung. Kein Markt, zu dem Leute von außerhalb kamen, durfte vorerst abgehalten werden, kein Handwerker durfte seine Ware nach außerhalb verkaufen. Kein Ritter durfte auf Raub ausziehen, niemand noch durfte heiraten, auch durfte kein Stier geschlachtet werden.

Drei Monate zumindest währte dieser Zustand.

Den Zusammenhang des Nächsten, wie es mir der Mande berichtete, kann ich mir nicht als Regel denken. Hier hat alte Sage, wohlgepflegt im Kreise immer sich erneuernder, aber uralter Geheimkunde, wohl mehreres zusammengefaßt, das heute als ein gewöhnlich Zusammentreffendes, früher aber wohl als ein kaum mehr als einmal Zusammenfallendes zu verstehen ist.

Aber das ist ja das Herrliche dieser alten Sagen, daß sie die Buntheit, den Formenreichtum, die Erscheinungen auseinanderfließender

Zeiten und Räume weithin überrieselnden Lebens in eine Hand, in eine Nußschale zusammenfassen. Diese alten Sagen sind wahr, weil sie immer Eins sind und nichts Abweichendes kennen.

Also der fernere Bericht lautet:

Nach dem Opfertode des ersten Stieres lebte nur noch ein diesem in allem gleichender Bruder als einziger Stier in der Umfriedigung. Wenn nun die Zeit der Sonnenwende kam, riß dieser Stier sich los und rannte aus der Umfriedigung in das Land hinaus. Im Lande draußen raste er umher, bis er vor der Hütte einer mannbaren Jungfrau aus edlem Blute stehen blieb. Stets war es eine Jungfrau, nie war es ein Mädchen, dessen Schoß schon eröffnet war, stets war sie schön, stets makellos am Körper und gut und ergeben den Vorschriften der strengen Numu.

Vor der Hütte oder dem Hause der Jungfrau blieb der rasende Stier stehen. Dort stand er, bis die nachfolgenden Horro und Djalli und Numu aus der neuen Stadt ihn fanden. Diese gingen in das Haus. Sie fanden die schöne Jungfrau. Sie trugen sie heraus. Sie feierten

sie. Die Barden besangen ihre Schönheit und Tugend. Die Numu weihten sie, indem sie Korn über sie ausstreuten. Im Jubel ward die Jungfrau auf den Rücken des Stieres gehoben. Der Stier ließ es sich gefallen. Auf dem Rücken des Stieres ritt sie der neuen Einfriedigung zu. Dreimal führte der Stier sie um die Umfriedigung. Der Umritt erfolgte nach dem Lauf der Sonne. Dann betrat er die Umfriedigung von Osten.

Kaum aber war der Stier in den Kreis der Umfriedigung eingetreten, kaum war er hier bis zur Mitte gedrungen, so wurden der Stier und die Maid mit dem Speere geopfert, der Stier über dem Altar und die Jungfrau über der Grube. Dazu sangen die Barden ein Lied, in welchem die Hochzeit zwischen Sonne und Mond gefeiert wurde. Denn der Stier ward als Symbol des Mondes, die Jungfrau als Symbol der Sonne angesehen. Die beiden Leichen wurden danach hoch geehrt.

Die Leiche der Jungfrau wurde dann links, die des Stieres rechts vom Osteingang beigesetzt. Das Blut beider ward wohl aufbewahrt als große und heilige Sache. Ueber den Leichen wurden die Pfeiler des Tores errichtet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mit Holz und Lehm wurden die vier Tore aufgerichtet. Darauf folgte die Errichtung des Stadtwalles zwischen den Toren. Aber schon die Vollendung der Tore erschloß die Stadt dem Verkehr. Nachdem der Stier seine kostbare Beute in die Umfriedigung getragen und somit der edelste Gast Aufnahme gefunden hatte, durften die Einwohner die Stadt zum Zwecke von allerhand Unternehmungen verlassen. Waren die Tore vollendet, durften sie sie rückkehrend wieder betreten.

Jetzt entwickelte sich der Handel.

Aber er nahm einen eigenartigen Weg zum Aufschwung.

Die Neugründung der Stadt ward im Lande nicht gern gesehen.

Die Herren der Stadt wurden zu Herren des Landes.

Die Polis war gegründet, das umwohnende Volk ward zu Heloten und Periöken.

Die Polis regierten die Adligen. Wahrhaft Adlige waren es. Eine schöne Reihe der Gesänge der alten Barden haben wir aufzeichnen können. (Vergl. Atlantis-Ausgabe meiner Sammlung bei Eugen Diederichs in Jena, Band VI.)

Ein großes Leben spiegelt sich in ihnen, ein wahres Mannestum, edle Rittergeste und adliger Rittergeist. Stark und stolz und unbändig waren sie. Hoch stand ihr Sinn, edel und in gewaltigen Ausmaßen waren ihre Taten. Fein, klug und herb-vornehm waren die Frauen dieser Zeit.

Solcherart war das Geschlecht der Gründer der heiligen Städte.

So ward eine solche heilige Stadt als Polis gegründet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Die mächtige Pfalz.

Viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende trennen unsere Zeit von der der aus dem Norden kommenden Einwanderer der heiligen Stadt, der Polis in Afrika.

Mittlerweile kam von Osten her die Welle der Kultur, die eine andere Art von Städten gründete, solche von der Art einer Pfalz.

Uralt ist auch dieser Geist, dessen formende Kraft zuletzt in diesen Stadtbildungen endete, uralt auch auf afrikanischer Erde und zumal im Osten des Erdteiles. Viele Wandlungen erlebte er. Er erwuchs aus der Gestaltungskraft tiefer Erschütterung und endete in einem sich reckenden und sich dehnenden Machtgefühl. Seine letzten Formgebungen sind es, die die heute noch bestehenden innerafrikanischen Städte erfüllen.

Nicht adliges Rittertum, sondern ein tiefinnerliches Priestertum steht hier am Anfang.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erst sind ihrer fünf, von denen vier den fünften weihen. Der fünfte ist der Hervorragendste in allen Tugenden, der Fürtrefflichste von allen, der Gottbegnadete. Ihn heben die vier anderen auf den Altar des Lebens, auf dem er thront, wie ein Gott, von dem aus er als der auf der Erde wandelnde Gott Weisheit verkündet und richtet, die Opfer der Jahreszeiten bestimmt und die Ausführung der alten Gebräuche überwacht. Der Gottkönig ist er vom Tage seiner Wahl durch die vier anderen Priester bis zu dem Tage, da die gleichen vier anderen Priester ihn dem — Tode weihen.

Denn er lebt nur eine vorgeschriebene Zeit als Gottkönig auf dieser Erde, um nach Ablauf des letzten Tages getötet und dadurch zum Gott in der anderen Welt zu werden. Grausam und über alles barbarisch erscheint dem Sinne der Heutigen solcher Brauch, solche Anschauung. Aber was weißt du Menschenkind des Zeitalters der Polizei und der Lebensversicherung, der Pension und der Gewerkschaftskassen von den gewaltigen Stürmen weltenformender Ueberzeugung? Was verstehst du noch von der Zeit, in der die lodernde Seele des Menschen Reli-

gionen wie aus Vulkanen spie? Unendliche Größe zeichnet die Seelen jener aus, die jedes zum Opfer brachten und jederzeit bereit waren, sich selbst ihres Glaubens wegen freudig in das Jenseits zu stürzen.

Ich selbst habe noch solche Gottkönige über die rote Erde wandeln sehen, die nahe dem Ende der vorgeschriebenen Lebensbahn standen. Freudig sahen sie dem Ereignis ihrer gewaltsamen Uebersiedlung ins Jenseits entgegen. Ihre Wirkung von dort aus war ihnen eine schöne Aufgabe. — —

Wellen kamen und trugen Ausgleichendes über die Lande. Jetzt ward er ein König, ein Kaiser, umgeben von vier Erzfürsten, der Reiche gründete. In der Mitte residierte der Herrscher. Vier Provinzen, nach den vier Himmelsrichtungen gelagert, umgaben die Residenz. Die Residenz ward zur Hauptstadt. Eine Landeshauptstadt inmitten eines Reiches. Ich nenne eine solche eine Pfalz. Eine Pfalz ist der Gegensatz einer Polis. Die Polis war stets der Keim, aus dem die Pflanze Kultur sich über die Lande ausbreitete. Sie war ein Primäres, eine Pfalz dagegen war ein Sekundäres. In ihr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vereinigte sich alles wie in einem schönen Gefäße. Die afrikanische Polis war Quelle der Kraft, die afrikanische Pfalz Sammelbecken der Macht.

Die Pfalz war der Inbegriff großen und reichen Lebens. Naturgemäß. Denn als der Gottkönig mit dem Willen zum Leben im Jenseits sich in den Weltkaiser mit dem Willen zur Macht auf der Erde wandelte, da fielen alle Herrlichkeiten der irdischen Welt in seinen Schoß. — In breiter Bahn wallte die Schar der Staatengründungen von Osten her über Afrika hin. Groß ist die Zahl der Namen alter Reiche dieser Art. Altgeschichtlich ist der Name eines Meroe, sagenhaft das ältere Abessynien, ganz leise nur noch vernehmbar im Rauschen der Sagen der Ruhm des uralten Kasch oder Kusch. Daran schließen sich nach Westen an: Dar Fur, Wadai, das zerfallene Zoghavareich, Bornu, Fumbina, Kororofa, die sechs Haussastaaten, Songhai, Mossi, Melle und andere.

Vieles wissen wir heute schon von der Geschichte dieser Staaten, vieles können wir ahnen.

Den Höhepunkt erreichten die aufblühenden Pfalzen aber, als die sie schaffende Welle von

Osten her über das Gebiet flutete, in welchem die Polis, die Burgstädte sich eingeheimatet hatten, d. h., als sie Haussa- und Nigerländer überrieselte. In diesem Augenblicke paarten sich zwei Welten: Macht und Kraft, Ueppigkeit und Mannestugend, Herrensinn und Kaufmannstum. Jetzt erreichte die Pfalz die Höhe ihrer Schönheit.

Ich habe solche Herrlichkeit noch erlebt.

Kommt und laßt euch führen.

5. Einzug in die Pfalz.

Tagelang hat der lange Zug der Expedition sich durch wilde Steppe gezogen. Dann und wann quert er Bauernland. Dann sind zur Rechten und zur Linken, zwischen weite Brachen zerstreut, sorgfältig angelegte Aecker gelegen. Scheu staunen die Frauen dem fremdartigen Zuge entgegen. Abends wird gelagert an Bachläufen oder bei Brunnen, die dann Mittelpunkt kleiner Gemeinden sind. Die Feuer werden entzündet, Lasten gestaffelt, die Reittiere abgerieben und gefüttert. Das Essen wird bereitet und verteilt. Behaglich lagern die gesättigten Leute zwischen den Feuern. Ein unendliches Wohlsein breitet sich über dem Lager aus. Die Ermüdung nach anstrengendem Tagemarsche, die Sättigung nach reichem Mahle macht sich bemerkbar. Immer stiller wird es im weiten Umkreis, nur der Führer sitzt noch an seinem kleinen Tische und trägt beim kümmerlichen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Licht einer Kerze die Beobachtungen des Tages ins Reine.

Weites Schweigen der Natur. Es ist so still, daß man das Atmen der Hunderte von Schläfern hört. Nur etwa der Schrei einer vom Geruche der Küche angelockten, das Lager umstreifenden Hyäne, auch wohl das Grollen eines hungrigen Löwen durchbricht die Stille. Dann wiehern die Pferde, dann erheben sich einige Schläfer, schüren die niederbrennenden Feuer an, bald aber versinkt alles wieder in die schwere, alles umfassende Ruhe.

Gegen Morgen zieht ein kühler Hauch über das Land. Die Schlafenden wickeln sich unwillkürlich fester in ihre Decken, und die Aelteren hüsteln. Bald danach beginnt das Volk der Hähne zu krähen und allerhand Vogelgetier im Busch zu zirpen, zu trillern, zu schlagen, zu singen. Hier und da läßt sich ein erstes Gähnen vernehmen. Vom Kochplatz geht das erste Signal erwachenden Lebens aus. Der Kessel wird aufs Feuer gesetzt. Danach erschallt auch das mahnende Wiehern der Rosse. Die Pferdeburschen versorgen sie.

Der Morgen graut.

Bida, der Trompeter, ergreift sein Horn!

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“

Im Nu recken sich aus wunderlichen Bündeln Arme und Köpfe. Erste Scherzworte fallen. Die Marschtoilette wird gemacht. Ein Imbiß ist schnell genossen.

Das zweite Signal ertönt.

Ein jeder sucht seine Last, freut sich, wenn er eine bequemere als die am vorhergehenden Tage ermogeln kann, und schimpft, wenn das Pech ihm heute eine weniger beliebte aufhalst. Ein jeder wickelt sein Tragkissen neu, lehnt den Stock gegen einen Baum und —

Das dritte Signal ertönt.

Die Lasten werden aufgenommen. Die Herren des Stabes und die farbigen Häuptlinge schwingen sich in den Sattel. Das Ganze setzt sich in Bewegung.

Wenn die Sonne aufgeht, zieht sich die lange Kette durch die Landschaft, Hunderte von Menschen, die die Einsamkeit der Steppe für ein paar Stunden belebt machen. Die lange Kette zieht sich durch buschige Steppe, durch dornige Steppe, durch grasige Steppe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tagein, tagaus, immer einem Ziele zu — der Stadt, der Residenz eines Emirs, eines Sultans, eines Königs, eines Kaisers entgegen.

Der große Tag bricht an. Heute sucht jeder sein bestes Kleid hervor, das er in einem Bündel auf seiner Last getragen hat. Sorgfältig putzen sich alle. Höherer Frohsinn belebt heute die Menge. Tage der Ruhe, die feine Küche der Stadt, ein buntes Marktleben und zweifellos galante Abenteuer stehen bevor. Der Aufbruch klappt heute noch besser als sonst. Der Weg fliegt heute unter den Füßen dahin. Wenn der Leiter sonst achten muß, daß die Kette sich nicht verzettelt, muß er sie heute ordnungsmäßig zurückdrängen.

Gegen zehn Uhr zieht die Spitze einen sanften Hügel herauf. Als sie oben anlangt, sieht sie vor sich ein buntes Bild. Hunderte von Reitern in farbenprächtigen Kleidern haben sich da aufgestellt. Sie setzen sich in diesem Augenblick in Bewegung — nicht in Trab, sondern in Galopp. Sie brausen heran. Sie sind ganz nahe. Mit einem Ruck hält die ganze Schar. Alle springen von den Pferden, werfen sich auf die Erde. Drei Führer treten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weiter vor. Auch sie knien nieder, berühren mit der Stirne den Boden und bringen dann in würdiger Sprache die Grüße des Herrschers dar.

„Sei ein Freund unserem Fürsten,
Bringe Segen und Heil,
Bring' Frieden.

Der Fürst aber erbittet alles Gute für dich und die Deinen von Gott.

Der Fürst bittet dich, sein Land als dein Land, seine Kinder als deine Kinder, seine Stadt als deine Stadt anzusehen.

Alles ist dein; denn du wirst durch deine Güte alles mehren und bessern.

Du sei der Herr, der Fürst dein Diener.

So spricht mein Fürst durch meinen Mund zu dir.

Sei gegrüßt!"

Der zierlichen Rede folgt freundliche Antwort. Dann erheben sich die bunten Männer und springen in die Sättel. Nun ist der Stab umgeben von fröhlichen Reitern. Jeder Häuptling hat schnell zwei Freunde. Langsam und gemessen schreitet da die Bewegung fort. Zur Rechten und zur Linken tänzeln jetzt Reitergruppen hin und her, stürmen voraus und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zurück, schießen ihre Gewehre ab und jauchzen. So geht es eine Weile.

Wieder zieht sich die Menge einen Hügel hinauf. Wieder öffnet sich der Blick auf eine bunte Reitergruppe. Noch größer, noch bunter ist sie als die vorige. Würdig reitet auf weißem Pferde eine ernste Gestalt. Die Masse der Reiter tobt hin und her, die Gestalt auf dem weißen Pferde verbleibt in fester Ruhe. Bis dicht an den fremden Gast heran reitet der Ernste. Langsam steigt er vom Pferde. Auch er kniet nieder und berührt mit der Stirne den Boden. Dann aber erhebt er sich, reicht dem Führer der Fremdlinge die Hand und spricht:

„Der Fürst sendet mich, den Wesir, seinen ersten Diener, daß du ihn als deinen letzten Knecht annehmest."

Die Reitermassen sind nun schon mächtig angeschwollen und scheinen die ganze Gegend mit ihren Spielen zu erfüllen. Je toller aber ihr Treiben ist, desto gemessener reitet der Reichsverweser neben dem Fremdling einher.

Die Mauern der Stadt tauchen über den hochragenden Kornfeldern auf. Hunderte und Tausende stehen auf den Dächern der Häuser,

auf den Mauern. Am Tore der Stadt sind wieder Reitermassen versammelt. In ihrer Mitte ist eine Schar von etwa einem halben Hundert Leuten, die alle in Kleider von leuchtend roter Farbe mit grünem Kantenbesatz gehüllt sind. Das sind die Fanfarenbläser.

Beim Betreten der Stadt beginnen diese ihr Werk. Fünfzig fast zwei Meter lange Metallrohre schmettern den Gruß in die Luft. Hundert Kesselpauken werden gerührt. Hunderte von Menschen schießen ihre Gewehre ab. Tausende aber jauchzen ihre Grüße von der Straße aus, von den Dächern aus, von den Kronen der Palmen, von Mauerzinnen herab.

Und doch ist Ordnung.

Musterhafte Ordnung.

Nicht einen Augenblick wird die Bewegung des Stabes, dem sich immer mehr kleine Fürsten und hohe Beamte angeschlossen haben, gehemmt. Ohne daß die Leitung sich darum zu kümmern brauchte, werden die Träger auf Seitenwegen zur Lagerstätte geführt. Nie ist im Tumult solcher großen, fast heiligen Empfangszeremonien auch nur der kleinste Gegenstand entwendet worden. Nie werden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die immer noch auf den Straßen umherschießenden Reiter ein Kind verletzen oder einem Fußgänger sonst ein Leid antun. Nein, es kommt nichts an Häßlichem, Störendem vor. Oftmals habe ich solche Szenen erlebt, nie aber von einem Unglück, das dabei vorgekommen, vernommen. Es ist, als ob sich das Ganze aus sich selbst und aus eigenem Triebe entwickelte, als ob alles ein ungezwungenes Spiel, eine Selbstverständlichkeit wäre. Und doch hat in diesen Augenblicken die auch in diesen Städten bestehende Polizei nichts zu tun.

Ein wildes, tolles Bild ist es, das sich da entrollt, ein Leben mit gewaltigen Entladungen. Ungehemmt ist der Jubel, unerhört die nur durch Ekstase erklärbare Sicherheit der tollkühnen Ritte, unheimlich und alles andere als „nur barbarisch" der Rhythmus und Klang der Posaunen und Kesselpauken.

Tagelang zogst du durch die Einsamkeit der Steppe, durch die Ruhe, durch das Schweigen.

Und nun plötzlich dieses Tosen um dich! Diese Eruption der Lebenskraft!

Aber ruhig und gemessen, wie du selbst dich inmitten der Stürme halten mußt, reitet

neben dir der Wesir, der höchste fürstliche Beamte, in ehernem Schweigen, eherner Bewegungslosigkeit.

Die Straße verbreitert sich. Wir müssen nahe dem Palast sein. Da — ein allgemeines Stocken — der Wesir hält — die Reiter sammeln sich zur Rechten und zur Linken, langsam zurückweichend — der Platz vor mir wird frei — jetzt sehe ich, mir soll die höchste Ehre zuteil werden — der Fürst kommt uns in eigener Person entgegen.

Dort hält er auf prächtig mit buntem Lederwerk geschmücktem und gesatteltem weißen Roß. Selbst weiß gekleidet. Das Haupt bis auf die Augen gehüllt in den weißen Turbanschal. Ueber seinem Haupte der farbenreiche fürstliche Sonnenschirm. Dahinter die Kriegsgarde, die Leibwache des Herrschers. Als vordere Reihe eine Gruppe von Reitern in schweren Panzerkettenhemden. Auch ist ihr Kopf geschützt von Eisenhelm mit Kettenschleier. Dahinter die berühmte Wattepanzerrotte, die schwere Kavallerie. Roß und Reiter geschützt von dicken gesteppten Mänteln und Röcken. Um den Herrscher halten die Großen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

des Reiches und die Prinzen. Als wir näher kommen, steigen alle Leute seiner Umgebung vom Pferd, nur er reitet langsam vorwärts. Als die Pferde sich gegenüberstehen, steigen wir beide ab. Wir begrüßen uns, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte schüttelnd.

„Gott segne dich!"

„Gott erweise dir meinen Dank!"

„Sei mir ein geliebter Herr!"

„Werde mir ein verehrter Freund!"

Wieder aufs Pferd. Wir reiten nun nebeneinander. Ernst, gelassen, gleichsinnig. Die Reiter und das Volk jubeln. Gewehrschüsse krachen. Posaunen und Kesselpauken dröhnen. Die ganze Stadt scheint ein einziges Branden von Jubel und Jauchzen. Wir reiten bis zum Palast, der sich hoch zum Himmel ragend vor uns erhebt. Nur Lehm und Stroh. Aber ein Stil. Ein Eindruck. Kein gestohlener Schnörkel, kein törichtes Prunken mit verzettelndem Kleinkram. Hoch und würdig steht das Gebäude da.

Wir steigen vom Pferd, der Fürst reicht mir die Hand. Hand in Hand schreiten wir zum Tor. Rechts und links ist eine weite Fläche von Menschen, die sich niedergeworfen

haben, mit der Stirn die Erde berühren und Segenswünsche murmeln. Die Menschen jauchzen und rufen das „Heil" ihrer Art. Die Posaunen dröhnen, die Kesselpauken wirbeln. Wir treten durch das Tor, das sich hinter uns und den Großen schließt und —

Alsobald schreiten wir durch wohltuendes Schweigen über weiche Teppiche hin zu einem Raume, in welchem weiche Bodenverkleidung und vielerlei Kissen zum Niederkauern, zur behaglichen Ruhe und zum feinsittigen Plaudern auffordern.

Wir sind geborgen in der Pracht der afrikanischen Pfalz. Die Schlummerer der nun kommenden Nächte werden nicht mehr gestört durch das Heulen von Schakalen und Hyänen, durch gellendes Fordern hungriger Löwen, durch das Wiehern erschreckter Pferde, durch das schwerfällige Rauschen einer jagenden Eule.

Draußen vernehmen wir nun die regelmäßigen Schritte der Wächter des Fürsten, die über die Sicherheit der uns angewiesenen Häuser wachen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

6. Der Markt.

Ein solches Reich ist wohl zu vergleichen einer Fläche, über die ein gewaltiges Spinnennetz ausgebreitet ist. Die einzelnen Fäden sind die Straßen. Inmitten des Straßennetzes sitzt die jagende Spinne. Alles, was in das Netz der Straßen gerät, fällt zuletzt der aufmerksamen Spinne in die Arme.

Zweimal in der Woche ist großer Markt. Dann strömen von allen Seiten die Menschen zusammen. Da sind kamelreitende Tuareg und Teda, die bringen Steinsalz aus Bilma. Da sind Fulbe aus den weiten Wiesenländern, die treiben Vieh vor sich her. Da sind fast nackte Heiden aus den Bergrefugien, die schleppen Korn heran. Aus dem Süden kommen Händler mit Kola, aus dem Norden Steinperlhändler, aus dem Osten Verkäufer wertvoller Amulette.

Am Nachmittag beginnt der Markt. Tausende und aber Tausende strömen dann

durcheinander. Der Chef des Marktes hat mit seinen Aufsehern und Steuereinnehmern vollauf zu tun, um Ordnung zu halten. Auf solchen Märkten habe ich fünfzehntausend, zwanzigtausend und dreißigtausend Menschen gesehen. Vertreter von hundert und mehr Völkern waren hier versammelt. Männer aus der Wüste in braunes Leder gehüllt, Araber in feingestickten Röcken, nackte Heiden und Heidenfrauen, mit nichts bekleidet als einem Blätterschmuck vorn und hinten, Fulbehirten mit Fellen, Südstämme mit Palmfasergeweben.

Mehrfach fand ich, daß der große Markt in der Pfalz dadurch geweiht wurde, daß er nach einem heiligen, allgemeinen Gottesdienst stattfand. Von allen Seiten strömten dann die reichgekleideten Menschen zusammen. Das Gotteshaus selbst hatte nur für einen Bruchteil der Menschen Platz. Der Adel, die Prinzen, die hohen Beamten, die Vornehmen versammelten sich hier. Das Volk, viele Kaufleute und Fremde scharten sich in großen Gruppen. Da standen sie denn zwischen den an Aesten angebundenen Rossen, gegenüber dem heiligen Gebäude in der strahlenden Sonne.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pünktlich traf der Fürst ein. Vom Turm erschallte die Stimme des Rufers zum Gebete. Der Gottesdienst begann. Andächtig erhoben sich alle. Aus tausend Mündern erscholl das Lob des Herrn. Tausend Leiber erhoben sich und beugten sich.

Groß und bedeutend war dies! Tiefe und Reinheit wirkten hier. Daß sie den Herrgott anders nennen als wir, daß sie ihre Verehrung anders ausdrücken, ich habe das nie als ein Trennendes empfunden. Ich habe immer nur in meinem Innern darüber gejubelt, daß es noch Menschen und Völker gibt, die sich in der Unschuld ihres Herzens so laut und naiv zum Ruhme Gottes vereinigen und es nur natürlich finden, auch öffentlich ihn zu preisen und auch öffentlich sich vor ihm auf die Erde zu werfen, wo wir es nicht einmal im Kämmerlein vermögen, uns in so schlichter Weise zu demütigen.

Seht, das ist die Schönheit des einfachen Herzens. Unser aber ist der Fluch der Ueberhebung und das Martyrium der Intellektualität.

Vereinigung in inbrünstiger Erhebung leitet den großen Markt ein, Zerstreuung in allen Arten des Frohsinns zeichnet alle Besucher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Teilnehmer, Verkäufer und Käufer aus. Und wie sollte man da nicht ganz vergnügt werden! Schlendert nur durch die Stände der Speise feilhaltenden Frauen. Der Duft von all den herrlichen Kuchen und Saucen steigt schmeichelnd in die Nase. Verlockend prunken da die schönsten und herrlichsten Kleider am Boden. Gern geht man dorthin und zieht einmal ein neues Kleid über. Heiterkeit zieht ein mit dem neuen Gewand. Feiner Duft geht aus von dem Tische des Kaufmanns, der Schmuckperlen und Ketten, Ringe und Parfüme, Rosenöl und Moschus ausgestellt hat.

Tausende und aber Tausende ziehen lachend umher.

Lachen und Geschwätz erfüllt die Luft. Für Trübsinn ist hier kein Platz. Gern wirft ein jeder den Künstlern des Jahrmarktes einen Obolus hin. Denn da es ein großer Markt ist, gibt es auch Schaustellungen, die ihr Recht auf Einnahme in ihrer Fremdartigkeit haben. Schlangenbändiger zeigen hier ihre Künste. Aus den Bergen sind naive Kinder der Natur im Naturgewande gekommen, die führen hier ihren heimischen Tanz auf. Vor allem aber er-

füllt auch Musik die Luft. Hier kratzt einer auf einer einfachen Geige, dort klimpert ein anderer auf einer Gitarre, und noch weiterhin ringt ein mit ernster Miene der Frau Musika Huldigender einer Art Klarinette die allermerkwürdigsten Töne ab. Lachen, Jubel und Geschwätz erfüllen die Luft. Hier schwindet der Kummer. Auch der Bettler sieht nur schelmisch-trostlos in die Welt, und eine alte Frau, die mit den letzten Erdnüssen auf den Markt gekommen ist und vorher nicht so recht gewußt, wie sie die Not am nächsten Tage bekämpfen solle, kann sich nicht denken, daß aus all diesem Reichtum an Frohsinn nicht auch ihr ein freundliches Schicksal heraustropfen wird.

Und sie hat recht!

Das Elend der verschämten Armut —

Das Elend der Lebensverbitterung —

Das Elend der Schwermut —

Das Elend zerschellter Ideale —

Das Elend der unaufhörlich zum Unglück Verurteilten —

Alles dieses Elend und dazu noch manches andere gibt es hier nicht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tief ist hier die Lebensfreude. Tiefer als bei uns. Gewaltig sind aber auch die Schläge des Schicksals. Unberechenbar herrischer und unvergleichlich vernichtungsgewaltiger als in unseren Ländern.

7. Die Herrlichkeit des Todes.

Das, was mir immer symbolisch als das Bezeichnende für den Lebensablauf der Völker der weiten Steppen Afrikas erschien, ist, daß hier die Steine so selten zutage liegen. Nur zu einem brauchen diese Menschen den Stein: zur Herstellung der Mahlsteine, auf denen die Frauen das Korn der täglichen Nahrung zerreiben. Oft wurden die Steine viele Tagereisen weit herbeigeschleppt. Deshalb fehlt hier die Sprache der Steine. Die Vergangenheit hat dieses Organ nicht, um mit seiner Hilfe in die Zukunft zu verkünden.

Und doch ist sie, die Vergangenheit, auch hier nicht stumm, o nein, der Mangel an Steinen beraubt niemals den Wandel der Dinge der Möglichkeit, hinüberzuklingen in die späteren Zeiten nach dem Erlöschen der Zeitgenossen! Wieviele Möglichkeiten gibt es, die große Geschichte vom Werden und Vergehen zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

belauschen! So viele! Es ist ja eine Einbildung der Menschen, daß wir nur in der Gegenwart leben. Nur wollen wir das nicht anders. Die Menschen glauben sich einengen zu müssen auf den flüchtigen Augenblick, sie machen sich blind gegen die Wirklichkeit jenseits des Zeitlichen. Wenn die Menschen nicht so töricht wären, würden sie verstehen, daß jedes Messer, das sie benützen, sie mit der Zeit verbindet, in der es die Menschen einer Urzeit benützten — würden sie wissen, daß jedes Gesetz, dem sie folgen, eine Fülle der Erlebnisse und Umbildungen in sich birgt, würden sie von heiliger Scheu ergriffen werden vor der Ehrwürdigkeit der Ackerfrucht, in deren Dasein eine unendlich tiefe und weite Geschichte von der Heiligkeit ersten Anbaues, pietätvoller Verehrung einer hohen Gottheit und rauschendem Gleiten der Völker und Kulturen verborgen liegt.

Steinarm sind die Steppen Afrikas.

Aber stumm sind sie nicht.

Schweigend künden sie Großes aus der Vergangenheit.

Tritt mit mir auf diesen Hügel. Blick mit mir hinab in jene Senkung, die sich bis zum

Horizont ausdehnt. Gestrüpp bedeckt sie. Aber dazwischen ragen einige Riesen empor. Es sind bizarre Boabab-Bäume. Ihr Stamm ist so mächtig, daß fünf Männer nicht genügen, ihn mit ausgebreiteten Armen zu umspannen. Betrachte genau ihren Standort. Gewahrst du, daß sie in einem mächtigen Kreise stehen? Sieh, das sind die Reste einer alten Pfalz, die letzten Künder einstiger Pracht, die Zeugen einer großen Vergangenheit.

Reite mit mir durch den Raum, aber achte auf die Hufe des Pferdes; denn hier möchte es stolpern über die Reste eines alten, durch Brennen hart gewordenen Erdofens, hier einbrechen in eine Höhlung, die einst das Versteck irgendwelcher Schätze war. Kümmerliche Erhebungen, die im Kreise sich ziehen, sind die letzten Anzeichen der Hütten der Armen, mehr viereckige Hügel die einstiger Paläste. Und überall, wohin du im Kreise der Baumriesen reitest, triffst du Spuren vergangenen Lebens.

Auch hier blühte einmal eine Pfalz.

Auch hier herrschte einmal ein Kaiser, vor dem Scharen von Bauernvölkern zitterten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auch hier erfüllte einmal fröhliches Leben, unbezähmbar scheinende Lebensfreude, Scherzworte und Musik an Tagen der großen Märkte die Luft.

Vielleicht noch an einem Tage, um am folgenden für immer zu verstummen.

Denn scharf und hart, schnell und ohne Vorrede schnittert das Schicksal in Afrika. Heute noch ein Land blühender Gesundheit. Morgen eine Krankheit und der Tod Tausender. Heute noch blühende Felder, soweit das Auge reicht. Morgen ein Sturm und der unabwendbare Hungertod. Heute noch eine blühende Stadt. Morgen unversehens ein Ueberfall und damit auch ihr Ende.

Schnell und jubelhaft wirbelt die Pracht der afrikanischen Größe auf. Kurz und radikal ist ihr Ende.

Wir wissen von vielen großen Städten, von vielen herrlichen Reichen, die in diesen Ländern weithin und weither als Erste, Bewunderte, Beneidete leuchteten. Ueber Nacht verlöschten sie.

Aber ist es nicht etwas Herrliches um einen solch schnellen Tod? Ist es nicht wundervoll, daß

immer alles gemeinsam zugrunde geht, daß so wenige in ein Elend entrinnen können, um etwa doch zuletzt mit ihrem bißchen Dasein ein verbittertes Leben zu vollenden? Handelt hier nicht der Tod großartiger und gütiger, gnädiger und gerechter, indem er nicht lange zaudert, nicht lange auswählt, nicht erst ein jämmerliches Gezeter um Gnade aufkommen läßt? Ist der afrikanische Tod nicht ein barmherziger?

Was soll ich euch Kindern eines „gemäßigten Nordens" etwas zu zeigen versuchen, was der Mann des Südens unendlich trefflicher erzählt! Hört also ein Märchen des klugen Volkes der Haussa!

Es ist ein Loblied auf die Pracht afrikanischen Zerbrechens.

8. Der Untergang.

Gewisse alte Frauen machen wohl den Markt gut, aber sie zerstören das Haus. Sie sind entweder trocken, und dann ist ihre Haut wie Leder und ihr Herz ohne Blut. Oder sie sind gequollen, und dann ist ihr Fett übelriechend, und ihr Kopf voll von Gift. Ihre Haare sind borstig und weiß, und man kann keine Fäden daraus spinnen, sondern nur einen Strick daraus drehen, an dem sich die Menschen erhängen. Ihre Brüste hängen lang und leer herab, weil die Kinder alles herausgesogen haben, was darin Gutes war. Nicht einmal der Teufel kann sie übertreffen.

Denn das erzähle ich hier:

Im Lande Matasu ging ein Mann, der nicht sehen konnte, ein Makapho (Blinder). Der Makapho trat durch die Birni (Stadttor) in die Stadt. Der Makapho begegnete bald einem alten Weibe, das hatte sein Haus nahe dem

Stadtwall. Der Makapho ging die Straße entlang. Das alte Weib sah, daß der Mann blind war. Das alte Weib sagte: „So ist es gut."

Das alte Weib ging zu dem Makapho und sagte: „Du bist ein Blinder! Jedermann tut den Blinden Gutes. Allah wird mir aber Gutes tun, wenn ich dich in meinem Hause aufnehme. Komm mit in mein Haus und wohne bei mir." Der Makapho sagte: „Es ist gut, ich will bei dir wohnen. Ich habe nichts weiter bei mir als diesen Korb." Die Alte sagte: „Komm nur, ich will dir einen Raum zeigen." Die Alte brachte den Makapho in den Raum.

Der Makapho sagte zu der Alten: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne. In diesem Korbe habe ich nun ein Hühnchen mitgebracht. Kannst du das Huhn herausnehmen, für das Huhn sorgen und sehen, ob es Eier legt?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und dein Huhn sorge." Die Alte nahm das Huhn. Der Makapho ging. Als der Blinde gegangen war, nahm die Alte sogleich das Huhn, schlachtete es und bereitete eine gute Speise. Dann aß sie das Huhn auf.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als der Blinde den Tag über auf den Markt gegangen war, kam er abends heim zu der alten Frau. Der Makapho fragte: „Wie geht es meinem Huhn?“ Die alte Frau sagte: „Ach, das Huhn, das Huhn! Das jämmerliche Huhn! Mein Makapho, Musurru (Schakal oder Katze) hat dein Huhn gefangen und gefressen.“ Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meinem Huhn helfen.“

Am anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne.“ Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho; jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben.“ Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf auf einen reichen Mann. Der reiche Mann hatte seinen Leuten gesagt, sie sollten seine Ziege hereinbringen, damit er sie besichtige. Der reiche Mann besah seine Ziege. Der reiche Mann sah den Blinden. Der reiche Mann schenkte dem Makapho seine Ziege und sagte: „Nimm die Ziege. Allah wird mir dafür Gutes tun.“ Makapho nahm die Ziege. Makapho ging mit der Ziege nach Hause.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Makapho kam mit der Ziege in sein Haus. Er sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du meine Ziege nehmen und für meine Ziege sorgen?“ Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und deine Ziege sorge.“ Die Alte nahm die Ziege. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib die Ziege sogleich und brachte sie zu einem Schlächter. Sie verhandelte die Ziege an den Schlächter. Der Schlächter schlachtete das Tier und verkaufte das Fleisch.

Abends kam Makapho wieder heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meiner Ziege?“ Die alte Frau sagte: „Ach, die Ziege, die Ziege! Die jämmerliche Ziege! Mein Makapho, Kurra (die Hyäne) hat die Ziege gefangen und zerrissen.“ Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meiner Ziege helfen!“

Am andern Morgen stand der Blinde früh auf. Makapho sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne.“ Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho. Jeder gibt dem Blinden gerne!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geh hin! Man wird dir reichlich geben!“ Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf einen Madugu (Karawanenführer). Der Madugu war mit vielen beladenen Eseln in die Stadt gekommen. Der Madugu hatte alles verkauft und war nun reich geworden. Der Madugu zählte nach, was er verdient hatte. Der Madugu sah den Blinden. Der Madugu nahm einen Esel, schenkte ihn dem Blinden und sagte: „Nimm diesen Esel! Allah wird mir dafür Gutes tun!“ Makapho nahm den Esel. Makapho ging mit dem Esel nach Hause.

Makapho kam mit dem Esel in sein Haus und sagte zu dem alten Weib: „Kannst du meinen Esel nehmen und für meinen Esel sorgen?“ Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und deinen Esel sorge.“ Die Alte nahm den Esel. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib sogleich den Esel und brachte ihn auf den Ssongo (Rastplatz der Händler). Auf dem Ssongo fragte sie: „Ist hier nicht ein Mann, der einen guten Esel kaufen will?“ Die Leute kamen und betrachteten den Esel. Ein Mann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kaufte den Esel. Die alte Frau nahm das Geld und kam wieder nach Haus.

Abends kam Makapho wieder heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meinem Esel?“ Die alte Frau sagte: „Ach, der Esel, der Esel! Der unglückliche Esel! Ich gab ihm zu fressen. Ich gab ihm wohl zu viel zu fressen. Der Esel wurde sehr stark und riß die Schnur durch und lief davon.“ Makapho sagte: „Dann will ich wieder gehen und will den Esel suchen.“ Das alte Weib sagte: „Mein armer Makapho! Bedenke, daß du blind bist. Ich bin herumgelaufen und habe den Esel gesucht. Ich kann sehen, aber ich habe den Esel nicht gefunden. Wie willst du, Makapho, nun den Esel finden?“ Der Blinde sagte: „Du hast recht. Aber Allah wird mir zu meinem Esel verhelfen.“

Am andern Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne.“ Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben!“ Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der

Blinde traf auf den Galadima (Stadtoberster). Die erste Frau des Galadima hatte ein Kind geboren. Es war der erste Sohn des Galadima. Alle Leute kamen und entboten dem Galadima ihren Gruß. Der Galadima empfing alle die reichen Leute. Der Galadima sah den Blinden. Der Galadima sagte: „Bringt mir ein Pferd." Man brachte dem Galadima ein Pferd. Der Galadima sagte: „Gebt dem Blinden das Pferd. Ich schenke es ihm. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm das Pferd. Makapho ging mit dem Pferde nach Haus.

Der Makapho kam mit dem Pferde in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du wohl mein Pferd nehmen? Kannst du mein Pferd festbinden und für mein Pferd sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und dein Pferd sorge." Die Alte nahm das Pferd. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib das Pferd und ging damit zum Serki Kassua (Marktchef). Die Alte sagte zum Serki Kassua: „Hier ist ein gutes Pferd. Ein Fremder hat es mir übergeben, daß ich es verkaufe." Der Serki

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd jung ist.“ Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd groß ist.“ Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd stark ist.“ Der Serki Kassua besah das Pferd. Der Serki Kassua kaufte das Pferd. Die alte Frau rief zwei Leute, die ihr das Geld nach Hause trugen.

Abends kam der Makapho heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meinem Pferd?“ Die alte Frau sagte: „Sei still und sprich nicht so laut, daß die anderen Leute es hören können.“ Der Blinde sagte: „Ich frage ja nur, wie es meinem Pferde geht! Was ist mit meinem Pferde?“ Die alte Frau sagte: „Sei still! Ich sage dir, sei still, daß die anderen Leute dich nicht hören! Ein großer Mann der Stadt kam vorbei. Der große Mann sah das Pferd. Der große Mann der Stadt nahm das Pferd an sich.“ Der Blinde sagte: „Ich will sogleich nach dem Pferde fragen, das mir der Galadima geschenkt hat.“ Das alte Weib sagte: „Mein armer Makapho! Bedenke, daß du blind bist, bedenke, daß jener ein großer Mann der

Stadt ist. Wenn du zu ihm kommst, tut er uns mehr Schlechtes." Der Blinde sagte: „Du hast recht. Ich bin blind. Allah aber wird mir mit meinem Pferde helfen."

Am anderen Morgen stand der Blinde früh auf. Makapho sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne. Geh hin! Man wird dir reichlich geben!" Der Blinde ging. Der Blinde ging über den Markt. Der Blinde ging weiter. So kamen ihm Reiter und Soldaten entgegen. Es kam ihm der Jerima (Thronfolger) in der Mitte der Lifidi (Wattepanzerreiter) entgegen. Der Jerima kam aus dem Kriege. Der Jerima hatte eine Stadt zerstört und Pferde und Kamele erbeutet. Der Jerima sah den Blinden. Der Jerima winkte einem seiner Leute und sagte: „Bringt mir das große Kamel her, das wir mitgebracht haben." Das Kamel wurde gebracht. Der Jerima schenkte das Kamel Makapho und sagte: „Nimm das Kamel. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm das Kamel. Makapho ging mit dem Kamel nach Hause.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Makapho kam mit dem Kamel in sein Haus. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich habe von Jerima ein sehr gutes Kamel geschenkt erhalten. Kannst du das Kamel wohl versorgen, so daß es nicht weglaufen und nicht weggenommen werden kann?“ Das alte Weib sagte: „Das kann ich tun. Du wirst dein Kamel hier vorfinden, wenn du wieder nach Hause kommst. Allah hört, was ich sage.“ Makapho gab dem alten Weibe das Kamel. Die Alte brachte das Kamel zur Seite. Sie band es an. Der Blinde ging wieder fort.

Als der Blinde gegangen war, band die Alte das Kamel los und trieb es hinaus an den Bach, damit es dort trinke. Die alte Frau gab dem Kamel schlechte Medizin, damit es sterbe. Das Kamel starb aber nicht. Die alte Frau gab dem Kamel noch mehr Gift. Das Kamel wollte aber nicht sterben. Das alte Weib nahm viel Gift und schob es ihm in den Hals. Das Kamel starb nicht, aber es legte sich hin und schrie. Als das Kamel sich hingelegt hatte, rief das alte Weib Männer herbei, die vorübergingen. Das alte Weib sagte: „Kommt, kommt, das Kamel des blinden Mannes will sterben. Kommt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

her und schlagt es tot, damit es nicht so stirbt." Die Männer kamen dicht heran. Die Männer sahen, daß das Kamel des Blinden sehr krank war. Die Männer stachen das Kamel tot mit ihren Lanzen. Dann banden die Leute Stricke an die Beine des Kameles und schleiften es in die Stadt. Sie kamen an das Haus der Alten. Das alte Weib sagte: „Laßt das Kamel hier vor der Tür liegen." Das alte Weib sagte: „Allah wird euch für den Dienst, den ihr dem Blinden erweist, belohnen."

Abends kam Makapho heim zu der alten Frau. Der Blinde stieß mit dem Fuß gegen die Beine des toten Kameles. Der Blinde sagte: „Kai! (Haah!) Alte Frau! Du legtest Brennholz an die Tür des Hauses, wenn ein Blinder bei dir wohnt? Soll der Blinde hinstürzen und sich die Glieder zerschlagen?" Das alte Weib sagte: „Hast du schon einmal Brennholz gesehen, das Beine und einen Kopf hat?" Der Blinde sagte: „Wie ist das?" Das alte Weib sagte: „Fühle es an, du wirst finden: das Holz ist dein Kamel. Das Kamel ist gestorben. Man hat dir ein verwundetes Kamel gegeben. Hier an der Seite hatte es einen Kakaph (Lanzen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stich) bekommen." Der Blinde betastete das Kamel. Der Blinde nickte mit dem Kopfe. Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meinem Kamele helfen."

Am anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho. Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben." Der Blinde ging. Der Blinde kam durch die Stadt. Der Blinde kam zu dem Hause des Königs.

Es war der Tag des großen Salla (Jahresfest). Alle angesehenen und reichen Leute kamen zum König herein und begrüßten ihn. Der König gab jedem sein Essen. Der König schenkte dem einen ein Pferd, dem andern ein Kleid. Makapho saß an der Torhalle. Der König sah Makapho. Der König sagte: „Ruft mir den Blinden!" Die Leute brachten den Blinden herbei. Der König sagte: „Es ist das große Salla. Ich will dem Blinden hier ein großes Geschenk machen." Der König sagte: „Bringt mir ein Mädchen. Bringt mir eines meiner schönsten Mädchen." Die Leute brachten es.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der König besah das Mädchen. Er sagte: „Ja, das ist es, was ich haben wollte. Das schöne Mädchen hier will ich dem Blinden schenken. Mein Blinder, nimm dies Mädchen und heirate es. Ich schenke es dir. Allah wird mir dafür Gutes tun.“ Makapho nahm das Mädchen. Makapho ging mit ihm nach Haus.

Der Makapho kam mit dem Mädchen in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Sieh, das Mädchen. Es ist ein schönes Mädchen. Es ist heute das große Salla. Der König hat es mir geschenkt, daß ich es heirate. Willst du für das Mädchen sorgen?“ Das alte Weib sagte: „Mein Makapho, ich will für das Mädchen sorgen, wie du es nicht denken kannst. Du wirst es sehen, wenn du wiederkommst. Allah hört mich.“ Der Blinde sagte: „Du willst sagen, daß kein Tier es nimmt. Du willst sagen, daß es von keinem Mann weggenommen wird. Du willst sagen, daß es nicht verloren geht.“ Das alte Weib sagte: „Kein Tier soll es nehmen, wenn du mich nicht als Tier ansiehst. — Kein Mann soll es wegnehmen, wenn ich es nicht selbst gebe. Ich müßte schlimmer sein als der Teufel, wenn es verloren gehen sollte!“ Der

Blinde sagte: „Daß du schlimmer und stärker bist als der Teufel, kann noch niemand glauben. Hier nimm das Mädchen.“ Der Blinde ging wieder fort.

Als der Blinde weggegangen war, sagte das alte Weib zu dem Mädchen: „Du bist ein sehr schönes Mädchen. Ich habe Makapho versprochen, für dich zu sorgen. Ich will für dich sorgen. Willst du heute heiraten?“ Das Mädchen sagte: „Der König hat gesagt, daß ich heute heiraten soll. Ich will heute heiraten.“ Die Alte sagte: „Dann warte hier ein wenig.“ Das alte Weib schloß das Mädchen in ihr Haus ein. Das alte Weib lief zu einem jungen Manne, der hatte viel Geld und ging immer in schönen Kleidern, und abends schlief er mit schönen Mädchen. Das Haus des jungen Mannes roch, weil so viel Muardi (Riechwasser) darin ausgegossen war, und es war geräuschvoll, weil andere junge Leute darin zusammenkamen. Das alte Weib lief zu diesem jungen Mann.

Das alte Weib sagte zu dem jungen Manne: „Hast du noch etwas von dem, was du von deinem Vater geerbt hast?“ Der junge Mann sagte: „Welches Mädchen willst du mir bringen?

Ich kenne alle diese Karua (Freudenmädchen) der Stadt. Ich mag keine Karua mehr." Die Alte sagte: „Ich habe ein anderes Mädchen: Es ist keine Karua. Es ist ein Mädchen, das alle Mädchen der Stadt übertrifft." Der junge Mann sagte: „Was für ein Mädchen ist es?" Die alte Frau sagte: „Das Mädchen hat noch nie mit einem Manne zusammen gelebt." Der junge Mann sagte: „Ich habe noch ein gut Teil von dem, was mein Vater mir vererbte." Das alte Weib sagte: „Der König selbst hat das Mädchen, weil es das schönste ist, einem Mann gegeben, denn es ist heute das große Salla. Aber der Mann soll das Mädchen nicht erhalten." Der junge Mann sagte: „Ich gebe dir 500 000 Kauri" (Muschelgeld). Das alte Weib sagte: „Das Mädchen wird für den, der es erhält, die feinste Speise sein. Er wird sie jeden Tag wieder genießen können. Er wird sich nie an ihr überessen." Der junge Mann sagte: „Ich will zu meinen Freunden herumgehen und will mir das Geld leihen. Ich will dir 200 000 Kauri schenken." Das alte Weib sagte: „Willst du nachher das Geld bringen?" Der junge Mann sagte: „Ich werde Leute senden, die dir das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geld bringen." Die Alte sagte: „Das wird gut sein."

Das alte Weib ging heim. Das alte Weib öffnete ihr Haus. Das alte Weib setzte sich zu dem schönen Mädchen auf das Bett. Das alte Weib sagte zu dem Mädchen: „Hast du den Mann gesehen, den du heute heiraten sollst?" Das junge Mädchen sagte: „Ich habe den Makapho gesehen." Das alte Weib sagte: „Ich kenne einen jungen Mann, der ist groß und schön. Die Hände des Mannes sind weiß. Sein Gesicht ist wie das einer Schuafrau (Araberin). Der junge Mann ist reich. Sein Haus duftet durch ein Viertel der Stadt, soviel Muardi ist darin versprengt. Seine Leute essen jeden Tag gutes Fleisch und seinen Sklaven gibt er Frauen. Alle Frauen der Stadt sind dem jungen Mann nachgegangen, und die Karua (Freudenmädchen) haben ihm viel Geld geben wollen, wenn er sie zu sich kommen ließe. Der junge Mann hat aber von allen denen genug genossen. Der junge Mann fragte mich, ob ich kein schönes, junges Mädchen zur Frau für ihn wisse."

Das junge Mädchen fragte: „Wohnt der junge Mann in dieser Stadt?" Das alte Weib

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagte: „Ja, dieser junge Mann wohnt in dieser Stadt. — Aber sage mir doch, mein schönes Mädchen, weißt du, daß dieser dein Makapho nichts hat und täglich ausgeht, um zu sehen, ob er etwas erhält?“ Das junge Mädchen sagte: „Ja, das weiß ich.“ Das alte Weib sagte: „Dann weißt du, daß du ihn führen mußt! Du weißt, daß du dann in alten Kleidern gehen mußt, weil er arm ist?“ Das junge Mädchen sagte: „Ja, das weiß ich.“ Das alte Weib sagte: „Du hast den Makapho gesehen. Du weißt, daß seine Kleider alt und zerrissen sind. Du hast gesehen, daß er Narben an den Beinen und Füßen und Schultern hat, weil der Blinde auf der Straße über Steine stürzte und gegen Bäume und Mauern stieß.“ Das junge Mädchen sagte: „Das weiß ich.“ Das alte Weib sagte: „Wenn du einmal ein schönes Kleid gewinnst, wenn du deine Haare schön schmückst, wird er es nicht sehen. Wenn du dir mit Mühe die Zähne färbst, wird er es nicht sehen! Wenn du deine Augen mit Kolli (Bleiglanz) umrandest, wird er es nicht sehen! Wenn du deine Stirn mit Katambiri (Schminke) schminkst, wird er es nicht sehen! Wenn du lachst, wird er es nicht

sehen, und er wird es auch nicht hören, denn er muß daran denken, daß die Leute ihm und dir Essen schenken. Wenn du weinst, wird er dich schlagen und dir sagen: Wie kannst du weinen, wo du sehen kannst! Ich bin arm und blind und weine nicht! Und wenn du Kinder gebierst, wird er weggehen und sagen: Wie soll ich noch mehr Essen erbetteln! Und deine Kinder wird er auf die Straße schicken, daß sie auch für sich betteln. — Weißt du das?"

Das junge Mädchen warf sich auf die Erde und weinte und schrie: „Meine alte Mutter! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Bringe mich schnell zu dem jungen Manne." Das alte Weib sagte: „Warte ein wenig!" Das alte Weib ging hinaus. Das alte Weib brachte Katambiri. Damit schminkte sie dem schönen Mädchen die Stirn. Sie brachte Kolli, damit umrandete sie ihr die Augen. Sie brachte ein Kleid, das legte sie dem jungen Mädchen um. Sie brachte ein Kopftuch, damit schmückte sie dem schönen, jungen Mädchen den Kopf.

Der junge Mann lief in der Stadt umher. Er bat seine Freunde: „Leiht mir einige Tausend Kauri, wir werden ein neues Mädchen bei

mir haben.“ Einige liehen ihm 2000 Kauri, andere liehen ihm 5000 Kauri, andere liehen ihm 10 000 Kauri. Der junge Mann ließ alles Geld zusammenlegen. Der junge Mann legte das letzte Geld dazu, das er noch von seinem Vater geerbt hatte. Es war nicht genug Geld. Der junge Mann rief einige Sklaven. Der junge Mann verkaufte auch einen Sklaven. Der junge Mann sandte das Geld zu dem alten Weibe. Der junge Mann sandte dem alten Weibe vier Kleider und zwei Ketten Perlen. Das alte Weib nahm das Geld. Das alte Weib versteckte das Geld. Das alte Weib nahm die Kleider und die Perlen. Das alte Weib nahm ein Kleid und eine Kette Perlen und gab sie dem jungen Mädchen. Das alte Weib sagte: „Dies schenkt dir der junge Mann. Lege es an. Nun bist du sehr schön. Komm, wir wollen sehr schnell zu dem jungen Manne gehen, ehe Makapho kommt.“ Das alte Weib brachte das schöne, junge Mädchen zu dem schönen, jungen Manne. Der schöne, junge Mann nahm das schöne, junge Mädchen. Der schöne, junge Mann sagte zu seinen Leuten: „Werft das alte Weib hinaus!“ Das alte Weib sagte: „Du wirst mich ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

andermal wieder rufen!“ Das alte Weib ging nach Hause.

Abends kam Makapho heim zu der alten Frau. Makapho hatte ein Kleid erhalten und brachte Speise mit. Makapho trat in seinen Raum. Makapho sagte: „Mein Mädchen, wo bist du?“ Makapho sagte: „Mein Mädchen, du schämst dich. Ich verlange nicht, daß du sprichst. Ich werde dich finden, wenn ich auch blind bin.“ Makapho ging zu dem Bette. Makapho tastete auf dem Bette hin und her. Makapho sagte: „Mein Mädchen, du bist nicht auf dem Bett. Mein Mädchen, du schämst dich. Du bist ein Mädchen. Ich werde dich finden, wenn ich auch blind bin.“ Makapho setzte sich auf das Bett. Makapho sagte: „Mein Mädchen, ich bin blind. Mein Mädchen, ich bin arm. Aber Allah segnet die Blinden, wenn sie nicht schlecht sind. Ich bin blind, aber ich habe nie eine Schlechtigkeit getan. Ich bin blind, aber ich habe noch nie betrogen. Ich bin blind, aber ich war nie Monafiki (Hetzer; ein Mann, der den Menschen von vorn freundlich und schmeichelnd entgegenkommt und ihnen hinterrücks Schlechtes nachsagt). Ich war nicht schlecht. Deshalb

hat Allah immer für mich gesorgt. Du wirst mich heiraten, aber du sollst nicht mit mir auf die Straße gehen, so daß die Hurer dich ansehen und die Huren Freundschaft mit dir schließen wollen. Du wirst meine Frau am Tage des großen Salla und deshalb wird Allah für dich und mich sorgen. Mein Mädchen, schäme dich nicht. Mein Mädchen, komme zu mir!"

Makapho sagte: „Mein Mädchen, wo bist du? Mein Mädchen, ich bin blind; es ist nicht so, als wenn andere Leute heiraten. Mein Mädchen, komm zu mir."

Makapho sagte: „Mein Mädchen, du willst, daß ich dich finde?! Ich komme, mein Mädchen!" Der Blinde stand auf. Der Blinde ging an der Wand entlang. Der Blinde tastete die Wand ab. Der Blinde ging zur anderen Seite. Der Blinde tastete die andere Wand ab. Der Blinde tastete alle Wände ab und fand das Mädchen nicht. Makapho setzte sich auf das Bett. Makapho sagte: „Mein Mädchen ist hinausgegangen." Makapho stand auf. Makapho ging auf den Hof. Im Hofe wohnten noch andere Leute. Makapho fragte die Leute: „Ich kam heute morgen mit einem Mädchen. Der König

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schenkte mir das Mädchen. Ich brachte das Mädchen hierher und ging wieder, um ein Hochzeitskleid für das Mädchen zu suchen. Ich bin wiedergekommen mit dem Hochzeitskleid. Nun kann ich mein Mädchen nicht finden. Könnt ihr mir sagen, wo mein Mädchen ist?" Einige Leute gingen und sagten: „Ich weiß nichts." Einige Leute gingen und sagten: „Das Mädchen wird weggegangen sein." Einige Leute sagten: „Das Mädchen wird weggenommen sein." Einige Leute sagten: „Es wird jemand mit dem Mädchen gesprochen haben." Einige Leute sagten: „Es wird ein Handel sein." Ein alter Mann sagte: „Ein Blinder ist leicht betrogen." Ein kleiner Bube sagte: „Man hat das Mädchen schön angezogen. Es war sehr schön." Makapho sagte: „Kann mir einer einen sehr starken Stock geben?" Der alte Mann gab dem Manne den Stock und sagte: „Nimm hier diesen Stock, aber sieh, daß du nichts mit dem Alkali (Richter) zu tun bekommst. Vielleicht ist das Holz des Stockes härter als die Knochen eines alten Weibes." Der Blinde sagte: „Es ist gut."

Der Blinde nahm den Stock. Makapho ging und sagte: „Nun kommt der Streit." Der alte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mann sagte: „Mein Makapho! Denke an den Alkali!“ Der Blinde sagte: „Das ist keine Sache des Alkali!“ Der Blinde ging zu dem alten Weibe. Der Blinde trat in das Haus zu der alten Frau. Die alte Frau sagte: „Mein Makapho, du bist lange weggeblieben.“ Der Blinde sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?“ Das alte Weib sagte: „Ach, das Mädchen! Das Mädchen! Es war kein Mädchen! Es war eine Karua (Freudenmädchen)!“ Der Blinde machte die Tür hinter sich zu und sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?!“ Das alte Weib schrie: „Ach, das schlechte Mädchen, es war ein sehr schlechtes Mädchen. Es hatte einen Facka (Buhlen). Der Facka kam hierher. Das Mädchen wollte mit dem Facka in deinem Raume schlafen.“ Der Blinde ging auf das alte Weib zu und sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?“ Das alte Weib schrie: „Ach, das schlechte Mädchen! Wie konnte ich das schlechte Mädchen festhalten? Ihr Facka kam. Ihr Facka schlug mich. Sie gingen fort.“ Der Blinde hob den Stock und sagte: „Mein Mädchen, wo ist mein schönes Mädchen?“ Das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

alte Weib warf sich auf die Erde und schrie: „Ach, dieses schlechte Mädchen! Sie beschimpfte mich. Sie nahm mir mein letztes Geld aus dem Haus. Ich konnte sie nicht zurückhalten.“ Der Blinde wollte auf das alte Weib losschlagen. Das alte Weib beschmutzte in ihrer Furcht die Erde.

Der Blinde schlug nicht. Der Blinde sagte: „Es ist besser, ich fasse dich jetzt nicht an. Du sagtest: Kein Tier soll das Mädchen nehmen, wenn du mich nicht als Tier ansiehst. Kai, du bist ein Tier! Du sagtest: Kein Mann soll das Mädchen wegnehmen, dem ich es nicht gebe! Du hast das Mädchen einem anderen Manne gegeben. Du sagtest: Ich müßte schlimmer sein als der Teufel, wenn das Mädchen verloren gehen sollte. Du bist schlimmer als der Teufel! Allah aber wird sehen, ob du auch mehr vermagst als der Teufel! Mit dem Diebstahl eines Huhnes fängt die Schlechtigkeit des Alters an und mit dem Tode vieler Menschen hört sie auf, wenn Allah nicht will, daß der Weg versperrt wird. Wehe, ich werde sehen, ob Allah mich dazu ersehen hat, dir den Weg zu versperren.“ Der Blinde ging hinaus.

Makapho schloß hinter sich die Türe ab.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das alte Weib schrie im Hause. Der Blinde ging weg. Der Blinde ging zum König. Der Blinde sagte zu dem Könige: „Mein König, leihe mir zehn starke Männer!“ Der König sagte: „Wozu willst du die zehn starken Männer? Willst du ein neues Dach auf dein Haus setzen?“ Der Blinde sagte: „Nein, ich will kein Dach auf mein Haus setzen. Es ist nicht meine Sache. Es ist eine Sache Allahs. Allah hat mir ein altes Weib übergeben, das schlimmer ist als der Teufel.“ Der König sagte: „Dann nimm die zehn starken Männer.“ Der Blinde ging mit den zehn starken Männern fort. Der Blinde ging zum Zunftmeister der Schlächter (Serki Faua). Der Blinde sagte: „Gib mir zehn Kiri!“ (Zu Tauen gedrehte Fellstreifen, mit denen die Bullen gefesselt werden, so daß sie sich beim Schlachten nicht wehren können.) Der Obmann der Schlächter sagte: „Wozu brauchst du die zehn Kiri? Willst du eine Falle für Löwen aufrichten?“ Der Blinde sagte: „Nein, ich will keine Falle für Löwen aufrichten. Es ist nicht meine Sache. Es ist eine Sache Allahs. Allah hat mir ein altes Weib übergeben, das schlimmer ist als der Teufel.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der König lieh mir schon zehn starke Männer.“ Der Obmann der Schlächter sagte: „Dann nimm die zehn Kiri!“

Der Blinde ging mit den zehn starken Männern und mit den zehn Felltauen zu dem Hause der Alten. Der Blinde schloß die Tür auf. Der Blinde sagte zu den zehn starken Männern: Bindet diesem alten Weibe die Fellstricke um die Glieder und um den Kopf, um den Hals und um den Leib. Schlagt sie und stoßt sie. Reißt sie hierhin und dorthin. Würgt sie und stecht sie. Preßt sie und reckt sie.“ Die zehn starken Männer banden dem alten Weibe die Fellstricke um die Glieder und um den Kopf, um den Hals und um den Leib, und schlugen das alte Weib und stießen es. Sie rissen das alte Weib hin und her. Sie würgten das alte Weib und stachen es. Sie preßten das alte Weib und reckten es. Das alte Weib schrie und heulte. Das alte Weib spie Blut und beschmutzte die Erde. Der Blinde sagte: „Nun werden wir sehen, ob mit dem Gestank alle Schlechtigkeit aus dem alten Weibe herausgekommen ist. Aber Allah will, daß sie weiter bezahlt, was sie schuldig ist.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die zehn starken Männer ließen das alte Weib frei. Die zehn starken Männer gingen mit den Felltauen von dannen. Der Blinde machte aber in dem Hause des alten Weibes ein Feuer an. Er warf Pfeffer hinein. Dann ging er hinaus und schloß die Türen von außen. Das Feuer qualmte auf. Dicker Rauch füllte das Zimmer. Das alte Weib rannte in Angst von einer Seite zur anderen. Der Qualm füllte das ganze Haus. Das Weib schrie erst, aber der Qualm füllte ihren Hals. Die Alte fiel hin. Darauf öffnete der Blinde die Tür. Er sagte: „Allah will nicht, daß du stirbst." Der Qualm zog aus dem Hause. Das alte Weib stand wieder auf.

Der Blinde rief einen Gundjam (auch Sunram — Barbier) und ließ dem alten Weibe das Haar scheren. Der Blinde ließ es aber nicht zu, daß der Barbier Wasser dazu nahm. Dann nahm der Blinde einen starken eisernen Maka (Bogenspannring). Er legte ihn auf den Kopf der Alten. Er sagte zu der Alten: „Das ist dein Useka (Useka ist das weiche, aus Stoff oder Leder mit Silkbaumwolle oder anderen weichen Fasern gefüllte Ringpolster, das die Haussa auf den Kopf legen, wenn eine schwere,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

drückende Last zu tragen ist). Nun werde ich dir auch eine Last geben." Der Blinde gab dem alten Weib einen schweren Stein, den mußte das Weib auf dem Kopfe auf der Eisenringunterlage tragen. Der Blinde sagte: „Nun geh' damit im Lande umher und treibe Handel!" Das alte Weib mußte fortgehen. Der Blinde trieb es vor sich her. Sieben Monate lang mußte das alte Weib den Stein auf dem Kopfe tragen. Danach sagte der Blinde: „Nun wirf den Stein und den Eisenring fort. Auf dem Wege vom gestohlenen Huhn bis zum gestohlenen Mädchen bist du gegangen. Dann hat Allah dir diesen Stein in den Weg geworfen. Meine Rache mit dir ist zu Ende. Ich habe nichts mehr mit dir zu tun. Ich gehe jetzt wieder meinen Weg. Du aber gehe den deinen."

Makapho ging. Das alte Weib warf den Stein und den Eisenring weg. Das alte Weib sagte: „Dieser Blinde ist sehr töricht. Ich aber will schnell nach Hause gehen und sehen, ob mein Geld noch vorhanden ist." Die Alte ging in die Stadt zurück. Die Alte ging auf den Markt und verkaufte Daudauwa (Suppengewürz). Sie hielt Daudauwa auf dem Markte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

feil. Iblis (der Teufel) kam auf den Markt. Der Teufel kam zu dem alten Weibe und sagte: „Du hattest eine schlechte Sache mit dem Makapho.“ Das alte Weib sagte: „Kai, lache nicht über mich! Du bist stark, aber ich übertreffe dich.“ Der Teufel sagte: „Was, du kennst mich nicht, du, das alte Weib von Matusu?“ Das alte Weib sagte: „Weshalb soll ich dich nicht kennen? Du bist der Teufel! Aber wenn du auch der Teufel bist, bist du je mit zehn Felltauen an allen Gliedern und am Kopfe, am Halse und am Leibe geschnürt gewesen? Haben dich irgendwann zehn starke Männer geschlagen und gestochen, hin- und hergerissen, gewürgt und gestoßen, gepreßt und gereckt? Bist du je einmal in einem Zimmer mit Feuer- und Pfefferqualm eingeschlossen gewesen, so lange, bis der Qualm deinen Hals gefüllt hat und du hingefallen bist? Hast du einmal auf dem trocken rasierten Schädel mit einem Maka als Unterlage einen schweren Stein sieben Monate lang getragen? Kai! Teufel! Kennst du das?“

Der Teufel sagte: „Was hast du sonst an großen Dingen getan?“ Das alte Weib sagte:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Was ich sonst an großen Dingen getan habe? Ich weiß nicht alles. Aber daran erinnere ich mich: ich habe über elftausend Menschen, die miteinander verheiratet waren, auseinandergebracht und verfeindet. Ich habe zweitausend Menschen, die miteinander buhlten, entzweit und so verfeindet, daß sie nie wieder daran dachten, wieder zusammenzukommen, zu heiraten und Kinder zu zeugen.“ Der Teufel sagte: „Das ist recht gut, mein altes Weib. Das ist recht gut. Deswegen übertriffst du mich aber doch nicht. Ich werde dir nun einmal etwas auf dem Markt vormachen, das wirst du nicht nachmachen können. Denn ich bin Iblis, der Teufel.“ Das alte Weib sagte: „Du bist der Teufel und kannst etwas, das weiß ich. Du wirst sicher eine große Sache machen, das weiß ich. Aber ob ich sie nicht nachmachen oder übertreffen kann, das weiß ich nicht — denn du warst nie geschnürt mit den zehn Felltauen und saßest nie im Pfefferqualm. Du hast nie monatelang eine Felslast auf einem Eisenring auf geschorenem Kopfe getragen. Ich werde das sehen, wenn du mit deiner Sache fertig bist.“ Das alte Weib packte seine

Körbe auf dem Markt zusammen und ging nach Haus.

Der Teufel ging auf dem Markte hin und her. Er hockte sich hierhin und hörte, was die Kolanußhändlerinnen untereinander sprachen. Der Teufel hockte sich dahin und hörte, was die Kleidermacher miteinander sprachen. Iblis ging dahin, wo die Leinenwarenhändler saßen, hockte sich dabei nieder und hörte, was die miteinander sprachen. Iblis hörte, was die Leute der Stadt sagten, und er hörte, was die Magussana (Heiden) erzählten, die mit ihren Weibern auf den Markt gekommen waren, um Holz und Schafe und Dauwa zu verkaufen. Iblis hörte sie alle an. Die einen sprachen schlechte Worte gegeneinander. Andere sprachen einige gute Worte voneinander. Andere sprachen aber sehr schlechte Worte übereinander. Jedes schlechte Wort aber, was die Leute sprachen, nahm Iblis wahr. Iblis ging zu einer Gruppe von Leuten. Iblis sagte: „Du hast bei jenem jenes gekauft. Ich hörte, wie er sagte: er habe dich betrogen.“ Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Dieser betrog jenen und ihr solltet jenem helfen.“ Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Jene sagen,

einer von euch habe sie betrogen. Sie sagen es aber nur, weil nachts, als eine von eueren Frauen ihnen das Essen brachte, diese von ihnen beiseite genommen und mißbraucht worden ist." Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Ihr müßt diesen helfen; denn jene sind schlechte Menschen, die Uebles sagen, weil sie selbst Schlechtes getan haben." Iblis ging zu einem angesehenen Manne, der große Karawanen mit Waren bald dahin sandte, bald dorther bekam. Er sagte zu dem Manne: „Man sagt von dir, du seiest Monafiki (siehe oben), der zwischen jenen und diesen Streit stifte, weil du nicht genug Geld an ihnen verdienst." Der Mann war aber wirklich ein Monafiki, und er nahm außer dem Geld den Leuten oft alles ab, so daß sie sich verpfänden mußten und nie wieder ihre Freiheit zu erlangen vermochten.

Als der Monafiki das von dem Iblis hörte, nahm er ein Schwert. Der Monafiki lief zwischen die Leute, die von ihm schlecht gesprochen hatten. Der Monafiki schrie: „Wer hat mich hier einen Monafiki genannt?" Ein Mann war da, der hatte sich schon lange dem Monafiki verpfändet, und der Mann hatte nun nichts mehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu verlieren. Der Mann schrie: „Du bist ein Monafiki. Es ist wahr. Du bis ein Monafiki! Ich wiederhole es vor allen Leuten. Alle Leute sollen es hören!“ Der Monafiki schlug mit dem Schwerte nach dem Manne. Der reiche Monafiki erschlug den armen Mann. Einige andere Leute schrien: „Erst hat dieser Mensch uns unser Geld genommen. Nun nimmt er uns auch noch das Leben!“

Einige Leute schlugen auf den reichen Monafiki ein. Die Leute des Monafiki kamen dazu. Der reiche Monafiki fiel zur Erde. Einige schrien vor Freude. Andere schrien: „Ihr sollt euch nicht freuen!“ Einige schrien: „Diese haben jene betrogen!“ Andere schrien: „Nein, jene haben eine Frau von jenem mißbraucht!“ Alle schlugen. Jeder nahm, was er bei der Hand hatte. Zuletzt waren zwölfhundert Menschen totgeschlagen. Da kamen aber die Dogari (Leibgarde) des Königs dazu und trieben alle Leute vom Markte weg.

Der Teufel ging zu dem alten Weibe und sagte: „Komm mit mir, ich will dir zeigen, was ich an einem Tage machen kann.“ Das alte Weib kam mit dem Teufel. Der Teufel führte

das alte Weib auf den Markt. Auf dem Markte lagen Körbe und Kleider, Kolanüsse und Bohnenkuchen, Schuhe und Mehlklöße, Garn und geröstetes Fleisch. Getötete Menschen lagen hier und da. Ueberall aber gingen nun die Dogari zwischen den durcheinandergeworfenen Sachen und Leichen auf dem blutigen Boden auf und ab. Der Teufel sagte zu dem alten Weibe: „Sieh, das habe ich alles an einem Tage gemacht."

Das alte Weib sah über den Marktplatz. Das alte Weib sagte: „Das sind doch nicht mehr als zwölfhundert Tote und ein zerstörter Markt." Der Teufel sagte: „Ja, es sind zwölfhundert Tote und ein zerstörter Markt." Der Teufel sagte: „Das alles habe ich an einem Tage gemacht." Das alte Weib wandte sich verächtlich (durch Pantomime des Erzählers dargestellt) um und sagte: „Das ist alles? Damit willst du mehr können als ich? Geh, mein Teufel! Geh nach Hause. Komme morgen abend wieder. Dann will ich dir zeigen, was das alte Weib kann."

Das alte Weib ging am anderen Morgen aus und kaufte hundert sehr schöne Kolanüsse; sie

kaufte einen Topf voll Wuardi (Riechwasser); sie kaufte eine Handvoll Truare-djubuda (Zibetkatzensekret). Von all diesem nahm das alte Weib fünfzig Kolanüsse und das Truare-djubuda, und damit machte sie sich auf den Weg zum Hause des Königs. Der Serki (König) hatte vor noch nicht langer Zeit eine junge Frau geheiratet. Das junge Mädchen, das er zu seiner Frau machte, war sehr schön; alle Leute in der Stadt sprachen davon, und der König hatte sie gerne, so daß er sie allen seinen anderen Frauen vorzog und an die Seite seiner ersten Frau setzte.

Das alte Weib kam zu der jungen Frau des Königs. Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Das alte Weib sagte: „Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich seine Worte, jene Worte Sussos, die mir vorhin wahnsinnig erschienen.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Was ist an mir?“ Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Die alte Frau sagte: „Du bist sehr schön. Du übertriffst an Schönheit alle Frauen. Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich die Worte dessen, der mir vorher wahnsinnig schien.“ Die junge Frau

des Königs sagte: „Kai! Alte Frau! Hier sagt man nicht solche Worte. Ich werde dir ein Kopftuch schenken. Sage mir schnell etwas Neues aus der Stadt und dann geh. Du bist im Gehöft des Königs.“ Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Das alte Weib sagte: „Ja, er hat auch gesagt: Du gehst in das Haus eines alten Mannes, des Königs. Er hat gesagt: Du wirst die junge Frau des Königs sehen, die alle Frauen an Schönheit übertrifft. Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich die Worte dessen, der mir vorher wahnsinnig schien.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Schnell, erzähle mir etwas Neues.“

Das alte Weib legte die fünfzig Kolanüsse und das Truare-djubuda hin und sagte: „Was kann er dir anders senden als eine Kleinigkeit! Du hast alles, und wenn er dir einen goldenen Ring schenkt, würde es der König sehen.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dies hierher? Wie kann jemand etwas hierher in mein Haus senden?“ Das alte Weib sagte: „Das kann nur ein Mann in der Stadt. Kein anderer junger Mann der Stadt würde eine Kolanuß in dieses Haus des Königs senden, in dem dieser

alte König dich eingeschlossen hat!“ Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dich hierher?“ Das alte Weib sagte: „Das kann nur der sein, der im Kriege voranreitet. Das kann nur der sein, vor dessen Kommen sich die Feinde mehr fürchten als vor tausend anderen Reitern.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dich hierher?“ Das alte Weib sagte: „Der mich hersendet, ist der Sohn des Jerima.“

Die junge Frau des Königs sagte: „Fürchtet sich denn der Sohn des Jerima nicht, dieses der liebsten Frau des Königs zu senden?“ Das alte Weib sagte: „Wenn hundert Löwen auf ihn zuspringen, wird der Sohn des Jerima sich doch nicht fürchten. Wenn hundert Elefanten auf ihn einstürmen, wird sich der Sohn des Jerima nicht fürchten! Wie sollte er sich vor einem alten Manne fürchten?“ Die junge Frau des Königs sagte: „Was denkt der Sohn des Jerima?“ Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima denkt nicht mehr an den Salam (Gebet). Der Sohn des Jerima denkt nicht mehr an seine Mutter und an seinen Vater. Der Sohn des Jerima denkt nur noch an dich!“

Die junge Frau des Königs nahm die Kola-

nüsse. Die junge Frau des Königs nahm die Truare-djubuda. Die junge Frau des Königs sagte: „Wenn meine weißen Zähne diese roten Kola zerbeißen, werde ich auch an den Sohn des Jerima denken. Wenn der Geruch des Truare-djubuda meine Gewänder füllt, werde ich an den Sohn des Jerima denken.“ Das alte Weib sagte: „Denke an ihn, wenn du hörst, daß er wieder in den Krieg zieht. Denke an ihn, wenn du hörst, daß er im Kriege gestorben ist.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Wird der Sohn des Jerima bald wieder in den Krieg ziehen?“ Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima mag nun nicht mehr leben. Er denkt nur an dich. Er will morgen wieder in den Krieg ziehen. Er will nicht wiederkommen.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Er will nicht wiederkommen?“ Das alte Weib sagte: „Nein, der Sohn des Jerima will nicht wieder in diese Stadt kommen, in der du im Hause des alten Königs eingeschlossen bist. Der Sohn des Jerima will sterben.“

Die junge Frau des Königs sagte: „Er will sich im Kriege töten lassen!“ Die junge Frau des Königs weinte. Die junge Frau des Königs

sagte: „Sag, alte Frau! Wie kann es geschehen, daß ich den Sohn des Jerima heute noch sehe?“ Die alte Frau sagte: „Das ist eine schwierige Sache. Der Sohn des Jerima bat mich: ‚Wie kann es geschehen, daß ich die junge Frau des Königs noch einmal sehe, ehe ich in den Krieg ziehe?‘ Das ist eine schwierige Sache.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Du, alte Frau! Der Sohn des Jerima darf sich nicht im Kriege töten lassen. Du, alte Frau! Ich will den Sohn des Jerima heute noch sehen! Du, alte Frau! Wenn ich vom König etwas will, dann tut er es. Sage mir, wie ich den Sohn des Jerima heute noch sehen kann.“

Das alte Weib sagte: „Du junge, schöne Frau des Königs! Gehe zum König und sage ihm: Ich höre, daß meine Mutter erkrankt ist. Erlaube mir, daß ich zu ihr gehe. Ehe es dunkel ist, werde ich wieder zurückkommen. Wenn der König dir dann die Erlaubnis gibt, dann komme schnell zu mir in das kleine Haus am Stadtwall.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Ja, so werde ich es tun. Ich werde sogleich zum Könige gehen. Ich werde dann zu dir kommen in das kleine Haus an dem Stadtwall.“ Das alte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weib sagte: „Komm zu mir. Ich werde danach zum Sohn des Jerima gehen und ihm sagen, daß du bei mir bist."

Die junge Frau des Königs schenkte dem alten Weibe ein Kopftuch und ein Kleid. Das alte Weib ging. Die junge Frau des Königs nahm die Kola. Sie nahm ein Tuch und legte vier Kola hinein. Die junge Frau des Königs sagte: „Der Sohn des Jerima ist jung und schön." Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der Sohn des Jerima ist tapfer." Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der König ist alt." Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der Sohn des Jerima sagte, ich sei die schönste Frau der Stadt." Die junge Frau nahm vier Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der junge Sohn des Jerima soll nicht in den Krieg gehen." Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Ich will den jungen Sohn des Jerima bitten, daß er nicht in den Krieg geht." Die junge Frau nahm alle übrigen Kola, warf sie in das Tuch und sagte: „Jetzt gehe ich zu dem Sohn des Jerima. Jetzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werde ich vor dem Sohn des Jerima mich hinwerfen. Jetzt werde ich ihn bitten und bitten. Jetzt werde ich mich schön machen und jetzt weiß ich, für wen ich es tue."

Die junge Frau des Königs warf ihre Kleider weg. Die junge Frau des Königs warf schöne Stoffe um. Ueber die schönen Stoffe legte sie alte Kleider. Mit den alten Stoffen über den schönen Kleidern ging sie zum Hause hinaus. Sie ging in ein Haus des Königs. Sie sagte einem Sklaven: „Geh und sage dem König, ich müsse ihn sehen!" Der Sklave sagte: „Es ist nicht Zeit dazu. Alle Leute sind da, den König zu begrüßen." Die junge Frau sagte: „Kai, Sklave geh, oder ich gehe selbst und bitte den König, dich auszupeitschen. Geh zum König und sage ihm: Deine junge Frau will dich sprechen. Deine junge Frau fürchtet einen Tod. Geh!" — Der Sklave ging in das Versammlungshaus des Königs. Alle angesehenen Leute saßen um ihn her. Der Sklave warf sich vor dem König nieder. Der König sagte: „Was gibt es?" Der Sklave sagte: „Deine junge Frau will dich sprechen. Deine junge Frau fürchtet einen Tod." Der König stand auf. Der König ging hinaus.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Tschiroma (ein prinzlicher Würdenträger) sagte zu dem Galadima der Stadt: „Der König wird alt. Jede Frau kann ihn handhaben.“ Der Galadima sagte: „Der König wird alt.“

Der König kam in das Haus, in dem die junge Frau auf ihn wartete. Die junge Frau warf sich vor dem Könige nieder. Die junge Frau weinte und sagte: „Serki! Serki! Serki! König! König! König!“ Der König sagte: „Du weinst und hast alte Kleider an! Habe ich dir nicht genug schöne und neue Kleider geschenkt?“ Die junge Frau weinte und rief: „König, König, König!“ Der König beugte sich über sie und hob sie auf. Der König sagte: „Was ist es?“ Die junge Frau sagte: „Ich fürchte einen Tod! Ich fürchte einen Tod! Ich fürchte einen Tod!“ Der König sagte: „Weshalb willst du sterben?“ Die junge Frau weinte und sagte: „Ich werde nicht zuerst sterben. Ein Mensch stirbt, und dann muß der andere Mensch auch sterben!“ Der König sagte: „Wer ist es?“ Die junge Frau weinte und sagte: „Erlaube mir, daß ich zu meiner Mutter gehe. Erlaube mir, daß ich sogleich hingehe. Ich empfing eine Nachricht. Ich werde heute abend wieder hier sein.“ Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

König sagte: „Ist deine Mutter schon lange krank?“ Die junge Frau weinte und sagte: „Nein! Darf ich gehen?“ Der König sagte: „Geh!“ Die junge Frau lief von dannen.

Die junge Frau lief durch das Gehöft. Die junge Frau lief durch die Stadt. Die junge Frau lief bis ans Ende der Stadt. Die junge Frau lief bis zum kleinen Hause am Stadtwall. Die junge Frau trat in das Haus des alten Weibes. Das alte Weib sagte: „Du! Warum kommst du in alten und schlechten Kleidern?“ Die junge Frau sagte: „Laß mich! Rufe schnell den Sohn des Jerima!“ Das alte Weib ging. Das alte Weib ging durch die Stadt. Das alte Weib sagte: „Der Jäger hat einen Grashalm in der Steppe im Busch angezündet. Es wird gleich der Wind kommen. Der Wind wird das Feuer durch den Busch treiben, und das Feuer wird Farmen und Speicher der Menschen verheeren.“

Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief in das Gehöft des Jerima. Der Jerima hatte nur einen Sohn. Der Sohn des Jerima lag in seinem Hause. Die Sklaven des Jerima saßen vor ihm und glätteten seine Schwerter und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dolche und Lanzen. Das alte Weib warf sich vor dem Sohn des Jerima nieder. Das alte Weib blieb liegen. Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?“ Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima fürchtet sich nicht und nimmt der Löwin das Kind.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?“ Das alte Weib sagte: „Was zwei Ohren gerne hören, brauchen nicht immer acht zu vernehmen!“ Der Sohn des Jerima sagte zu den Sklaven: „Geht hinaus!“ Die Sklaven gingen hinaus.

Die Sklaven des Jerima gingen hinaus. Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?“ Das alte Weib schlug ihr Tuch auseinander. Das alte Weib legte die fünfzig Kolanüsse auf die Erde. Das alte Weib stellte den Topf mit Wuardi auf die Erde. Das alte Weib sagte: „Das sendet eine junge Frau.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Was willst du sagen?“ Das alte Weib sagte: „Dies sendet eine junge Frau.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Was willst du sagen?“ Das alte Weib sagte: „Du sollst nicht in den Krieg ziehen. Du sollst nicht sterben. Wenn ein Mensch stirbt, wird auch der andere sterben; denn der andere kann nicht leben, wenn der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine nicht wiederkommt." Der Sohn des Jerima stand auf. Der Sohn des Jerima sagte: „Wer ist die junge Frau? Hat die junge Frau nicht genug an ihrem Manne?" Das alte Weib sagte: „Die junge Frau sieht stets über die Mauer, wenn du ausziehst zum Kriege. Die junge Frau schläft nicht, wenn du im Krieg bist. Sie litt in der Nacht, wenn du im Krieg warst. Die junge Frau sieht über die Mauer, wenn du aus dem Krieg zurückkehrst. Die junge Frau lebt dann wieder am Tage. Wenn du im Kriege bist, gibt die junge Frau Geschenke den Bettlern und Blinden, damit Allah dir helfe. Wenn du aus dem Kriege wiederkehrst, gibt die junge Frau Geschenke den Bettlern und Blinden, damit Allah dich in der Stadt halte."

Der Sohn des Jerima sagte: „Du altes Weib! Sage mir, wer die junge Frau ist!" Das alte Weib sagte: „Es ist die schönste junge Frau der Stadt. Aber sie liegt zwischen den Füßen des Löwen. Nur ein Tapferer kann sie sehen und begrüßen." Der Sohn des Jerima nahm sein Schwert und hob es. Der Sohn des Jerima sagte zu dem alten Weibe: „Du altes Weib! Sage mir, wer die junge Frau ist!" Das alte Weib

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagte: „Es ist die junge Frau des Königs.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Es ist die junge Frau des Königs!?“ Der Sohn des Jerima warf das Schwert weg. Der Sohn des Jerima sagte: „Wo ist die schöne, junge Frau des Königs?“ Das alte Weib sagte: „Die schöne, junge Frau des Königs ist in meinem Hause. Die schöne, junge Frau sitzt auf dem Rande des Bettes.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Geh voran! Zeige mir den Weg!“

Das alte Weib ging. Der Sohn des Jerima nahm einen Mann seines Vaters mit. Der Sohn des Jerima folgte mit dem Mann dem alten Weibe. Das alte Weib und der Sohn des Jerima und der Mann gingen durch die Stadt. Sie kamen an den Stadtwall. Der Mann des Jerima blieb zurück. Das alte Weib öffnete die Tür des Hauses. Die junge Frau stand vom Rande des Bettes auf. Der Sohn des Jerima trat in die Tür. Die junge Frau ließ die alten Kleider fallen. Die junge Frau stand vor dem Sohne des Jerima. Sie war sehr schön. Schöne Kleider schmückten sie. Das alte Weib schloß die Tür. Der Sohn des Jerima blieb zurück mit der schönen, jungen Frau des Königs im Hause.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann des Jerima stand draußen. Die Tür des Hauses des alten Weibes war angelegt. Das alte Weib lief von dannen. Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief durch das Viertel des Königs. Die angesehenen Leute hatten dem Könige ihren Gruß gebracht. Der König hatte den angesehenen Leuten die Morgenschüsseln reichen lassen. Der König war in einen Hinterraum gegangen. Die angesehenen Leute waren gegangen. Der König war allein. Das alte Weib rannte durch die Durchgangshalle. Das alte Weib rannte in den Raum, in dem der König saß. Das alte Weib warf sich auf die Erde und schrie: „König! König! König!“ Das alte Weib heulte und schrie: „Nun wirst du mich deswegen töten!“ Der König sagte: „Weshalb soll ich dich töten?“ Das alte Weib schrie: „Du wirst mich töten, weil andere dich betrügen.“ Der König sagte: „Was ist?“ Das alte Weib weinte und sagte: „Was kann ich dafür, daß dich der Sohn des Jerima für nichts achtet?“ Der König sagte: „Wieso achtet er mich für nichts?“ Das alte Weib weinte und sagte: „Kann der Sohn der Jerima denn nicht mit den Frauen anderer Leute buhlen? Kann

der Sohn des Jerima nicht wenigstens diese eine junge, schöne Frau meiden? Muß der Sohn des Jerima denn gerade diese schöne, junge Frau rufen, die dir am wertvollsten ist und die du neben deine erste Frau gestellt hast?“ Der König sagte: „Alte Frau, sage mir die Wahrheit. Sage mir, ob du den Sohn des Jerima mit meiner jungen, schönen Frau gesehen hast!“ Der König sagte: „Alte Frau, sage mir die Wahrheit.“ Das alte Weib sagte: „Sie sind in meinem Hause.“ Der König schrie: „Du lügst!“ Das alte Weib sagte: „Sieh, ich habe weiße Haare; ich kann nicht lügen; sie sitzen jetzt auf dem Bett in meinem Hause.“ Der König sagte: „Ich will einen Boten mitsenden, der soll die Sache sehen.“ Der König rief einen Mann. Der König sagte zu dem Mann: „Geh mit dem alten Weib und sieh, ob es wahr ist, daß der Sohn des Jerima mit meiner jungen Frau in ihrem Hause buhlt.“ Der Bote nahm einen Dolch. Der Bote ging mit der alten Frau.

Das alte Weib führte den Boten des Königs zu ihrem kleinen Hause am Stadtwall. Etwas entfernt von diesem Hause stand der Mann des Jerima. Der Bote des Königs ging auf die Haus-

tür des alten Weibes zu. Er öffnete sie. Der Bote des Königs sah den Sohn des Jerima. Der Bote des Königs sah die schöne, junge Frau des Königs. Die junge, schöne Frau des Königs und der Sohn des Jerima aber sahen den Boten des Königs nicht. Sie sahen nur eines den andern. Der Bote des Königs zog den Dolch heraus. Der Bote des Königs stieß den Dolch dem Sohne des Jerima in den Rücken. Das Blut sprang heraus und lief über die junge, schöne Frau des Königs hin. Die junge, schöne Frau schrie auf. Der Sohn des Jerima sagte: „Das ist ein schlechter Tod!“ Der Sohn des Jerima war tot.

Das alte Weib stand draußen bei dem Mann des Jerima. Der Sohn des Jerima sagte: „Das ist ein schlechter Tod!“ Der Mann des Jerima hörte das. Der Mann des Jerima sprang in das Haus und schlug den Boten des Königs nieder. Dann verwickelte der Mann sich in den Kleidern der jungen, schönen Frau, die auf dem Boden lagen, und fiel auf die Erde. Das alte Weib lief fort. Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief so schnell es laufen konnte. Das alte Weib sagte: „Jetzt treibt der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wind das Feuer über die Speicher und Farmen der Menschen. Nichts soll bleiben von dieser Stadt." Das alte Weib lief so schnell es laufen konnte.

Das alte Weib lief in das Haus des Jerima. Das alte Weib rief: „Warum hast du dein Pferd noch nicht gesattelt, Jerima?" Der Jerima entgegnete: „Alte Frau, weshalb soll ich mein Pferd satteln?" Die alte Frau sagte: „Willst du denn in dem Krieg zu Fuß kämpfen, gehen wie ein Soldat?" Der Jerima sagte: „Wer bringt den Krieg?" Das alte Weib sprach: „Wenn der König eine fremde Stadt zerstören wollte, rittest du voraus und warst der Erste. Jetzt, wo der König deinen Sohn hat töten lassen, jetzt bleibst du auf deiner Matte liegen." Der Jerima sprang auf. Das alte Weib sagte: „War dieser Sohn nicht dein einziger Sohn?" Der Jerima schrie: „Sattelt mein Pferd! Sattelt mein Pferd!"

Das alte Weib lief hinaus. Das alte Weib lief durch die Straßen. Das alte Weib lief so schnell es konnte. Das alte Weib sagte: „Jetzt treibt der Wind das Feuer über die Speicher und Farmen der Menschen. Nichts soll bleiben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von dieser Stadt." Das alte Weib lief so schnell es konnte.

Das alte Weib lief in das Haus des Königs. Das alte Weib schrie in die Halle des Königs: „König! König! König! Sattle dein Pferd!" Der König sagte: „Was ist denn?" Das alte Weib schrie: „König bist du gewesen! König bist du nicht mehr! Der Jerima hat deinen Boten erschlagen lassen. Er reitet zu Pferde! Er reitet durch die Stadt mit seinen Reitern!" Der König rief: „Macht ein Grab für den König." Das alte Weib lief von dannen. Das alte Weib sagte: „Ich werde Holz und trockenes Gras in das Feuer werfen." Das alte Weib lief so schnell es konnte.

Das alte Weib lief dahin, wo die Bettler und Diebe waren. Das alte Weib rief die Bettler und Diebe zusammen. Das alte Weib sagte: „Wenn die großen Tiere sich getötet haben, fressen die Würmer ihren Kadaver." Die Bettler und Diebe sagten: „Was gibt es denn?" Das alte Weib sagte: „Hört die Trommel schlagen. Hört die Reiter reiten! Der König und der Jerima haben den Krieg begonnen. Alle Männer sind in den Straßen." Die Bettler und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diebe sagten: „Wir sind nicht hier, um zu kämpfen. Laß die anderen kämpfen. Was sollen wir sonst tun?“ Das alte Weib sagte: „Alle Männer sind in den Straßen. Niemand achtet auf die Häuser. Geht hierhin und dorthin. Zündet die Häuser an. Stehlet ihnen die Kleider und Perlen, das Silber und das Gold.“ Die Bettler und Diebe sagten: „Das ist wahr, das werden wir tun.“ Das alte Weib sagte: „Welche Weiber habt ihr sonst? Welche Weiber könnt ihr heute haben? Alle Männer sind in den Straßen. Werft ihre junge Mädchen und Frauen auf die Erde! Sie sind besser als die Karua (Dirnen)!“ Die Bettler und Diebe liefen von dannen.

Die Bettler und Diebe liefen von dannen. Alle Männer liefen mit Waffen durch die Straßen. Die Trommeln trommelten. Die Reiter gaben den Pferden die Sporen. Der Jerima versammelte seine Leute und ritt mit ihnen zum Viertel des Königs. Der König sammelte seine Leute und ritt mit ihnen gegen das Haus des Jerima. Die Reiter ritten gegeneinander. Der Jerima schrie: „Du hast meinen einzigen Sohn töten lassen.“ Der König schrie: „Dein Sohn

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hat mit meiner jungen, schönen Frau gebuhlt!" Der König und der Jerima ritten mit hochgehobenen Schwertern gegeneinander. Der König und der Jerima trafen einander. Der König und der Jerima stürzten vom Pferde. Der König und der Jerima starben.

Die Leute des Königs schrien. Die Leute des Jerima schrien. Einige Leute jagten hierhin, einige dorthin. Die Leute erschlugen sich hier. Die Leute kämpften dort. Einige stießen mit Lanzen. Andere schlugen mit Keulen. Einige schossen mit Pfeilen. Andere warfen Steine. Die Frauen flüchteten in die Häuser und versteckten die Kinder. Die Mädchen flohen in die Speicher und kauerten sich da zusammen. Die Bettler und Diebe liefen aber durch die Stadt. Die Bettler und Diebe zündeten hier einen Speicher an, die Bettler und Diebe zündeten da ein Haus an. Die Weiber kreischten. Die Kinder schrien. Die Bettler und Diebe kamen in die Häuser. Einige stahlen. Andere warfen Mädchen nieder. Die Männer in den Straßen rannten auseinander, um ihre Sachen zu retten. Es brannte überall. Kinder wurden von Pfeilen getötet. Weiber wurden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von Pferden niedergetreten. Viele Menschen verbrannten.

Häuser und Speicher brannten und verbrannten. Männer und Weiber und Kinder starben. Die Sana(Matten)-Wände schrien im Feuer. Die Weiber schrien auf der Straße. Wer etwas ergreifen konnte, lief aus der Stadt hinaus. In den Straßen lagen tote Menschen. Auf den Gehöften qualmten Wirbelwinde von Feuern. Die Bettler und Diebe trugen von dannen, was sie fanden. Wer laufen konnte, floh durch das Tor im Stadtwalle hinaus in den Busch.

Auf dem Stadtwall (Birni) über den Toren stand das alte Weib. Das alte Weib tanzte. Das alte Weib sang. Das alte Weib sang: „Seit ich jung war, habe ich nicht mehr getanzt. Seit ich jung war, habe ich nicht mehr gesungen. Heute aber werde ich König der Stadt, und Kurra (die Hyäne) und Angulu (der Aasgeier) werden sich vor mir niederwerfen und werden sagen: ‚König! König! König!' Sie werden mir danken für diesen Fraß, den ich ihnen mit diesem Feuer brachte. Sie werden mir danken für die Knochen, die ich ihnen hin-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werfen werde. Kai! Makapho! Mit zehn Felltauen hast du mich von zehn Männern an allen Gliedern und am Kopf, am Hals und am Leib schnüren lassen. Die zehn starken Männer haben mich geschlagen und gestoßen, hierhin gerissen und dorthin gerissen, haben mich gewürgt und gestochen, gepreßt und gereckt. Kai! Makapho! Du hast mich eingeschlossen in ein Zimmer mit Feuer und Pfefferqualm, bis mein Hals von Rauch erfüllt war und ich hinfiel. Kai! Makapho! Du hast mich auf meinem trocken rasierten Schädel mit einem Eisenring als Unterlage einen schweren Stein sieben Monate lang tragen lassen. Kai! Makapho! Sieh nun die Stadt, in der dein Huhn, deine Ziege und dein Esel und Pferd und Kamel verloren ging! Kai! Makapho! Du hast mich das alles gelehrt!"

Das alte Weib tanzte auf der Stadtmauer über den Toren. Die Stadt war verbrannt. Die Menschen lagen als Leichen umher oder waren fortgelaufen. Das alte Weib tanzte und sang: „Kai! Iblis! Nun komm und sieh, was das alte Weib kann! Kai! Iblis! Habe ich dich nicht übertroffen?" Der Teufel kam.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Teufel stieg auf den Stadtwall. Der Teufel sah zur Stadt hinab. Der Teufel sah die Leichen und die verbrannten Häuser. In der Mitte der Stadt lagen der König und der Jerima tot nebeneinander. Kein Mensch war mehr in der Stadt. Die Hyänen kamen durch den Busch her. Die Aasgeier flogen über dem Rauch in der Luft.

Der Teufel sah das alles.

Der Teufel sagte: „Was ist das? Hast du, eine einzige, alte Frau, das alles an einem Tage getan? Wenn du das tatest, was wirst du dann morgen tun?“ — Der Teufel fing an, sich vor der alten Frau zu fürchten. Der Teufel sprang hinab. Der Teufel ging in die Erde hinein. Das alte Weib sah ihn nicht wieder.

Die Sonne ging unter.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE FREUDE.

1. Der Bauer.

Oft wurde ich gefragt, in welchem Beruf das Wesen Afrikas am vollendetsten sich erfülle. Ich meine: im Bauerntum. Gewiß, es gibt dort auch viele Viehzüchter. Aber betrachte die letzten Formen, und du wirst sehen, daß der Neger sein Vieh als Reichtum und Lebensgenossen nicht schlachtet, daß er über dem gefallenen Tier weinen möchte, daß er es aufzuspeichern sucht wie Korn, daß er eine Wirtschaft mit ihm treibt, die die drolligste der Welt ist. Der Neger wird immer wieder Farmbauer, nie wird er ein tüchtiger Viehzüchter. Wohlgemerkt, ich spreche von den Völkern, die das Wesen des Erdteils bestimmen, von den braunen und schwärzlichen, nicht von den roten und weißen.

Die schwärzlichen Völker sind die der Steppen und Wälder, die weißen und roten die der Wüsten und Oeden. Wüsten und Oeden entwickeln Kraft, erziehen zur Bewegung,

treiben zur körperlichen und geistigen Uebung im Kampfe ums Dasein. Starke Menschen, herrische Sinne, gewalttätige Laune, Geist des Räubertums, so kann man mit Fug und Recht die Früchte der Wüsten und Oeden bezeichnen. Und vor allem Freude an der Bewegung.

Kein Wunder, daß solche Elemente stürmisch sich auswirken, daß sie, die Kinder der Armut der Natur, stets schielen nach reicherem Land, nach festem Besitz und auf die lockende Beute in den Händen gutmütiger Menschen, die das üppige Land nicht mit der Zähigkeit, dem Herrensinn und der Beweglichkeit der Wüstensöhne ausstattete! Oft brachen die Raublustigen in das Fruchtland, oft ergriffen sie über Nacht die Zügel der Herrschaft im Fruchtland. Sie gaben den Völkern des Fruchtlandes Adel und Dynastien — für kurze Zeit.

Nur für kurze Zeit! Freundlich und wohlig ist das Leben in den Steppen. Behagen geht aus von der Sicherheit einer vollen Ernte, von der Fruchtbarkeit der Mutter Steppe. — Die Zucht der Mutter Steppe ist keine verweichlichende, sie ist eine ernste, oft eine herbe. Sie erzielt die Arbeit. Ohne Arbeit kein Brot.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist jedoch eine freundliche Arbeit, eine ersprießliche Arbeit, eine gesegnete Arbeit. Der Wüstensohn bringt in dies Land den Sinn zur Tat mit. Die Tat hat im Lande der Mutter Steppe aber keinen Raum. Die Tat trifft hier auf die Arbeit. — Damit büßen die Herrensöhne bald den Sinn der Wüste ein. Eine, vielleicht auch zwei, vielleicht auch wohl drei Generationen und sie sind kaum mehr zu unterscheiden von den Kindern der Steppe. Sie haben frisches Blut zugeführt, haben den Arbeitsgeist geschürt und sind als Scheite in der nützlichen Flamme einer tieferen Kultur aufgegangen.

Der Bauer siegt.

Der Geist der Bauernstämme entscheidet.

Das Wesen der Bauernkultur ist unüberwindlich.

Deshalb sage ich, daß sich im Bauernstamm das Wesen Afrikas am vollendetsten widerspiegelt. Er bestimmt das Schicksal des Erdteiles. Laßt euch nicht dadurch täuschen, daß die Pracht der großen Städte, die Ritterlichkeit der Burgbewohner, die Macht großer Kaiser und Könige die Bedeutung der Bauern-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stämme als unscheinbar in der äußeren Wirkung zurückdrängt. Dies täuscht. Denn:

Der Kaiser vollführt den ersten Spatenstich.

Das Handwerk ist bäuerlich.

Die Kunst ist bäuerlich.

Das Rittertum ist bäuerlich.

Bäuerlich aber vor allem ist die Freude. Gehe in unsere Bauerndörfer und schaue den Freuden zu am festlichen Tage: dem Spiel unter der Linde, dem behaglichen Schmunzeln der Alten, dem Getändel der Jugend, dem emsigen Zuspruch der Getränke, — ergib dich hier ganz dem Sinn dieser aus strenger und ermüdender Wochenarbeit herausgewachsenen naiven Fröhlichkeit, dem aus dem Bewußtsein des Geborgenseins entsprossenen Glück am Jubel, — nimm das als ein Ganzes, und du hast ein Ebenbild afrikanischen Lebens.

Die afrikanische Freude kennt nicht den rasenden Sinnestaumel unserer Städte.

Sie ist unbekannt mit dem Sprung der Ekstase.

Sie ist rein und voll.

Sie ist nie ein Schein, hinter dem der berechnende Sinn der Menschen weitergrübelt über Sorge und Handlung des nächsten Tages.

2. Die Arbeit.

Das ist die Freude, die der edlen Arbeit entsprießt. Der Arbeit! Ach, ihr armen Menschen der großen Städte unserer Tage, wie wenig wißt ihr doch von dieser Arbeit! Wißt ihr, was diese Arbeit der Bauern bedeutet? Ich will versuchen, euch das zu schildern, was ich dort unten als Werk der Mutter Steppe miterlebte.

In unwandelbar hartem Rhythmenschlag läuft das Jahr der Natur ab. Die Regenzeiten beginnen mit dem Tag, sie enden mit der Stunde. Dazwischen im Sommer die Trockenzeit, eine Reihe von Monaten vollkommener Dürre, einer glühenden, einer sengenden Sonne. Was nicht in der kleinen ersten Regenzeit gekeimt hat, verbrennt in der Dürre. Was aber Wurzel faßte, gewinnt nun Kraft und Lebenswillen. Setzt die zweite Regenzeit ein, dann entfaltet sich Kraft und Wille,

über Nacht steigen Wälder von Halmen, Garben von Kräutern empor. Eine mächtige Welt gestaltet sich, ein herrliches Kleid umhüllt die Mutter Steppe. Grün und saftig zuerst, bräunlich und fruchtbar nachher.

Dann aber sinkt die ganze Herrlichkeit in schwerer Erschöpfung in sich zusammen. Gelbbraun und matt, lasch und sterbensmüde hängt die Halm- und Blütenwelt herab. Brände ziehen nun über das Land. Braune Asche bedeckt die Erde. Rotbräunliche, ölige Staubmassen erfüllen die Luft. Winterliche Kühle erst reinigt sie wieder und bringt den Schlaf, der das ablaufende Jahr von den Frühlingsgedrängen eines nachfolgenden scheidet.

Das ist Gottes Werk in der Natur.

In dieses hinein fügt sich die Arbeit der Menschen. Leicht ist sie nicht. Wenn die Krume nicht, beizeiten bereitet, den Samen aufgenommen hat, keimt dieser nicht nach dem ersten Regen; dann verbrennt er, und Hungersnot ist sicheres Geschick. Wenn nach üppigem Aufsprossen nicht das gierige Unkraut vernichtet, die Kulturfrucht von schlimmen Schmarotzern befreit wird, dann verkümmern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Korn, Knolle und Frucht. Feindliche Mächte erschweren die Arbeit. Giftige Schlangen lagern versteckt in den Furchen, starke Leoparden lauern häufig am Bach. Uebermächtige Tornados zerstören die Felder, so daß auch ein schnelles Aufräumen gewöhnlich nur wenig Erfolg hat. Einst ritt ich an einem Felde von großer Ausdehnung vorbei, dessen etwa zweieinhalb Meter hohe Halme der Sturm vollkommen niedergeworfen hatte. Die Bauern hatten aber Tausende von Stöcken in die Erde gesteckt und die Halme zu zweien und zu dreien daran gebunden. Es war eine schier unglaubliche Arbeit, aber sie hatten ihre Ernte gesichert.

Ein ständiger Kampf ist diese Arbeit. Sie ist gebunden an den ehernen Schlag des Wandels der Natur. Aber ist sie nicht dafür auch wieder ein Schöpfungswerk? Sind es nicht die Gesetze, die alljährlich Gottes Schöpfung leiten, denen hier auch der Mensch folgt? Wird der Mensch nicht hierdurch zum Mitschöpfer Gottes?

Und weiter noch: wird dadurch der Mensch, daß er sich mit seinem Werke ganz dem großen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wandel der Natur anschmiegt, nicht nur als Mensch, sondern auch mit seiner Arbeit zu einem Teil der ganzen Natur? Erschließt er sich nicht damit zu einer Blüte, die die Einheit der Umwelt in sich aufnimmt wie ein Spiegel? Ist diese Arbeit nicht eine ohne grüblerische Versenkung zum Erlebnis führende Religion?

Wovon ich hier spreche, das ist das Hohe Lied der Arbeit! Achtet des Sinnes, den das Wort hier gewinnt, dieses Wort, das im Laufe der Zeiten zu einem der schlimmsten geworden ist, die es gibt, weil Segen zum Fluch verdreht wurde.

Wenn heute die Menschen zur „Arbeit" gehen, in ihr Büro oder in die Fabrik, wenn sie da ihre vorgeschriebene Zeit pünktlich mit einer Beschäftigung ausgefüllt haben, — wenn sie oft dabei nach der Uhr gesehen und im Innern immer an etwas gedacht, — wenn sie dann schnell Listen und Papiere zugeklappt oder den Dampfhahn abgestellt, — wenn sie den besseren Rock angezogen und einen mißachtenden Blick zurück auf ihr Gewerk geworfen haben, — ja, haben dann die Menschen ein Recht dazu, von einer Arbeit zu sprechen?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sind das nicht freiwillige Galeerensklaven? Verwechseln diese Menschen nicht Fron mit Arbeit? Ach und so viele Millionen von Frondienern irren in der Welt umher und ahnen nicht, wie elend sie sich machen!

Diese Fron hat nichts zu tun mit der Arbeit, die froh macht und wie ein Lied aus dem Innern widerklingt, nicht mit ihr, die die Menschen in eine Einheit versetzt mit der Natur und mit der Welt, nichts mit der Begnadung des Schicksalhaften und der Tiefe schöpferischen Erlebnisses. Die Fron bringt nicht Freude am Vollendeten, sondern am Gewinn, an einem seelenfressenden, seelenlechzenden, zerstörenden, aufwiegelnden Nutzen.

Einheit ist das Wesen der Arbeit des Sohnes der Mutter Steppe.

Das Kind der Halmfrucht bestellt nicht nur seine Farm.

Alles, was zur Leibes-Notdurft und -Nahrung dient, schafft es sich selbst.

Es baut sein Haus.

Es schneidet oder webt sein Kleid.

Es schnitzt sein Gerät.

Aus Kürbisschalen fertigt es Gefäße.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aus Ton formt es Töpfe.

Es flicht seine Schnuren.

Es flicht Körbe und Matten.

Alles das ist Hausarbeit. Nur einen Beruf kennen diese Menschen: den der Schmiede. Der Schmied aber ist nicht nur ein kunstfertiger Mann, er ist auch ein tiefsinniger. Er kennt die Bräuche der Ahnen. Er weiß mit den Opfern, mit der Erziehung der Jugend, mit den Notwendigkeiten bei Geburt und Begräbnis Bescheid. Sein Werk ist ein gesegnetes. Er schafft die Spaten und Hacken, die Messer und Beile. Seine Arbeit dient naturgemäß dem Landbau, und deshalb zahlen die Bauern sie ihm mit Korn und Feldfrüchten. Zudem ist auch er ein Bauer, der sein Feldlein bestellt, wenn es auch kleiner ist als das der anderen Sippen.

Alles wird im Gehöft selbst geschaffen. Mann und Weib, Sohn und Tochter, Greis und Jugend bieten ihre Hände zum gemeinsamen Werk. Ueber die Zuweisung entscheiden Geschlecht und Alter. Der Aelteste der Sippe gliedert, ordnet, regelt. Der unzulänglich gewordene Greis hockt auf dem Altenteil. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jüngeren packen an. Des Mannes ist alle schwerere Farmarbeit, die Arbeit mit Beil und Hacke, das Herbeischaffen und Aufrichten der Bauhölzer beim Hüttenbau, alles Schnitzen und Flechten, im Herbst die Jagd. Angelegenheit der Frauen ist dagegen im Farmbau der Schnitt der Kornähren und -Dolden, Hilfe bei Einbringung der Ernte, alles, was mit der Umbildung des Tones zu tun hat, also ebensowohl Töpferei als Herrichtung des Estrichs und Bereitung der Nahrung vom Schleppen des Wassers und Zuführen des Brennholzes und dem Mahlen der Körner bis zur Darreichung des fertigen Breies. Daß das Weib die kleinen Kinder zu versorgen hat, versteht sich von selbst.

Soweit die Arbeit auf dem Lande. Hier greift alles so automatisch ineinander, daß der Ablauf der Geschäfte spurlos gleitet. Der Zuschauer spürt hier nichts als Selbstverständlichkeit. Der Ausdruck des Ganzen ist Frohsinn, Befriedigung, Harmonie. Nicht einmal ernste Schicksalsschläge wie Ausbleiben notwendiger Regen und zermalmende Tornados erschüttern den frohen Gleichmut. Die ständige Unzu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

friedenheit des europäischen Landwirts mit dem stets falschen Witterungsverlauf und der stets ungenügenden Ernte ist den Kindern der afrikanischen Mutter Steppe vollkommen unbekannt.

Es wurde gegeben, es wurde genommen. Preis und Lob dem gütigen Schicksal, der gütigen Mutter Steppe. Sie, die Heilige, hat es so bestimmt. Ist es des Menschen, zu rechten um mehr oder weniger? Dankbarkeit erfülle des Menschen Sinn. Noch nicht erwuchs hier der Hader um die Möglichkeit segensreicheren Geschicks. Ueber alles erhaben ist das Schicksal; klein, nur ein Teil des Ganzen, ist der Mensch. Wie könnte er auf den Gedanken kommen, sich herauszuheben aus der Gesamtheit und etwas zu fordern, was mehr ist als Teilnahme am Geschick der Umwelt als einer Einheit?

Und ist der Sinn des Lebens in den Städten etwa ein anderer?

Da, wo ein ritterliches Geschlecht in einer Burgstadt, einer Polis, herrscht, wo die Eingeborenen als Hörige, als Ulussu, soundso viele Vormittage auf den Feldern der Herren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

arbeiten, da ist ihre, der Hörigen, Heimat eine Insel der Seligen. Wenn in der Stadt die Gattin des Ritters schwanger, seine Stute oder Hündin trächtig wird, so wird das Fruchtbare in die Farm gesandt. Hier, wo Korn sprießt und Milch fließt, wo alle Welt Hacke und Spaten führt, hier jubelt alles in herrlicher Mehrung. Ritter und Barden finden hier stets ein freudiges und freundliches Menschengeschlecht. Hier schenkt der Herr gerne dem Diener, hier ist Dienen gleichsinnig geworden mit Mitwirkung, Herrschen gleichbedeutend mit Teilen unter alle. Nie sah ich hier mißmutige Mienen. Und wie sollte das auch anders sein? Die Sorge der Stadt — die Freude dem Lande!

Endlich nun das Leben im größeren Gemeinwesen: die Pfalz mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, ihrem üppigen Wohlleben, ihrer höheren Lebenskunst.

Gewiß, hier prangt das Leben in Hofhaltung. Hier lasten Fragen der Politik. Hier scheinen Umsatz und Handel allein bedeutungsvoll. Ja, hier spricht das Handwerk, gesteigert zu Gewerkschaft und Tarif, ein entscheidendes Wort.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber wenn die ersten Tropfen des Frühlingsregens niederfallen, dann zieht der Kaiser an der Spitze des Hofes ins Freie, dann schlägt er die erste Saatgrube, dann birgt er die ersten Samen im Schoße der Mutter Erde. Es ist eine heilige Handlung.

Jeder Hofherr hat sein Farmland, jeder ansehnliche Kaufherr seine Farmweiler.

Und dann schaue hin, ob der Sinn dieser Menschen der großen Städte sich abgewandt hat vom Wesen der Kinder der Mutter Steppe. Du wirst es nicht finden! Der Kaufmann trägt Glück und Unglück nicht anders als der Bauer. Es wurde gegeben, es wurde genommen. Der Handwerker kennt keinen anderen Sinn des Seins als den der gewaltigen Einheit im Werden und Vergehen, bei Pflanze und Mensch, im Werke der großen Meister und in dem der kleinen Strebenden.

Arbeit ist auch hier nichts von außen Hereingekommenes, von außen Aufgezwungenes, dem Leben Entgegengesetztes. Arbeit ist das das Leben Erfüllende, aus dem Leben Stammende und das Leben Bereitende.

Noch ist die Fron hier unbekannt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Der Schmuck.

Die Menschen der Arbeit, die die Fron noch nicht kennen, gehen immer umher — geschmückt wie zum Feiertag. Törichte Menschen, die ihr glaubt, daß nur Dichter- und Heldenruhm den Lorbeerkranz verleiht! Diese dort, die Gottes Erdenwerk aufgenommen und fortgeführt haben, die aus Steppen Farmen, aus Oeden Gärten schaffen, die sind von Natur geschmückt; denn die Freude am Werke schmückt sie, läßt die Augen leuchten — heller als edles Geschmeide —, läßt die Brust tiefer atmen und das schönste Ehrenkleid, Feiertagskleid auf ihren Mienen erscheinen, das ich kenne: das der Zufriedenheit. Arbeit und Leben, Freude und Leid sind alle eines. Dies Dasein ist stets Einheit. Das der Handwerker ebenso wie das der Bauern, das der Hirten ebenso wie das der Jäger.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Leben ist hier Stil.

Lebensstil im Haus.

Lebensstil im Gewand.

Lebensstil im Schmuck.

Nie sah ich in Innerafrika eine eingeborene Stillosigkeit. Der Bauer trägt nie das Kleid des Städters, der Farmer imitiert nie die Wohnstätte des Handwerkers. Und wo von außen her ein neuer Gedanke in Tracht oder Bauweise eindringt, da findet er sogleich eine neue, dem neuen Raume entsprechende Form. Das geht so weit, daß, wenn mehrere Völker verschiedener Kulturzugehörigkeit durcheinander wohnen, ein jedes seine eigene Art beibehält und sich nicht etwa dem anderen anpaßt. Im Gebiete des alten Kororofa haben die feldbauenden Jukum, die handwerktreibenden Haussa, die viehzüchtenden Fulbe und die der Fischerei nachgehenden Wurbo eigene Architektur, eigene Tracht, eigenen Schmuck. Wenige Kilometer landeinwärts wohnen die gartenbauenden Muntschi; sie haben mit den Vorerwähnten die gleichen Märkte; es wird ihnen aber nie einfallen, aus ihrem Lebensstil herauszutreten und die Tracht der anderen nachzuahmen.

Stets ist die Tracht ein Schmuck. Das kleine Hirtenmädchen mit den flatternden Enden der T-Bandage kann ich mir nicht graziöser gekleidet und geschmückt denken. Zur Vollendung der Ausstattung der Waldbauernfrau gehört die Verzierung des Leibes mit Schnitt und Wulst.

Das Bezeichnende ist, daß nicht nur dem Weibe die Tracht auch Schmuck ist. Im Gegensatz zu den Männern unserer Zeit, die sich danach drängen, möglichst gleichförmige, unauffällige und einfarbige Trachten zu erfinden, geht hier Volk wie Individuum seinem eigenen Geschmack nach. Allein die Kopftrachten, die Formen der Männerhüte können ganze Bände von Modejournalen füllen.

Klar und in selbstverständlicher Betonung tritt der Unterschied der Arbeit und des Lebens in dem Kleid hervor. Der Bauer, der in kleiner Gemeinde, oft nur in eigener Sippe lebt, benötigt nicht des vielen Tandes. Ein Schurz, ein zwischen den Beinen durchgezogener Stoffstreif genügt. Solches Kleid hindert nicht bei der Arbeit. Oft ist auch dies noch ein Zuviel, und dann ersetzt vielleicht ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kleines Flechtwerk oder eine Frucht, eine kleine Hülle als Kapsel alles andere. Dahingegen die Städte: weite Beinkleider, je faltenreicher desto herrlicher, buntgestreift und reich bestickt. Dazu ein faltenreicher Ueberwurf, eine Kasula, deren Seitenteile die Aermel ersetzen. Solcherlei Gewand will würdig getragen sein. Nur große Bewegungen rufen eine „schöne" Linie der langen Falten hervor. Die fein und kunstreich gestickte Tasche auf der Brust zieht jedes Auge auf sich. Ich habe Tausende solcher Stickereien gesehen. Alle sind eines Stiles, nie aber sah ich zwei gleiche.

Hier fordert Lebensfreude den Schmuck.

Und das natürlich in allem.

Mustert doch nur die Bilder der Architektur!

Bei manchen der Bauernvölker stellt das ganze Gebäude als solches ein Schmuckstück dar. Ich denke da besonders an die Burgen der westlichen Aethiopen und die der zentralen Aethiopen. Im zweiten Teile des Werkes „Das unbekannte Afrika" habe ich hiervon reiches Abbildungsmaterial als Beleg erbracht. Oft sind nicht zwei der kleinen Burgen gleich, jede aber ist in ihrer Eigenart von reinem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und sauberem Stil. In anderen Gegenden werden die Teile der Eingangstür mit hübschen Ornamenten geschmückt. Wieder andernorts sind die Mauern mit Schmuck in Hautrelief überzogen.

Und dann erst das Innere des afrikanischen Hauses! In der kleinsten Hütte wie im großen Wohnbau brennt Tag um Tag ein Feuer, dessen Rauch durch das Stroh-, Blätter- oder Rohrdach von dannen zieht. Das Dach ist auch von innen gesehen ein Kunstwerklein zierlicher Flechterei. Der Rauch überzieht nun mit einer Schicht hinaufgetragener ätherischer Oele das Gesparre und Gebinde. Dieses wird so mit einer schönen braunen Farbe beschlagen, die bronzeartig glänzt. Da, wo auch die Wände geflochten werden, ergibt es sich von selbst, eine besondere Flechtweise anzuwenden, so daß feingegliederte Muster entstehen. Jene endlich, die ihre Häuser mit Lehmwänden versehen, haben eine besondere Kunst der Innenausfertigung gewonnen. Sie wissen die Fläche fast spiegelhaft zu glätten. Sie ist aber nicht einfarbig. In den besonders bereiteten Lehm sind rote, gelbe, blaue und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

violette Töne gelegt, die sich nun mitspiegeln, und so wird man leicht an das Bild erinnert, das der Blick auf die ruhige Fläche eines leichtfarbigen Wasserspiegels gewährt. Dabei sind auch hier allenthalben Spuren der Tätigkeit zu sehen. Hier eine Scheuerglätte, dort eine Abgegriffenheit. Die Arbeit und das gleitende Leben verbinden das organisch Aufwachsende, sein Wesen aus der Entwicklung alter Zeiten Schöpfende mit dem Ablauf des Gegenwärtigen und nützlich Natürlichen.

Und wie in der Tracht und in der Wohnung, so ergießt sich auf allen Gebieten das wirkende Leben bildend und schmückend über das zweckdienlich Geformte und arbeitsgemäß Verwendete. Eine liebenswürdige Launenhaftigkeit, die ganz der in der natürlichen Umwelt uns als solche erscheinenden entspricht, läßt steigende und fallende Freude oder Lust in besonderer Beachtung gewahren. Hier ist ein Völkchen, das wird plötzlich dazu angeregt, seinen Töpfen eine betonende Sorgfalt zu widmen. Da werden dann die alten Schnörkel aus Großvaters Zeiten, die lange vernachlässigt wurden, wieder lebendig. Sie werden aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht etwa stumpfsinnig kopiert und unverständig zusammengepackt. Solche Sünden kennt nur der zweckbewußte Europäer. Dort drüben geht das anders vor sich. Sowie sich ein solches Lüstchen an reicherem Schmuck einstellt, fließt aus dem von praktischer Handhabung geleiteten Werke die Formsprache ganz natürlich und ungezwungen heraus. Die neue Gestaltung wächst, genau wie eine Pflanze wächst. Ueber Nacht hat sich ein neues Blütchen am Stamme der Stilarten entfaltet. An dem erfreuen sich nun seine Betrachter und hätscheln und liebkosen es eine Zeitlang und tun sich darin wohl, bis das Interesse sich eines Tages von ihm abwendet und nun vielleicht einer neuen Art von Mattenflechtkunst oder von Löffelformen, oder was es auch immer ist, zusteuert.

Dieses habe ich über das Wesen lebendigen Stiles zu sagen.

Und nun schaue man um sich:

Bei diesem Volke finde ich besonderen Schmuck in Gesichtsschnitten.

Bei jenem dort eigenartige Haarpfeile.

Bei jenem merkwürdige Plüschlendenstoffe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bei jenem einen großen Reichtum an Trommelformen.

Bei jenem allerfröhlichste Gestalten von Schemeln.

Das steigert sich hier zu imposanten Holzschnitzereien, die ganze Häuser überziehen, und schrumpft dann wieder zusammen zu kleinen Schnörkelchen am Hüftband. Aber das Wesen ist immer das gleiche, ob im tropisch üppigen und hypertrophischen oder im senilkraftlos abtastenden Sinne. Niemals hört die Pflanze Kultur auf, sich zu verwandeln. Immer ist Arbeit gleich Leben und Schmuck gleich Sein.

Leben bedeutet also in diesem Sinne Bewegung, aber — wohl bemerkt — begrenzte Bewegung. Die Grenzen liegen immer in der Natur der Erscheinungen. Wenn man von den Ausdrucksformen der Kultur sehr wohl sagen kann, daß man über schön und häßlich streiten kann — denn das ist eine Angelegenheit des nach Person und Zeit stets schwankenden Geschmacks —, so wird doch niemand an ihnen eine Stillosigkeit nachweisen können. Das ist das Großartige und Bedeutende. Und der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Grund hierfür liegt eben in der Tatsache, daß das alles aus freier Auswirkung des tätigen Lebens heraus erwächst und nicht verstandesgemäß betrieben wird. Darin liegt die natürliche Begrenzung. Die Natur ist nämlich überall durch sich selbst begrenzt. Die Materie an sich zieht Grenzen (Holz durch seine Fasern, Stein durch seinen Bruch, Ton durch sein Geschmiege). Die Arbeit begrenzt. Und der Raum begrenzt.

Das letztere ist bisher immer zu wenig beachtet. Ich halte diese Beobachtung für eine entscheidende meiner Arbeit draußen und daheim.

Die Begrenzung durch den natürlichen Lebensraum äußert sich so klar, daß sich dem Reisenden drüben oft mit dem Ueberschreiten einer Wasserscheide neue Stilformen eröffnen. Besonders fiel mir dies in der Kalebassenschnitzerei Nordguineas und des Sudans und bei der Holzschnitzerei des südlichen Kongobeckens auf. Die Stilformen waren haarscharf an geographische Rahmen gebunden.

Aber ist das so etwas Erstaunliches?

Weiß nicht jeder Kenner unserer heimischen Jagdgründe, daß in jedem Flußgebiet ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

anderer Typus des Gestänges der Rehböcke heimisch ist? Kann nicht ein wirklich gründlicher Kenner von den Kronen in einem Jagdzimmer schließen, in welchen Gebieten der Hausherr seine Beute erlegte?

Wahrlich: die Stilarten der Kultur sind nichts anderes als Steigerungen der Natur selbst.

4. Des Lebens Fülle.

So gewinnt natürlich-schlichte Lebensform ihren freundlichen Schmuck. Alles aufgebaut auf bäuerlicher Arbeit, sich emporrichtend bis zum feinen, handwerksmäßig betriebenen Kunstwerk in den großen Städten, bis in feine Zinngießerei, bis zur Gestaltung edler Formen in getriebenem Metall, bis zur Kunst des Schleifens von Steinperlen. Diese aber erscheint mir besonders bezeichnend. Im alten Garamantenland und anderweitig im Gebiet der heutigen Sahara liegen Hunderte und Tausende von Gräbern. In ihnen wurden bis vor etwa zwei Jahrtausenden die Leichen mit allem Schmuck beigesetzt, den die damalige Zeit in diesen Ländern kannte. Vor allem war es damals dort Sitte, aus Steinen Perlen zu schleifen und diese auf Schnüre gereiht zu tragen. Das alte Karthago (Carchedon) soll von dem dort im Norden besonders häufig verwendeten Chalzedon seinen Namen erhalten haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diese Schmuckstücke werden nun heute von eifrigen Schatzgräbern aufgesucht und auf die Märkte des Sudans gebracht. In einigen großen Städten, so in Kano und Bida, sind ganze Werkstätten entstanden, in denen die Steine neu aufgeschliffen, neu poliert und aufs neue gereiht werden. Und so entsteht der schönste Schmuck, den ich aus Afrika kenne.

Ist es nun nicht ein eigenartiges Symbol, daß diese Reliquien uralter Geschichte, die Zeugnisse großer Vergangenheit, derart aus den Ländern der Tat in die der Arbeit fließen und so zum Schönsten werden, was Schmuckkunst hier zeitigte?

Und ist es nicht etwas Herrliches um solch zähes Festhalten ehrwürdigen Besitzes und altehrwürdiger Beziehungen?

Wahrlich, das Gedächtnis und Geschreibsel der Menschen ist kurzatmig und schwindsüchtig. Gewaltig und über alle Begriffe majestätisch dagegen ist die eherne Ruhe, mit der die Kultur die Miene und das Wesen des Werdens zur Schau trägt, — dem, der sich mit ihrem Anblick vertraut gemacht hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die vorgeschichtlichen Steinperlen aus den Ländern der Tat als schönster Schmuck in den Ländern der gottgesegneten Arbeit! — Das ist nur ein Sinnbild, nur ein Hinweis auf eine ganze Welt von Tiefe und Größe, die sich im gleichen Sinne entfaltet hat.

Aus jenen Ländern kamen auch die Gründer der heiligen Polis, von denen ich oben erzählte. Von dort her wanderte auch die Tat der Ritter und der Sang der Barden ein. Mit beiden geschah das gleiche wie mit den Steinperlen. Sie erlebten eine Wiedergeburt. Und so wie die umgeformten Steinperlen zum edelsten Schmuck, so wurde das Rittertum und der Bardensang zum höchsten Ausdruck der Lebensfreude im Lande der Mutter Steppe.

Des Lebens Fülle erschließt sich hier unmittelbar. Was soll ich aber viel reden von etwas, wovon jeder sich selbst überzeugen kann. Ich will hier nur einfach die Geschichte von dem trunkenen Ritter erzählen, die im Pui steht und eine ausgezeichnete Probe abgibt. Es ist eine der Spielmannsgeschichten aus der Sahel und vom Oberlauf des Niger.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Frauenspott und Bardenlist
(Soninke, oberer Niger).

Sirrani Korro Samba heiratete eine Frau aus Tomma Korro. Eines Tages reiste er mit seiner Frau nach Tomma Korro, um seine Schwiegermutter zu besuchen. Seine Frau ritt auf einem Packochsen. Er ritt auf seinem Pferd. Er hatte seiner Frau einen Sklaven gegeben, der deren Sachen trug. Sie kamen nach Tomma Korro. Drei Tage blieben sie in Tomma Korro. Es war viel Honigbier hergestellt worden. Sie aßen, und jeden Tag betrank sich Sirrani Korro Samba.

Am vierten Tage morgens sagte Sirrani Korro Samba: „Heute wollen wir zurückkehren. Du (meine Frau) reite mit dem Sklaven auf dem Packochsen voran, ich will noch einige Stunden hier bleiben, denn ich will das gute Honigbier austrinken, das noch übriggeblieben ist. Ich komme dann um die Mittagszeit nach. Steig auf deinen Packochsen und reite mit dem Sklaven voran.“ Die Frau machte sich mit dem Sklaven auf den Weg.

Es waren damals sechzig Helden von Segu auf dem Wege, und die hatten eine Unter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nehmung vor, hatten aber kein Glück gehabt, so daß sie jetzt ohne Beute mißmutig umherritten. Unter den sechzig waren mit die berühmtesten Helden der Vergangenheit. Da war z. B. der Massassi Diadierri, der Fulbe Malia, der Diaora Gundaunda, dann Sira-Obassi, der Bosso Mamadu Amadu und vor allem der Spielmann (Dialli) Signana Samba. (Der soll seinen Namen daher erhalten haben, daß, wenn er nach Art der Dialli um eine Gabe bat und man dann etwas für den anderen Morgen versprach, er an der Tür niederhockte und wartete, bis er die Gabe erhalten hatte. Er hatte große Beharrlichkeit und Geduld.)

Diese sechzig Helden aus Segu also kamen beutegierig des Weges und waren darauf erpicht, noch irgend etwas aufzufangen, um nicht gezwungen zu sein, mit leeren Händen nach Segu zurückzukehren. Einer der Männer sah in die Ferne und sagte: „Hoo! Kommt da nicht ein Mann mit bepacktem Reittier an?“ Die anderen sahen auch hin und sagten: „Nein, ein Mann mit einem Reittier ist es nicht. Wohl aber ist es eine Frau, die sicher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schön und wohlhabend ist; denn neben ihr geht ein Sklave." Andere meinten: „So wollen wir der Frau den Weg nach Segu zeigen, auf solche Weise lernt sie dann etwas von der Welt kennen." Andere meinten: „So hätten wir doch noch also einen leidlichen Abschluß für unser verunglücktes Unternehmen zu verzeichnen."

Die sechzig Reiter sprengten auf die Frau Sirrani Korro Sambas zu und hielten im Kreise um sie. Die Frau sagte: „Nun, was seid ihr für Räuber und Buschreiter, daß ihr nicht einmal einer anständigen Frau aus den Augen geht? Schämt ihr euch nicht, so in der Sonne mit euren diebischen Gedanken herumzustehen, so daß ich jeden einzelnen sehe?" Einer der sechzig Helden sagte erstaunt: „Frau, was gibt dir den Mut, in dieser Weise zu den sechzig vornehmsten Helden von Segu zu sprechen?" Die Frau Sirrani Korro Sambas sagte: „Oh, was seid ihr doch für großartige Helden, daß ihr so kühn mit einer Frau zu reden wagt — wartet aber ein wenig, bis mein Mann kommt, der wird euch schon lehren, wie man vor Angst die Hosen voll kriegt.

Dann wird es sehr schnell mit dem stattlichen Mute vor der Frau zu Ende sein." Signana Samba, der Spielmann, schlug an seine Gitarre und sagte: „Wenn der Mut des Mannes dieser Frau nicht ins Pui (Heldenbuch) gehört, so sollte man wenigstens die Zungenfertigkeit dieser Frau besingen! Frau, wer ist dein Mann?"

Die Frau Sirrani Korro Sambas antwortete: „Wer mein Mann ist, fragt ihr? Wollt ihr ihn wirklich erst kennen lernen? Dann sucht euch schnell die Mauslöcher im Acker und die Vogelnester in den Bäumen aus und bleibt vorsichtig mit euren Pferdchen darin sitzen. Von da aus könnt ihr am besten die Bekanntschaft meines Mannes machen, und ihr habt Aussicht, nicht unter die Fußtritte seines Pferdes zu kommen." Massassi Diadierri sagte: „Frau, du mußt uns unbedingt nach Segu begleiten, damit der König einmal eine ungewöhnliche Sache kennen lernt. Hat je einer solchen Vogel singen hören? — Vorwärts nach Segu!"

Die Frau sagte: „Macht schnell, daß ihr eures Weges kommt; denn da hinten kommt mein Mann. Ich sehe, daß er arg betrunken

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist, und dann ist das Spiel gefährlich. Macht, daß ihr beiseite kommt; denn es wäre ein Jammer, wenn sechzig so tapfere Helden, die es wagen, bei hellem Tage eine einsame Frau zu belästigen, irgendwie Schaden nehmen sollten. Geht nur, ich sehe jetzt, daß mein Mann ganz außerordentlich betrunken ist." Einer der Seguleute sagte: „Das muß eine sonderbare Art von Held sein — berichte uns doch, ob es ein Gott ist oder eine Hyäne?" Alle Helden von Segu spotteten: „Es muß ein Gott oder eine Hyäne sein." Die Frau sagte: „Wenn ihr in ein Mausloch kriecht, wird er euch vorkommen wie ein Gott — wenn ihr in ein Vogelnest schlüpfet, könnt ihr denken, es sei eine Hyäne, und das sähe eurem Verstand ähnlich."

Sirrani Korro Samba kam langsam angetrottet. Er hörte den Wortstreit und sah auf. Die sechzig Helden von Segu zogen sich zurück und betrachteten den Mann aus der Ferne. Sirrani Korro Samba richtete sich mühsam in seinem Sattel auf. Er war nämlich sehr betrunken. Dann nahm er seine Flinte, schoß sie nach hinten in die Luft ab, schoß sie nach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rechts in die Luft ab, schoß sie nach vorn in die Luft ab. Sirrani Korro Samba zog dann seine Tabakspfeife heraus und begann vor sich hinzuqualmen und rief den Männern aus Segu zu: „Hooo! Seid ihr langweilig! Hooo! Seid ihr langweilig!“

Einer der Helden von Segu kam angesprengt — er schoß auf Sirrani Korro Samba. Aber er traf ihn nicht. Sirrani Korro Samba schoß gleichmütig seine Flinte in die Luft ab. Der andere schoß und fehlte wieder und dann noch ein drittesmal. Da legte Sirrani Korro Samba sein Gewehr an. Er schoß den andern von seinem Pferde herab. Er lud, legte nochmals an und schoß den zweiten herab. Er lud, legte nochmals an und schoß einen dritten und vierten herunter. Die Seguleute begannen nun zu fliehen. Darauf setzte Sirrani Korro Samba sein Pferd in Bewegung, jagte ihnen nach und nahm drei von ihnen gefangen.

So tummelten viele Leute auf dem großen Platze herum. Viele schossen. Signana Samba, der Dialli von Segu, schlug die Gitarre und sang: „Ihr Helden von Segu, so vergeßt doch nicht euren würdigen Namen! Ihr Helden von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Segu, bedenkt, daß ihr sechzig Männer seid, die von einem Frauenmund vergiftet und als Kranke nun hingeschlachtet werden sollen. Denkt doch, daß ihr Helden seid. Ihr sechzig Männer aus Segu!" Der Held aus Kalla jagte in der Ferne hinter den Fliehenden her, da ritt der Dialli zu der Frau heran und sagte: „Wenn diese Sache je im Pui besungen werden soll, wie sie es verdient, muß ein Spielmann dafür gewonnen werden, denn jene fliehenden Männer werden sicher nichts davon erzählen. Wenn der Spielmann diese Sache berichtet im Pui, dann wird er von der tapferen Frau, die er kennen lernte, und von der er singen will, allzu weit entfernt sein, als daß sie ihm ein Geschenk machen könnte!" Da nahm die Frau Sirrani Korro Sambas einen ihrer schweren goldenen Ohrringe ab und gab ihn dem Dialli.

Sirrani Korro Samba kam mit seinen drei Gefangenen zurück und übergab sie seiner Frau. Er sagte zu den Männern: „Paßt auf, daß meine Frau nicht aus Angst von ihrem Packochsen fällt, wenn sie eure tapferen Gestalten neben sich sieht." Dann setzten sie sich wieder in Bewegung um heimzukehren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Signana Samba hatte die fliehenden Genossen eingeholt, als sie sich unter einem Baume gesammelt hatten. Er setzte sich zu ihnen, schnipste gegen seine Gitarre und sagte: „Einer — sechzig.“ Die Helden sahen ihn an, und einer sagte: „Du wirst doch dem König nichts davon sagen?“ Signana Samba zog den Goldring heraus, den er von der Frau Sirrani Korro Sambas erhalten hatte, steckte ihn an den Kopf der Gitarre und sagte, das Instrument schlagend: „Einer — sechzig!“

Die Helden gingen hinter den Baum. Massassi Diadierri sagte: „Er meint, jener Kallamann sei ein einziger gewesen, und wir seien sechzig. Er wird das sicher dem Könige sagen und es aller Welt berichten.“ Der Fulbe Malia sagte aber: „Er meint, von der Frau des Kallahelden habe er einen Goldring erhalten, damit er im Pui von ihr singe. Wir aber seien sechzig, und er würde die Sache nicht vorbringen, wenn wir ihm sechzig Goldringe schenkten.“ Darauf verabredeten sie sich und gingen zurück. Massassi Diadierri sagte zu Signana Samba: „Jeder von uns wird dir in Segu einen Goldring geben, wenn du von alledem dem Könige und den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

anderen in Segu nichts berichtest." Signana Samba sagte: „Ihr wollt das gleich tun, wenn wir zurückgekehrt sind?" Die anderen sagten: „Ja!"

Sie kamen zurück nach Segu. Der König sagte: „Ihr bringt mir keine gute Nachricht?" Der Dialli sagte: „Ja, wir haben das Haus gereinigt, und ein guter Strohwisch hat alle die ausgetrieben, die nicht hinein gehörten." Der König sagte: „Das verstehe ich nicht!" Der Spielmann sagte: „Kennst du den Puigesang: ‚Einer — sechzig'!?" Der König sagte: „Nein, den kenne ich nicht." Der Dialli sagte: „Gerade der Gesang wird von deinen Helden vorbereitet."

Einige Helden gaben dem Dialli sogleich das Gold. Andere taten es nicht. Traf Signana Samba einen der Säumigen, so schlug er gegen seine Gitarre und sang: „Einer — sechzig!" Und wenn der andere dann so tat, als ob er nicht verstehe, dann fragte er ihn: „Kennst du die Frau, die so sonderbar singt? Kennst du den, vor dem die einen in ein Mauseloch und die anderen in die Vogelnester kriechen? Kennst du den, der für den einen ein Gott und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

für den andern eine Hyäne ist?" Einer der Männer nach dem andern zahlte noch für die, die gefallen und gefangen genommen waren. Der Spielmann Signana Samba hatte also nach einiger Zeit sechzig Goldringe von diesen erhalten.

Der Fama hörte dann und wann das eine oder andere Wort. Er sagte zum Dialli Signana Samba: „Nun berichte mir endlich." Der Spielmann sagte: „Erst muß ich mit den anderen sprechen. Es müssen alle dabei sein." Am Abend kamen alle zusammen. Der Dialli hatte an seiner Gitarre die einundsechzig Goldringe angebracht. Der König fragte: „Was gibt es im Pui?" Signana Samba sagte: „Einer — sechzig!" Alle sahen ihn an. Der Dialli fragte Massassi Diadierri: „Wie hält man sein Wort — halb oder ganz?" Massassi Diadierri sagte: „Man hält sein Wort ganz!" Der Dialli sagte: „Einer — sechzig! Hat man nicht versprochen, diese sechzig Goldringe sogleich zu geben? Hat man nicht gezögert und es mir sehr schwer gemacht? Hat man nicht unter einem Baume beraten?" — Der Dialli Signana Samba schlug gegen seine Gitarre und hub

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

an: „Ich singe von einem großen Könige. Würde der große König sechzig Goldringe dem armen Dialli zu geben wissen?“

Darauf ließ der König sechzig Goldringe bringen und gab sie dem Dialli; der gewann so hunderteinundzwanzig Goldringe und sang die Geschichte von Sirrani Korro Samba und den sechzig Helden im Pui.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5. Feinde der Freude.

Haben wir mit dem vorhergehenden Abschnitt gewissermaßen den Höhepunkt freudevollen Lebensgenusses erreicht, so soll im vorliegenden auch das Gegenstück geboten werden. Denn die Unterschiedlichkeit der Menschen und demgemäß auch die Schicksalsschwankungen sind nicht um ein Deut farbloser als bei uns. Es wird eine verlockende Aufgabe sein, dies in lebendigen Bildern darzutun. Denn sicherlich, nicht der kleinste Unterschied trennt das Schicksal hier vom Schicksal dort, soweit es sich um die verschiedenen menschlichen Charaktere handelt.

Es gibt auch dort gegenüber den natürlich Lebensfreudigen und Zufriedenen Brummbären und Schmollende. Auch dort gibt es Hitzige und Lasche, Vorsichtige und Freche, Tollköpfe und Feiglinge. Ein großer Unterschied liegt bestimmt nicht in dem, was die

Menschen an Naturveranlagung solcherart mit zur Welt bringen — ein himmelweiter aber in der Weise, wie jede Uebermäßigkeit und Belastung durch Naturanlage zurechtgestutzt und zum Allgemeinwohl beschnitten wird.

Das Leben dieser freudigen Menschen birgt einen Schatz, den ich in solcher Fülle und Tiefe in Europa nur in einem einzigen Winkel gefunden habe, nämlich im Pommerisch-Mecklenburgischen. Dieser Schatz heißt „Humor". Ein Pröbchen hiervon gab ich schon in dem Spielmannsstück von dem betrunkenen Ritter, der spöttischen Dame und dem listigen Skalden. Der Humor aber ist hier nicht nur eine gelegentliche Blüte. Das gesamte Bauernleben ist von ihm durchtränkt.

Der Humor ist hier mehr als nur ein gelegentlicher Schmuck des Lebens. Er ist hier das Zeit- und Maßbestimmende des Daseins.

Der Humor ist das freundliche Gewässer, auf dem der Kahn des Alltaglebens seine Schiffahrt treibt.

Der Humor ist das Fruchtland, in das die Arbeit als Saatkorn versenkt wird.

Der Humor ist der große Erzieher.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist ganz klar, daß dieser Humor weint und lacht, daß er der Seele dort drüben ebenso schmerzvoll entflattern kann wie bei uns, daß er äußerlich stets fröhliche Miene zeigt, während er im Innern Tränen vergießt.

Der Humor steht als Wächter vor dem Schrecklichen, dem Brutalen, der Roheit, der harten Gemütlosigkeit. Der Humor läßt diese menschlich Naturwidrigen nicht an die Wiege seiner Lebensfreude treten. Er schwingt ein Schwert, den heiteren Spott, und damit wahrt er die Sicherheit des lebendigen und fruchtbaren Friedens sicherer als hundert Verbote, tausend Gesetze und Millionen von Drohungen.

Auch hier wieder will ich den Kindern der roten Scholle Afrikas das Wort erteilen und sie berichten lassen, was sie von den Feinden der Freude halten und wie sie ihnen begegnen. Mit solchen Lebensweisheiten kasteien die Menschen das ihnen und dem Gemeinwesen Anstößige.

Das Schicksal des Protzen
(Habe, südliches Timbuktu).

Im Orte Tendella im Lande Seno lebte der Kado Serre, der vom Stamme (Tiga) der Togo

war. Dieser Mann war über alle Maßen reich, viel reicher als irgendein anderer im Lande Seno. Eines Tages rief er alle seine Angehörigen und Stammesgenossen zusammen und sagte zu ihnen: „Ich habe jetzt so ungeheure Massen von Korn, daß ich nicht weiß, was ich damit machen soll.“ Einer der Angehörigen sagte: „Nun, so verschenke es doch an arme Leute, an solche, die nichts haben.“ Serre sagte: „Nein, das paßt mir nicht.“ Ein anderer sagte: „Nun, so leih doch Saatkorn aus an die, die eine Mißernte hatten und die nun in Sorge sind.“ Serre sagte: „Nein, das paßt mir nicht.“ Ein anderer sagte: „Nun, so verkaufe doch dein Korn und schaffe dir dafür Vieh an.“ Serre sagte: „Nein, das paßt mir nicht.“

Keiner konnte ihm einen Rat geben. Serre sagte: „Sendet mir zur Verarbeitung des Kornes alle jungen Mädchen.“ Es kamen hundert junge Mädchen zusammen. Er gab ihnen das Korn. Die Mädchen nahmen die Mahlsteine. Die hundert Mädchen rieben sieben Tage und sieben Nächte lang ununterbrochen Korn. So ward eine ungeheure Menge Mehl hergestellt. Als alles Korn zermahlen war, sagte Serre:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„So, nun bringt auch Wasser herbei. Wir wollen das Mehl mit Wasser anreiben und daraus eine kleine Mauer herstellen, die mir als Sitz dienen soll, wenn wir Beratungen pflegen." Als die anderen Habe seiner Familie das hörten, kamen sie herbei und sagten: „Laß das, Serre, laß das. Das ist gegen alles Recht." Serre sagte: „Laßt mich doch mit meinem Ueberfluß machen, was ich will. Ich bin reich." Die anderen Habe gingen von dannen. Serre hieß das Mehl mit Wasser anrühren. Er ließ daraus Stücke formen, die wie Luftziegel waren. Er ließ aus den Mehlluftziegeln die kleine Mauer errichten. Er ließ in die Mauer Kaurimuscheln einlegen.

Wenn Beratungen gepflogen wurden, setzte sich Serre auf diese Mauer. Die anderen nahmen neben ihm Platz.

Eines Tages hatte Serre eine Mißernte. Er hatte auf seinen Feldern nicht einen einzigen Kolben Korn. Er mußte Vieh verkaufen, um Korn für Nahrung und Saat anzuschaffen. Im nächsten Jahre war es wieder so. Es ging so Jahr für Jahr. Serre mußte sein Rindvieh, seine Pferde verkaufen. Ein Teil seiner Leute

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

starb vor Hunger. Ein Teil seiner Leute lief von dannen, um nicht dieses Leben mitführen zu müssen. Er hatte zuletzt nur noch einen einzigen Esel und ein einziges Mädchen. Das war alles, was von seinem Reichtum übriggeblieben war. Um nicht Hungers sterben zu müssen, kratzte er täglich etwas von seiner kleinen Mauer ab, bis auch diese aufgezehrt war.

Als auch die kleine Mauer verbraucht war, sagte er eines Tages: „Ich will zu dem Könige der Ganna, zu Alle Sogole, reiten und will ihn um Saatkorn bitten. Der Gannakönig ist reich und freigebig, und meine Familie will mir nichts mehr geben." Serre setzte sich mit seiner kleinen Tochter auf den Esel und ritt in das Land Ganna.

Der König Alle Sogole hielt gerade Audienz ab. Rund um ihn saßen die vornehmen Mitglieder und Fremden, alle in schönsten Gewändern. Da kam Serre auf seinem Esel in seinen schmutzigen, alten Kleidern angeritten. Der König Alle Sogole wechselte mit ihm alle Grüße und fragte ihn, woher er komme. Er sagte: „Ich komme aus Tendella." Der König

Alle Sogole sagte: „Mann aus Tendella, mache es dir bequem. Du sollst sofort ein Quartier haben.“ Und er ließ ihn sogleich in ein gutes Haus bringen. Der König Alle Sogole wußte aber nicht, daß der andere der früher so wohlhabende Serre war.

Als der König mit seinen Geschäften fertig war und alle anderen entlassen hatte, sagte er zu seinen Leuten: „Bringt mir in meine Halle eine Schale mit Hirsebier, legt mir zur Seite ein Fell, daß sich der eben angekommene Fremde aus Tendella darauf niederlassen kann, laßt den Knaben zum Bedienen kommen und ruft mir den Fremden.“ Die Leute gingen und riefen Serre. Der König sagte: „Nun, fremder Mann, trink einen langen Schluck, denn du hast eine Reise hinter dir und mußt durstig sein.“ Serre sagte: „Ich kann nur sehr wenig trinken.“ Der König sagte: „Weshalb das?“ Serre sagte: „Ich habe so lange gehungert, und es ist mir so schlecht ergangen.“ Der König sagte: „Wenn es sonst nichts ist, so trinke nur in aller Seelenruhe, denn jetzt bist du bei mir und somit vor Hunger geschützt. Du wirst alles bekommen, was du brauchst. Trinke nur!“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie tranken zusammen. Nach einiger Zeit fragte der König: „Du kommst aus Tendella? Lebt denn der reiche Serre noch, der sich seinerzeit aus überflüssigem Mehle eine Sitzmauer machen ließ?“ Serre sagte: „Ja, er lebt noch!“ Der König fragte: „Hat er denn noch so viele Kühe und Rinder?“ Serre sagte: „Nein, er hat alle seine Herden verkaufen müssen, weil er keine Ernte hatte.“ Der König fragte: „Hat er denn noch seine vielen Pferde?“ Serre sagte: „Nein, er hat alle seine Pferde verkaufen müssen, weil er gar nichts mehr zu essen hatte.“ Der König fragte: „Hat er denn noch viele Kinder, Menschen, Haussklaven und Arbeiter?“ Serre sagte: „Nein, die hat er nicht mehr. Ein Teil ist vor Hunger gestorben, ein anderer Teil ist davongelaufen, um nicht das gleiche Ende zu nehmen. Er selbst hat dann sein Mäuerchen aus überschüssigem Mehle aufgegessen und hat nun nichts mehr als einen Esel und ein kleines Mädchen.“ Der König sagte: „Sieh, so geht es den Menschen.“ Serre sagte: „Ja, so geht es den Menschen. Serre war einst reich und stolz und übermütig, und nun sitzt Serre in schmutzigen, alten Kleiderfetzen vor

dir.“ Der König sagte: „Du bist Serre?“ Serre sagte: „Ja, ich bin der gleiche.“ Der König sagte: „Was willst du?“ Serre sagte: „Ich habe nichts mehr, gib mir etwas Korn zum Säen.“ Der König sagte: „Nimm, so viel du nötig hast, mit dir.“

Der König Alle Sogole gab Serre reichlich Saatkorn. Serre stieg mit seinem kleinen Mädchen und dem Korne auf den Esel und ritt von dannen nach Hause.

Am anderen Tage hielt der König wieder Audienz ab. Er sagte zu seinen Vornehmen: „Wißt ihr, wer der Mann war, der in schmutzige Lumpen gehüllt mit dem kleinen Mädchen auf dem Esel hier ankam?“ Die Leute sagten: „Nein, wir wissen es nicht.“ Der König sagte: „Ihr habt doch alle von dem reichen Serre gehört, der so übermütig war, daß er sich ein Mäuerchen aus überflüssigem Mehl bauen ließ?“ Die Leute sagten: „Von dem haben wir alle gehört.“ Der König sagte: „Nun, der Bettler auf dem Esel, der gestern hier war, um mich um ein wenig Saatkorn zu bitten, das war der gleiche Serre, der seinerzeit nicht auf seine Familie hören und anderen keine Wohltaten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erweisen wollte.“ Einige Leute sagten: „Das ist kaum möglich.“ Der König sagte: „Wenn ihr den Beweis haben wollt, so laßt aus jedem Haushalte je eine Mulle Korn kommen, tut alles in Lasten und sendet sie ihm. Sorgt aber dafür, daß euer Korn nicht mit meinem Saatkorn zusammenkommt.“ Die Leute taten es. Es kamen 1200 Mullen Korn zusammen.

Ehe aber dieses Korn noch ankam, war Serre gestorben. Nachdem er so lange nichts gegessen hatte, hatte er im Heißhunger die Hälfte des vom Könige erhaltenen Saatkornes auf einmal gegessen, und da er an Nahrung nicht mehr gewöhnt war, starb er alsogleich. — Bis heute ist die Nachkommenschaft Serres arm geblieben.

Der bestrafte Eifersüchtige

(Nupe, Haussastaaten).

Ein Mann heiratete eine Frau. Er wollte nicht, daß seine Frau einen anderen Mann ansah. Deshalb nahm er seine Frau und versteckte sie in einer Hütte seiner Farm. Die Frau durfte nie aus der Hütte in die Stadt kommen.

Die Frau hatte, ehe sie heiratete, einen Freund gehabt. Der Freund sagte: „Ich möchte meine Freundin einmal wieder sprechen. Wenn der Ehemann mich daran hindern will, so will ich ihn dafür strafen.“ Der Freund nahm die Frucht vom Boabab (Affenbrotbaum). Er machte am Nabel ein kleines Loch hinein, er holte allen Samen heraus, er füllte sie mit kleinen Kaurimuscheln, er schloß das Loch mit einem kleinen Holzstifte. Als es Nacht war, trug er die Frucht hinaus in die Farm des Mannes seiner Freundin. Auf dieser Farm stand ein außerordentlich hoher und kaum besteigbarer Boabab. Er versteckte die ausgehöhlte und mit Kauri gefüllte Frucht unter den Büschen am Fuße des Boabab. Dann ging er wieder nach Hause.

Am andern Tage ging er in die Farm des Mannes seiner Freundin. Der Ehemann rief ihn an: „Was willst du hier? Was machst du hier?“ Der Freund sagte: „Ich habe einen Weg gemacht und die Richtung verloren. Ich bin lange unterwegs. Kann ich mir in der Hütte etwas Wasser nehmen?“ Der Ehemann sagte: „Laß das! Ich gehe selbst hinein und hole dir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

etwas Wasser. Bleib hier stehen!“ Der Ehemann ging hinein und holte etwas Wasser. Der Freund trank. Der Ehemann sagte: „Nun geh!“ Der Freund sagte: „Könnte deine Frau uns nicht etwas Essen machen?“ Der Ehemann sagte: „Nein, geh' jetzt! Ich will dich nicht wieder auf dieser Farm sehen! Das ist kein Weg. Ich will hier ungestört sein.“

Der Freund sagte: „Wie du meinst. Dann habe ich, ehe ich gehe, noch eine Bitte zu sagen. Gib mir bitte eine der Früchte des Boabab.“ Der Ehemann sagte: „Der Baum ist zu hoch. Man kann nicht hinauf. Was willst du auch damit?“ Der Freund sagte: „Ich will es dir sagen. Die Früchte dieses Boabab haben keinen Samen inwendig, sondern Kaurimuscheln, die einen zweihundert, die anderen dreihundert.“ Der Mann sagte: „Das lügst du!“ Der Freund sagte: „Weshalb soll ich das lügen? Wir wollen sehen, ob wir nicht unter den Büschen eine herabgefallene Frucht finden. Du kannst sie dann selbst öffnen und nachsehen.“ Der Freund ging umher unter den Büschen, er sagte: „Hier liegt eine Frucht!“ Er hob die Frucht auf und brachte sie dem

Ehemann. Es war die Frucht, die er selbst nachts hierhergebracht hatte. Der Ehemann nahm die Frucht. Er warf sie gegen den Boden. Die Frucht ging auf. Alle Kauri sprangen heraus.

Der Ehemann sah die Kauri. Der Ehemann sagte: „Es ist wahr. Ich habe viel Geld auf meiner Farm. Du hast es mir aber erst gezeigt.“ Der Ehemann nahm einige Kauri auf. Er sagte: „Es sind Kauri!“ Der Ehemann besah die Kauri und sagte zum Freunde: „Bleib du hier unter dem Baum. Ich will schnell in das Farmhaus gehen und eine Leiter herausholen.“ Der Ehemann ging hinein in das Haus. Er holte eine Leiter. Der Freund blieb unter dem Baume. Der Ehemann kam mit der Leiter. Der Ehemann lehnte die Leiter an den Baum. Der Freund sagte: „Ich will nach oben gehen und pflücken!“ Der Ehemann sagte: „Nein, ich werde auf den Baum gehen und pflücken!“ Der Freund bat: „Laß mich doch auf den Baum gehen!“ Der Ehemann sagte: „Jetzt sehe ich, weshalb du hierhergekommen bist, du wolltest mir meine Früchte mit Kauris stehlen. Nein, ich werde hinaufsteigen.“ Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ehemann stieg die Leiter hinauf und in die Krone des Baumes.

Der Baum bewegte sich. Der Ehemann stieg in die Zweige. Die Zweige schüttelten sich. Einige Früchte fielen herab. Der Freund hob sie auf und betrachtete sie. Der Ehemann sah das. Der Ehemann schrie: „Frau, Frau! Komme aus dem Hause. Passe auf den Freund auf. Wenn niemand auf ihn aufpaßt, wird er die Früchte aufnehmen und damit fortlaufen.“ Die Frau hörte es. Die Frau rief: „Soll ich zum Freunde hinausgehen?“ Der Freund legte sich auf den Boden. Der Ehemann schrie: „Frau, komme heraus und lege dich zu dem Freund auf den Boden und bleibe bei ihm, daß er nicht mit den Früchten wegläuft!“ Die Frau kam heraus. Sie brachte eine Matte und sagte: „Ich soll mich zum Freunde legen?“ Der Ehemann schrie: „Ja, tue es, halte ihn!“ Die Frau legte die Matte neben den Freund. Der Freund gab der Leiter einen Tritt. Die Leiter fiel um. Der Freund legte sich mit auf die Matte. Der Freund sagte zu der Frau: „Nun halte mich!“ Dann beschlief er sie.

Der Ehemann sah die Leiter fallen. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ehemann sah den Freund auf der Matte. Der Ehemann konnte nicht von seinem Baum herunter. Der Freund schrie: „Gott helfe mir! Gott helfe mir! Gott helfe mir!“ Der Freund beschlief die Frau fünfmal. Dann sagte er: „Es war nur meine Absicht, mit dir zu sprechen. Das andere ist Sache deines Mannes.“

Man soll seine Frau nicht einsperren wie einen Hund!

Der Geizhals

(Habe, südliches Timbuktu).

Im Orte Maku, im Lande Pignari, lebte ein Kaddo, der hieß Ansige. Er war ein Bastard, aber sein Vater hatte keine anderen Kinder, und so zog er den Ansige auf wie einen Sohn. Man nannte ihn Ansige-Karambe. Als der Vater starb, hinterließ er Ansige alles, und Ansige war nun ein wohlhabender Mann.

Ansige war ein Bastard und hatte den Charakter eines Bastards. Er war sehr geizig. Er war außerordentlich geizig. Dann war er ein nimmersatter Vielesser. Er konnte ganz unendliche Massen vertilgen. Als sein Vater gestorben und er ein reicher Mann geworden war, schaffte er sich drei Frauen an. Alle drei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mußten für ihn arbeiten und für ihn Essen besorgen.

Alle Tage sagte er zu ihnen: „Ihr arbeitet mir nicht genug. Ihr macht mir nicht genug Essen. Ich will mehr zu essen haben.“ Die Frauen sagten unter sich: „Er ist geizig, er ißt zu viel.“ Alle Leute sagten: „Ansige Karambe ist über alle Maßen geizig und gierig.“ Als Ansige einige Jahre verheiratet war, kam seine erste Frau zu ihm und sagte: „Ich will mich ein wenig nach meiner Familie umsehen und verreisen.“ Sie ging zu ihrem Vater. Dann kam die zweite Frau und sagte: „Ich will mich ein wenig nach meiner Familie umsehen und verreisen.“ Sie ging zu ihrem Vater. Dann kam seine dritte Frau und sagte: „Ich will mich ein wenig nach meiner Familie umsehen und verreisen.“ Sie ging zu ihrem Vater.

Nun war Ansige allein. Er mußte sich das Essen von anderen Frauen herstellen lassen, und da er geizig war und gleichzeitig gierig, so wollte er für kleine Bezahlung immer sehr viel haben, und demnach bekam er sehr schlechtes Essen. Da sagte er eines Tages:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Es ist ganz abscheulich. Ich habe drei Frauen, die sind nun seit zwei Jahren fortgelaufen zu ihren Eltern, und ich muß mir für teuere Bezahlung schlechtes und so wenig Essen von anderen Weibern machen lassen, daß ich beinahe Hungers sterbe. Ich werde meine Frauen besuchen und verlangen, daß sie heimkommen."

Ansige machte sich auf den Weg und kam nach einer langen Wanderung zu dem Dorf, in dem seine erste Frau wohnte, die hieß Paama. Er sagte zu dem Vater seiner Frau: „Guten Tag!" Der Vater seiner Frau schenkte ihm einen Hammel. Ansige tötete den Hammel, zog ihm die Haut ab und ließ von dem Knaben, der ihn gebracht hatte, ein Gerüst bauen. Er röstete darauf den Hammel in einem Stück und begann ihn dann auch gleich zu verteilen und zu verzehren. Während er gute Stücke abschnitt und diese dann in den Mund schob, hielt der Knabe den Braten. Er gab aber dem Knaben nichts ab.

Einmal fiel ein kleines schlechtes Stückchen herab. Der Knabe hob es auf und aß es. Ansige sah das und wurde auf der Stelle außerordent-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lich wütend und schlug auf den Knaben. Er schlug aber so, daß derselbe sogleich tot hinfiel. Dann aß Ansige den Hammel auf. Die Frau Paama sagte inzwischen daheim zu sich: „Ich kenne doch meinen Mann! Ich muß doch einmal nach ihm sehen; denn sicherlich hat er inzwischen in seiner Gier eine Sache gemacht!“ Sie ging hin. Sie fand den Mann. Sie fand den toten Knaben. Sie sagte: „Was ist das?“ Ansige sagte: „Du kennst mich doch. Tue doch nicht so, als ob du mich nicht kenntest! Ich wollte meinen Hammel allein essen. Und als ich im besten Essen war, nahm der Junge das beste Stück fort, um es zu essen. Da habe ich auf ihn geschlagen, und da war er gleich tot.“ Die Frau sagte: „Warte, bis es Abend ist, dann wollen wir das erledigen!“

Abends kam die Frau und brachte das Essen. Ansige wollte zugreifen. Seine Frau sagte: „Warte, erst muß die Sache mit dem Jungen geregelt werden. Mein Vater hat ein sehr wildes Pferd. Da wollen wir den Jungen hinbringen.“ Ansige nahm mit seiner Frau den Jungen auf und trug ihn mit ihr im Dunkeln dahin, wo das wilde Pferd angebunden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war. Dort legten sie ihn nieder. Dann schrie die Frau. Viele Leute kamen auf den Schrei hin herbei. Die Leute fragten: „Was gibt es?“ Die Frau sagte: „Seht das Unglück! Ich wollte meinem Manne das Essen bringen. Ich fand ihn nicht, weil er mit dem Jungen hineingegangen war, dem wilden Pferde meines Vaters Futter zu geben. Ich ging nach und kam gerade dazu, wie das Pferd aus- und den armen Jungen totschlug.“ Die Leute sagten: „Es ist eben ein Unglück!“ Sie trugen den Jungen fort.

Ansige ging zurück, dahin, wo seine Frau das Essen hingestellt hatte. Er aß schnell alles auf. Am anderen Tage vergaß er seiner Frau zu sagen, daß sie zu ihm zurückkehren solle. —

Ansige machte sich auf den Weg und kam zu seiner zweiten Frau. Er kam im Dorf seiner Schwiegereltern an, als alle Leute gerade die Mittagsmahlzeit genossen hatten. Er sagte seinem Schwiegervater guten Tag. Man wies ihm seine Wohnung an. Seine Frau sagte zu ihrem Vater: „Es hat gerade alle Welt gegessen. Wie ich aber meinen Mann kenne, hat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er großen Hunger mitgebracht. Kann ich ihm nicht irgend etwas zu essen geben?" Der Vater sagte: „Gewiß, bring ihm doch etwas jungen, gerösteten Mais. Daran kann er sich sättigen." Die Frau machte sich sogleich auf, holte einen ganzen Korb voll Mais und röstete ihn und brachte ihn ihrem Manne.

Ansige aß allen Mais, der in dem Korbe enthalten war. Es blieb auch nicht ein Körnchen übrig. Sonst hätte man zwanzig Männer damit sättigen können. Aber Ansige hatte durch den Genuß des jungen, frischen Maises die Gier nach mehr befallen. Er ging also auf die Felder dahin, wo er glaubte, daß wohl Mais stehen müsse. Er fand auch das Maisfeld, brach ein gut Teil Kolben ab und nahm sie mit sich. Inzwischen war es aber dunkel geworden. Und da Ansige den Weg nicht kannte, merkte er es nicht, daß ein alter Brunnen im Wege war. Er ging also mit seiner Maislast auf den Brunnen zu und fiel mit seinem Mais in den Brunnen hinein.

Inzwischen dachte seine Frau daheim: „Ich kenne doch meinen Mann. Ich muß doch einmal nach ihm sehen; denn vielleicht hat

er inzwischen in seiner Gier eine Sache gemacht." Sie machte sich auf den Weg. Sie kam dorthin, wo Ansige den gerösteten Mais gegessen hatte, und sie fand alle leeren Maiskolben. Sie sagte sich: „Vielleicht hat er Gier nach mehr Mais gehabt. Ich werde mal auf das Maisfeld gehen." Sie ging dahin. Sie kam an den Brunnen. Sie sah unten im Brunnen ihren Mann. Sie fragte: „Was ist das?" Ansige sagte: „Du kennst mich doch. Tue doch nicht so, als ob du mich nicht kenntest! Als ich von deinem gerösteten Mais gegessen hatte, bekam ich Lust, noch mehr zu essen. Ich suchte das Maisfeld auf. Ich brach mir einen guten Teil der Kolben ab. Ich ging zurück und fiel in diesen Brunnen mit meinen Maiskolben." Die Frau sagte: „Laß nur, ich will dir schon heraushelfen."

Die Frau ging. In der Nähe des Brunnens, am Maisfeld, waren die Rinder. Die Frau jagte die Kühe ins Maisfeld. Als die Kühe bei emsigem Grasen waren, schrie sie laut auf. Auf das Schreien hin kamen viele Leute auf das Maisfeld. Sie fragten: „Was gibt es?" Die Frau sagte: „Ach, das Unglück. Mein Mann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ging spazieren und sah die Kühe im Maisfeld. Er sah, wie sie die Kolben abbrachen. Er jagte sie und sammelte die Kolben auf, und da er die Gegend nicht kannte, wußte er nicht, daß ein Brunnen im Maisfeld ist und fiel hinab. Nun ist er wegen der Maiskolben, die er meinem Vater retten wollte, in den Brunnen gefallen." Die Leute sagten: „Das ist ja nicht so schlimm. Man kann ihn schon wieder heraufholen." Sie kamen mit Licht und Stricken. Sie leuchteten hinunter und holten ihn glücklich wieder herauf.

Dann ging Ansige zurück und aß das Abendessen. Am anderen Tage vergaß er, seiner Frau zu sagen, daß sie mit ihm zurückkommen solle. —

Ansige machte sich am nächsten Tage abermals auf den Weg und kam an das Dorf seiner dritten Frau. Er ging zu seinem Schwiegervater sagte: „Das ist recht." Dann „Ich möchte meine Frau besuchen." Der Schwiegervater sagte: „Das ist recht." Dann ließ er ihm einen Platz anweisen und gab den Auftrag, daß die Frau auch etwas zu essen für ihren Mann mache. Die Frau machte

sich sogleich an die Arbeit, stellte ein Gericht her und brachte ihm dies sowie eine große Schale mit Erdnüssen. Ansige aß sogleich das Gericht, und dann begann er mit dem Knaben, der die gute Speise gebracht hatte, die Erdnüsse zu essen. Der Knabe knackte die Erdnüsse wie alle Leute erst auf und ließ die Schalen zur Erde fallen. Ansige wollte aber dem Jungen möglichst wenig zukommen lassen und aß deshalb eiligst die Erdnüsse mit den Schalen. Nachher sagte die Mutter der Frau: „Ich will jemand hinsenden, der die Schalen der Erdnüsse wegfegt, die dein Mann gegessen hat.“ Die Frau dachte: „Mein Mann wird, wie ich ihn kenne, nicht viele Erdnußschalen auf die Erde geworfen haben. Das braucht aber kein anderer zu sehen.“ Sie sagte zu ihrer Mutter: „Du brauchst niemand anderes zu senden. Ich werde das selbst machen.“ Sie ging hin und fand, daß nur die Schalen der wenigen Erdnüsse dalagen, die der Knabe gegessen hatte.

Nachher sagte der Vater: „Bereite zum Abendessen deinem Mann ein Gericht, das er gern ißt.“ Die Frau sagte: „Ich will ihm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Punandi machen." (Klöße aus Reis.) Der Vater sagte: „Nimm den guten Reis dazu, der uns heute frisch hereingebracht wurde." Die Frau sagte: „Ich will es tun."

Dann machte sich die Frau daran und begann den Reis im Mörser zu stoßen und zermahlte so vier große Mullen Schrotmehl. Dann tat sie Wasser dazu und stellte das Gericht her. Alledem sah Ansige vom Hause aus, das ihm zugewiesen war, zu, und mit Gier blickte er besonders immer auf den Mörser. Dann brachte die Frau das Gericht Punandi, das aus vier Mullen Schrotmehl bereitet war. Ansige aß das Gericht vollkommen auf. Als Ansige mit dem Gericht fertig war, mußte er immer an den Mörser denken. Er sah zu dem Mörser hin und sagte bei sich: „Vielleicht ist in dem Mörser noch ein wenig darin." Ansige ging hin und sah in den Mörser. Es war noch ein ganz klein wenig darin, und zwar am unteren Rande. Er steckte den Kopf hinein, um das abzulecken. Als er dann aber den Kopf wieder herausziehen wollte, konnte er es nicht. Er war vollkommen eingekeilt. Er mußte wohl oder übel mit dem Kopfe im Mörser stecken bleiben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Inzwischen dachte seine Frau daheim: „Ich kenne doch meinen Mann. Ich muß doch einmal nach ihm sehen; denn vielleicht hat er inzwischen in seiner Gier eine Sache gemacht.“ Sie machte sich auf den Weg. Sie sah in das Haus, das ihm angewiesen war. Er war nicht darin. Er hatte allen Punandi aufgegessen. Die Frau sagte: „Er hat den Reis gegessen. Danach war er sicherlich noch gierig. Ich werde einmal am Mörser nach ihm sehen.“ Die Frau ging hin. Sie fand ihren Mann mit dem Kopf im Mörser stecken. Sie fragte: „Was ist das?“ Ansige sagte: „Du kennst mich doch. Tue doch nicht so, als ob du mich nicht kenntest! Als ich den Punandi gegessen hatte, bekam ich Lust, von dem Schrotmehl zu versuchen. Ich steckte deshalb den Kopf in den Mörser, und nun komme ich nicht wieder heraus.“

Die Frau sagte: „Jetzt will ich dir sogleich helfen.“ Sie zog einen Ring vom Finger und warf ihn in den Mörser. Dann schrie sie laut. Hierauf kamen viele Leute angelaufen und fragten: „Was gibt es?“ Die Frau sagte: „Das Unglück, das Unglück, ich bin an dem Unglück schuld. Ich sagte zu meinem Mann, er hätte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einen dicken Kopf. Er sagte, nein, er habe keinen dicken Kopf. Ich fragte ihn, ob er einen Fingerring, den ich in den Mörser werfen wolle, mit dem Munde glaube herausholen zu können, und er sagte, ja, das könne er wohl. Er steckte den Kopf in den Mörser hinein. Aber nun bekommt er ihn nicht wieder heraus." Die Leute sagten: „Wenn es weiter nichts ist, das ist nicht schwierig." Sie holten eine Axt und zerschlugen den Mörser. Da konnte er den Kopf wieder frei bewegen.

Am anderen Tage machte sich Ansige auf den Heimweg. Er vergaß aber auch seiner dritten Frau zu sagen, daß sie mit ihm heimkommen solle.

Als er wieder in seinem Dorf angelangt war, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, seinen drei Frauen zu sagen, sie sollten heimkommen. So sandte er eine Botschaft an jede einzelne und ließ ihr sagen, sie solle heimkommen. Alle drei Frauen antworteten eben dasselbe, nämlich: „Ich kenne dich doch, tue doch nicht so, als ob du nicht wüßtest, daß ich dich kenne . . ."

Ansige starb frauen- und kinderlos. Noch heute mögen die Habefrauen die Geizigen und Gierigen nicht leiden! — — —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

6. Frau Musika.

Bei diesen Menschen, die noch im wahrhaft goldenen Zeitalter der Freude leben, muß die Frau Musika eine Heimat besitzen. Dies ist auch so, und ich kann mir kein Land denken, in dem sie sich wohler fühlen könnte. Natürlich ist auch Frau Musika hier nicht etwa eine städtische Dame mit gepudertem Haar, in feiner Tournüre und auf Stelzschuhen. Sie ist hier eine derbe, feste Gestalt, eine Bäuerin, der aber eine feine Seele aus frohsinnigen Augen herausschaut. Die afrikanische Frau Musika ist ein fröhliches Bauernweib mit einem gesunden, derben Sinn, ein freundlich-launiges Wesen, das gar neckische Einfälle hat. Wo regt sie sich nicht überall!

Sieh dort in den Kreis der ritterlichen Horro am Niger, die von der Vergangenheit plaudern. Ein Skalde tritt herzu, er schnellt mit dem Finger einen Ton aus dem Kasten der Leier.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Er beginnt sein Rezitativ: Frauenklugheit, Heldentaten, Bardenlist! Hei, wie die Epen groß aufbauen! Beim Klang der Leier schwillt das Sehnen der Brust, funkeln die Augen, greift die Hand unwillkürlich fester den Speerschaft. — Frau Musika steht vor dir als herrisches, tatenfrohes Heldenweib.

Oder sieh jenen Jungen aus dem Kreise der fröhlichen Genossen sich fortstehlen, in der Hütte seine Harfe hervorkramen, in einem entlegenen Winkel sich niederkauern und zart über die Saiten streichen. Verträumt sitzt er da und entlockt ihnen leise und arme Akkorde, immer die gleichen, immer träumerisch, stundenlang. Vom Männerhaus her schallt das Lachen der zechenden Genossen zu ihm herüber. Er kann keinen Anteil daran haben. Sein junges Weib ist ihm allzufrüh genommen, und jetzt gleiten die Finger stundenlang über die Harfe, immer die gleichen, armen Akkorde zitierend, die der Kummer seiner wunden Seele so tiefsinnig veredelt. — Solchergestalt weint auch im afrikanischen Urwald Frau Musika.

Oder aber in der Zeit herzhaften Frühlingsackerns in den Ländern der Mande! In früher

Morgenstunde zieht alle junge und auch die noch stämmige ältere Mannschaft hinaus auf den Acker. Voran einige Trommler, einige Bläser. Wie Soldaten zum Manöver ziehen sie aus, arbeitsfreudig, frohlaunig, scherzbereit. Am Feld angelangt treten sie in langer Reihe an, ergreifen Mann für Mann ihre Hacke und — heissa setzt der stramme Rhythmus der Trommeln und Flöten ein! Schlag auf Schlag, Lockruf auf Lockruf! Die Mannschaft rückt vor, die Musikanten tänzeln nach. Juchhe, wie die Erdballen fliegen! Juchhe, wie Mutter Steppe den Schoß öffnet! Arbeit, Frohsinn, Trommeln und Blasen von früh bis spät. — Frau Musika ist eine wahrhaft seelenhaft starke Gutsherrin.

Aber nicht nur launenhaft neckisch im Wechsel ihrer Künste ist Frau Musika. Nein, sie ist hier auch eine kluge und sehr erfindungsreiche Dame. Ich will wirklich unsere heimischen Götter nicht beleidigen und auch nicht heruntersetzen. Aber manchmal schlich sich auf meinen Fahrten dort unten der Gedanke ein, daß die Frau Musika dort drüben Gaben gestiftet hat, die uns unbekannt sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Denn nun hört einmal, was sie nicht alles vermag:

Eines Abends (1903) befand ich mich im afrikanischen Urwald drei Tagemärsche von meiner Station entfernt, gerade bereit, noch weiter von ihr wegzuziehen. Da entdeckt der unglückselige Maler der Expedition, daß er nicht genug Zeichenpapier mitgenommen hat. Nun zogen wir aber zu einem Fest, das innerhalb zweier Tage stattfinden sollte. Denkt euch all die reizenden Bilder solcher Erlebnisse — und kein Papier, sie festzuhalten! Es war zu fatal. Denn unmöglich konnte ein Mann in solcher Geschwindigkeit zurücklaufen und am bestimmten Tage auf dem Festplatz eintreffen. Wir waren bekümmert. Aber mein getreuer Capita (Zugführer) lachte. „Laß den Kummer, Tata Bokka, das ist leicht gemacht.“ Er geht zum Häuptling und führt ihn zum Flußufer, wo ein ausgehöhlter und nur mit einem Längsschlitz versehener Baumstamm auf zwei Hölzern liegt. Dies ist die Signaltrommel. Das Geklapper beginnt. Tataratata — tataratatarata — taaa — ratatatatara! Die Wand der Urwaldriesen am entgegengesetzten Ufer nimmt

den Schall auf und trägt ihn flußab. Aus weiter Ferne ertönt eine Antwort. Dort wird das Ganze wiederholt. Der Auftrag pflanzt sich blitzschnell fort. Die Depesche lautet: „Sogleich soll der Koffer, der im Haus Talatalas hinten in der linken Ecke neben der Tür steht, und der aus Eisenblech besteht, hierher gebracht werden. Tata Bokka braucht ihn umgehend." Und in der gleichen Nacht kommt die Antwort zurück: „Der Koffer ist gefunden, und ein Mann mit Namen Kadjanzi hat sich soeben auf den Weg gemacht, ihn zu bringen." Einen Tag später haben wir Zeichenpapier in Hülle und Fülle.

Oder aber Wildstämme in Nordtogo!

Diese trommeln nicht, diese blasen auf kleinen Flöten.

Auf den Flöten erzählen sie sich von Dorf zu Dorf das Neueste. Ich habe Untersuchungen gemacht und gefunden: die Leute können auf diese Weise einen jeden mit Namen aufrufen, sie können jede Zeit und Stunde angeben, sie können jeden Gegenstand, jede Pflanze, jedes Tier benennen, sie können auf ihren Flöten alles so gut ausdrücken wie mit der Sprache.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dies scheint mir das Merkwürdigste unter allem, was Frau Musika in Afrika vollbracht hat.

Oder nein, vielleicht irre ich mich! Mir fallen da eben die Trommelkonzerte ein, die so oft meine tiefe Bewunderung erweckt haben. Rümpfe mir nicht die Nase ob solchen Ausdruckes! Trommel und „Konzert", wie sich das zusammenreimt? — Ein weiter Platz. Rundherum eine große Menschenmenge. Von allen Seiten kommen die Musikanten, diese mit zwei kleinen, halbkugeligen, jene mit einer langen, kegelförmigen Trommel. Hier schleppt einer eine Fußpauke, da ein anderer eine Kesselpauke heran. Sie stellen sich im Umkreise auf und stimmen ihre Instrumente, üben einige Rhythmen und spielen sich auf ihre verschiedenen Taktarten ein. Unmerklich geht langsames Hinsummen und anscheinend isolierte Spielweise in ein Allgemeines über. Ein Kapellmeister fehlt. Das Gefüge ist erst unmerklich und kommt als solches nur ganz langsam zur Erscheinung. Dann aber erschüttert es auch wie eine unbeugsame Notwendigkeit.

Die Fülle der Töne schwillt.

Der Rhythmus des Ganzen fließt immer glatter.

Ein Grollen des Donners, ein Beben der Erde.

Ein höchster, knallender Paukenschlag.

Das erschreckte Gehör erzittert ob des plötzlichen Schweigens nach dem Verstummen der Elemente.

Und tief auf atmet Frau Musika.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

7. Der Tanz.

Nun aber, ihr Trommeln und Flöten, laßt eure Stimmen zur Erfüllung eurer vornehmsten Aufgabe ertönen. Spielt auf zum Tanz!

Es gibt ein altes, wahres Wort: Bei Vollmond tanzt ganz Afrika. Das Wort ist wahr, und dennoch muß ich es einschränken. Die Einschränkung ergibt sich aber aus der Natur der Tänze von selbst. Vergegenwärtigen wir uns diese.

Der Tanz ist uns ein mehr oder weniger seltenes Vergnügen. In Afrika ist er eine regelmäßige Unternehmung. Der Tanz ist bei uns etwas Festliches. In Afrika gehört er zunächst einmal zu den Regelmäßigkeiten — wenn er sich auch häufig genug zum Festlichen und Feierlichen steigert —, ist dann aber auch eine anerkannte Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit, wie bei uns in vernünftigen Verhältnissen das Spazierengehen. „Man muß doch

einmal etwas anderes sehen als diese Räume, in denen wir Tage und Nächte verbringen; man muß doch einmal eine andere Luft atmen als die der Kammern oder die der stickigen Straßen" — sagen wir uns. Der Neger Afrikas aber sagt: „Man muß einmal eine andere Bewegung ausführen als die der Arbeit und die des Tages." Sehr fein erklärte mir einmal am Ende einer langen Unterredung, die ich ein anderes Mal in ihrer ganzen Fülle wiedergeben werde, ein Mann aus dem Voltabecken: „Weißt du, woran wir erkennen, daß ein Kind kränklich ist und nicht recht aufwachsen wird? Daran, daß es nicht schreit. Jedes Wesen muß sich bewegen. Der Hund muß springen, die Ziege muß hüpfen, der Vogel muß fliegen. Nun kann ein Kind sich ja gar nicht anders bewegen, als indem es schreit. Wenn ein Kind schreit, so ist das etwas ganz anderes, als wenn etwa ein Erwachsener weint. Der Erwachsene schreit und weint nur mit dem Kopfe, das Kind gebraucht dazu den ganzen Körper. Es schreit mit dem Bauch ebenso wie mit der Kehle. Wenn das Kind also kränklich ist und nicht gedeihen kann, so erkennt man es daran,

daß es nicht recht fähig ist zu schreien. Das, was beim Schreien das Kind tut, das tut der Erwachsene beim Tanzen. Das Kind muß von Zeit zu Zeit schreien, der Mensch muß von Zeit zu Zeit tanzen. Und wenn er das nicht mehr muß, dann ist es nichts Rechtes mehr mit ihm. Dann ist er alt. Jung sein ohne Tanzen, Arbeiten ohne Tanzen, wirklich leben ohne Tanzen ist nicht möglich."

Der das sprach, war ein alter würdiger Bauer.

Betrachte den schweren Gang der Bauern.

Sieh die oft wochenlange Hantierung mit der Hacke.

Dann verstehst du es, daß der Körper dieser Menschen Wechsel in der Bewegung heischt, daß das Spiel der Muskeln sich gegen die Einseitigkeit auflehnt, daß ihr Leib auch anders atmen will, daß eine gesunde Bauernseele dort auch einen tanzfesten Körper fordert. Tanz ist hier die Naturnotwendigkeit eines gesunden Bauernlebens. Darin liegt eine Begrenzung des Wortes: Bei Vollmond tanzt ganz Afrika.

Dem Hirten ist der Tanz viel weniger. Denn sein Leben gleitet viel ebenmäßiger hin,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

soweit die Beanspruchung der Körperkraft in Betracht kommt. Er hat nicht wie die Bauern den Körper oft wochenlang in einseitigen Hantierungen anzustrengen. Er führt ein bequemes Leben — lange Zeit hin, bis etwa plötzliche Eruptionen ihn zu einem Raub- oder Verteidigungskrieg führen. Dann folgen die Strapazen afrikanischen Kampflebens. Daher kommt es, daß die geschmeidigen Hirten mit ihren feinen Händen und Füßen höchstens den Kriegstanz üben, der dann ausdrücklich, wenn auch vielleicht ohne Absicht, zur Ekstase führt — daß ihre Frauen aber meist einen trippelnden Tanz lieben.

Wohingegen der Tanz der grobknochigen Bauern unzweideutig ein Sichaustoben ist.

Solch ein bäuerliches Tanzfest unter den schlichten Afrikanern erleben zu dürfen, ist gleichbedeutend mit einem Bad im Jungbrunnen. Ich kann nicht glauben, daß irgendwo auf der Erde ein stärkeres und gesunderes, ein tieferes und einheitlicheres Freudengefühl eine Gemeinde von Menschen verbinden kann. Besonders im Herbst, wenn die ernsten Sorgen eines anstrengenden Sommers überstanden,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wenn die Ernte glücklich in den Speichern, wenn das erste Bier gebraut ist.

Bier! — Mondschein! — Jugend!

Oft beginnt das Festieren schon am späten Nachmittag. Und die jungen Leute sind es gar nicht einmal, die die Unternehmung beginnen. Irgendwo ist ein besonders gutes Bier geraten. Gute Witterung führt bald einige Alte zusammen. Sie lagern sich im Schatten eines Baumes. Die Kalebasse wandert. Ein freundliches Schmunzeln. Kummermienen verklären sich, die Stimmung hat mit gutem Anfang eingesetzt. Nun ist auch bald ein Trommler von der Partie. Die ersten spielerischen Handgriffe genügen, hier und da einen Frauenkopf vor die Tür zu locken und alle Welt zu veranlassen, die letzten Hantierungen des Tages schnell abzuschließen, das heißt, den Abendbrei in die verschiedenen Gefäße zu füllen. Lange zum Essen sich nötigen zu lassen, ist unafrikanisch, wenn auch häßliche Gier im anständigen Bauernkreis verpönt ist. Heute aber gleitet der Brei doch ein wenig schneller als sonst. Schnell werden die Finger am Lendentuch gesäubert,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dann geht alle Welt dahin, wo älteren, würdigen Herren mit ihren Abendschöppchen schon ein respektabler Anfang der allgemeinen Fröhlichkeit gelungen ist.

Trommler und Bläser treten heran. Männer und Frauen kommen aus näheren und ferneren Wohnungen. Ist der Mond noch nicht da, erhellt schnell ein großes Feuer den Platz. Und dann kann das schöne Erlebnis beginnen. Erst schüchtern. Die Jüngsten beginnen nicht gerne. Fünfundzwanzigjährige Männer und dreiundzwanzigjährige Frauen sind wohl meist die ersten Sichwiegenden, Aufspringenden, Partnerschaft Wagenden. Aber auch alte Weibsen von fünfzig und sechzig Jahren sah ich der Jugend mit gutem Beispiel vorangehen. Denn die Frauen tanzen hier gerne bis an ihr Lebensende, während die Männer später leicht etwas ihrer Würde zu vergeben fürchten.

Starken Anreizes benötigt es nicht, um auch bald die Scheu der Jugend zu überwinden und einen ersten Strudel und Wirbel zustande zu bekommen. Dann aber dröhnt die Erde wider vom Stampfen und Schreiten und vom herrlichsten Takt, in welchem die Afrikaner an-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geboren talentiert sind, so daß manches klavier- und violinspielende Jungfräulein Europas hier mit Erfolg in die Lehre gehen könnte. Wenn du nun aber meinst, daß hierbei viel gelacht und gejauchzt werde, so bist du in einem großen Irrtum befangen. Solcher Tanz ist eine ernste Angelegenheit, und Männer und Frauen, Jünglinge wie Mädchen verziehen keine Miene. Der Schweiß beginnt in Strömen an den schönfarbigen dunklen Körpern und Gliedern herabzufließen. Viele Atempausen sind hier nicht Sitte. Unterbrechungen sind selten, und auch dann geht das Ganze nicht sogleich in eine fröhliche Plauderei über, wie das etwa bei uns nach dem letzten Verklingen eines Walzers oder einer Quadrille natürlich scheint.

Erst in späterer Nacht gewinnt die Stimmung der zechenden Alten ein gewisses Uebergewicht. Die hoben mittlerweile kräftig nach Mannesart die Bierschalen, haben Freundschaftstrunke gewechselt — was man hier in der Weise ausführt, laß zwei gemeinsam und gleichzeitig aus einer Kalebasse trinken — und sind in einen bieder-renommistischen und jovial-sarkastischen Ton verfallen. Sie haben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

inzwischen wohlwollend der eine seiner Frau, der andere seinem Sohne die Bierschale hingereicht und somit auch in den Kreis der Tänzer einige Tropfen vom Geist des Dionysos gespritzt. Damit kommt ein noch tolleres Rumoren, ein erhöhter Glanz der Augen, ein wo möglich noch festerer Takt in das Ganze. Denn es versteht sich von selbst, daß Trommler und Bläser mit jedem festern Anziehen des Felles oder Speichelausschütten des Hornes auch einen Griff zum Biertopf verbinden. Die afrikanische Musikantenkehle hat genau die gleichen Eigenschaften wie die europäische.

Nach Stunden erst hört das Fest auf.

Der Zecher hat dann sein Teil.

Die Glieder der Tänzer sind gründlich gelockert.

Zutunlicher Sinn führt Mann und Weib auf das Lager.

Auffallend ist in alledem noch ein bemerkenswerter Zug. Man spricht so oft von den häßlichen, erotischen, unsittlichen Tänzen der „Wilden". Ich aber, der ich so lange und innig mit so viel Völkern des inneren Afrikas befreundet war, kann vor allem das eine sagen:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

so etwas wäre dem Wesen dieser Menschen durchaus entgegengesetzt. Hier kann ich nur sagen: die Unsittlichkeit liegt im Auge des Beschauers.

Denn:

Diese Menschen sind ebensogut verliebt wie wir Europäer. Aber nie, nie — nicht ein einziges Mal sah ich zwei Menschen öffentlich sich verliebte Blicke zuwerfen oder einen verliebten Mann hinter dem Gegenstand seiner erfüllten oder unerfüllten Neigung herschielen — nie, nie!

Diese Menschen sind hierin keusch und edel.

Ich weiß es, daß Gott Eros hier Flammen entzündet, die heißer brennen als in Europa. Tod und Totschlag fordert der Gott der Liebe auch hier.

Aber die letzte Erfüllung der Sinnlichkeit ist ihnen nur natürlich. Diese Menschen sind anständiger als wir, weil sie der Natur folgen dürfen. Dieses Letzte darzustellen ist nur einfach und selbstverständlich. Das hat mit der Unsittlichkeit unserer großstädtischen Naturentfremdung und Entsittlichung nichts zu tun.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unendlich reich ist die Form der Tänze und Tanzbewegungen. Hier gelten nur Kreise der Männer und Frauen, dort verschiedene Typen der Partnerschaft und wieder anderweitig wildes Durcheinanderstampfen und Wirbel. An der inneren Natur der Bauerntänze ändert das aber nichts. Wohl aber tritt eine deutliche Steigerung ein, wenn das Zeremoniale, die feierliche Gelegenheit den Tanz zu einer religiösen Kultushandlung vertiefen. Dann werden die Vorschriften straffer. Dann nähert sich das Kleid der Tänzer dem schauspielmäßigen Aufputz der Maske.

Das afrikanische Bauernvolk ist damit auf der Höhe der Entwicklung seines Tanzes angelangt.

Höhere und fremde Kulturen sind es, die anderen Sinn auf afrikanische Erde trugen. Ich will hier nur zwei Gegensätze skizzieren.

In den Ländern der Berber, Araber und des Islam tanzt der Mann im allgemeinen nicht. Hier zerfällt der Tanz in zwei Gruppen. Bei dem Festmahle bewirtet der Herr des Hauses nicht nur mit feinen Speisen, sondern nach dem Mahle, wenn die Sinia fortgetragen ist, erlabt er die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gäste auch mit dem Anblick tanzender Mädchen. Der Tanz ist hier zu einem Schauspiel und zur sinnlichen Erregung der Männer geworden.

Wenn nun aber die Männer dieser Länder und Kulturen dennoch tanzen, so sind es Mitglieder von Sekten, die sich damit in religiöse Ekstase versetzen wollen. Es gibt aber nicht nur tanzende Derwische. In der Form der Bori und der Sar sind uns religiöse Tänze solcher Art erhalten, die dem Wesen und dem Sinne nach älter sind als der Islam.

Alle diese Tänze erreichen aber nie und nimmer die Tänze der Bauern Innerafrikas als Ausdruck naturgeborener, naiv ungezwungener, inniger und tiefer Lebensfreude.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

8. Masken.

Der natürliche, stark imaginative Sinn des bäuerlichen Afrikaners ist imstande, gleich dem Kinde, seine Vorstellung der Dinge bis zur Ueberzeugung von ihrer Tatsächlichkeit zu steigern. Beim feierlichen Herbsttanze genügt es, daß die Männer sich die Hörner einer Antilope aufsetzen, springend ihre Bewegung und pfeifend ihre Töne nachahmen, um nach einem Tanz von wenigen Stunden schon von sich als „Jetztantilope" zu sprechen. Beim zeremonialen Reifefest charakterisieren den Priester, der der Jugend die Schrammen der heiligen Buschkönige einschneidet, einige Tupfen und ein Stück Fell. Das reicht hin, im Gefühl der Novizen die Ueberzeugung von der Gegenwart des gewaltigen Leoparden zu erwecken. Es ist genau der gleiche Vorgang wie bei einem Kinde, das so lange mit einem Streichholz als mit einer Hexe spielt, bis es mit Angst und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schrecken vor der selbstgeschaffenen Hexe, mit Kreischen und Jammern vor dem Streichholz flieht. (Leo Frobenius „Erlebte Erdteile" Bd. IV, S. 143.) Der afrikanische Bauer braucht also für den Ausdruck seiner religiös außerordentlich starken Gebundenheit eine naturalistische Ausschmückung nicht.

Wo ihm aber eine Bereicherung solcher Art von außen zukommt, da greift er die Gedanken und Formen leidenschaftlich auf und belebt sie mit schöpferischer Idee. Beispiele hierfür sind Menschenfigur und Maske.

Maske!

Von Jugend an hat mich kein anderer Stoff so tief erregen können wie die afrikanische Maske. Das kindliche Ahnungsvermögen hat nicht getäuscht. Sieben Jahre nachdem ich über diese Masken eine sehr schöne und umfangreiche Arbeit veröffentlicht hatte, sah ich die erste afrikanische Maske in natura, und erschüttert empfand ich sogleich, daß mich die zehnjährige Vorbereitung dieser so sehr akademischen Arbeit der Angelegenheit auch nicht um ein Hundertstel so nahe gebracht hatte wie dieser eine Augenblick der Rundschau im Er-

lebnis. — Und wie viele Maskenspiele habe ich nicht seit diesem ersten Zusammentreffen im Jahre 1905 auf dem mir so heiligen Boden Afrikas erlebt! Der erste Eindruck blieb, bewährt durch Hunderte und aber Hunderte von kleinen Erlebnissen.

Die afrikanische Maske!

Was wissen wir von ihr!

Was nützt es uns, wenn wir sie in Museen tragen und gut konservieren, oder wenn wir eingehend schildern, welchen Sitten und Gebräuchen sie dient? Ach nein! Denn wohl ist es schön, ihre Gestalt so gut konserviert zu wissen, wohl ist es erfreulich, durch die Beschreibung ihrer Benutzung sie in das Licht eines schön ordentlichen Zusammenhanges bringen zu können, aber vom Leben, vom Erlebnis der afrikanischen Maske, von dem, was sie seelenmäßig drüben ist — davon wissen wir damit noch durchaus nichts.

Wie oft habe ich mich ehrlich beschimpft, daß ich nicht fähig sei, das in Worte zu kleiden, was hier vor mir, vor meinen Augen, unter meinen Händen, gegenüber meinem klopfenden Herzen lebte, wirkte, erschütterte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie oft, wie oft! Und heute empfinde ich ja gerade darin die große Stümperei des Schreibens und Erzählens und Beschreibens, des Schilderns und des Berichtens, daß alle diese Versuche nur zum Erwecken von Bildern auf blind gewordenen Spiegelflächen dienen und nur wie die Erinnerung des Alters an den Zauber der in der Jugend aufgenommenen Akkorde, deren Folge als solche längst dem Gedächtnis entschwand, wirken.

Ach, wie dünn erscheint hier Wissenschaft als fahler Schatten der Kunst!

Wie arm wir Menschen des intellektuell sich abschließenden Abendlandes gegenüber jenen in Fülle Erlebenden der roten Scholle!

Wir sind Kümmerlinge jenen gegenüber — wir, die wir ja auch Armselige sind gegenüber unseren Kindern.

Jene aber sind reich wie neusprießendes Leben; sie kennen noch nicht den Unterschied von Aberglaube und Glaube, von T a t s a c h e und Wirklichkeit, von Leben und Schauspiel.

Das Schauspiel ist ihnen Leben.

Der hochgestaltete Dako-Boea, die mehrere Meter hohe Maske aus Stoff, die sie ja selbst

hergerichtet haben, wird ihnen nach inbrünstigem Gebet und erschütternd ernster Beratung zum Geiste, zum Uebernatürlichen, zum Todbringenden aus dem Wesen höchster Herrlichkeit heraus. Gleichviel ob der Verband alter Männer Komma, Nama oder Dako-Boea heißt, immer lagert der schwere Ernst der Macht der Schicksalsentscheidungen über ihren Vereinigungen, sobald der Tag der großen Verantwortung gekommen ist. Und wenn dann abends, beim Schein der kleinen Feuer, der Schrei der Geistesmaske, ihr Pfeifen, Schwirren oder Läuten ertönt, dann ist es Schicksal, das sich herniedersenkt; und der, den segnende oder todbringende Verkündigung trifft, wird ebensowenig wie die ganze erschauernde Männerwelt und wie die Alten, die selbst die Urheber des Urteils schienen, daran zweifeln, daß hier eine Herrlichkeit und eine Gewalt entscheidend wirken, die jedem Menschenwillen nur Gnade der Erleuchtung sein können, denen aber beeinflussend näherzutreten eine unmenschliche Vermessenheit bedeuten würde.

Sie selbst, die Altersräte von Komma, Nama und Dako-Boea, sind nichts als Träger einer Idee.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Verurteilten sinken von der Hand des Todes erschüttert zu Boden und werden nie wagen, sich das Leben zu bannen.

Die Zuschauenden, die Nichtbeteiligten — nur Männer, nie Frauen, sind Teilhaber solcher Erlebnisse — aber erbeben bis ins Mark angesichts der Gewalt des Erhabenen.

Oder ein anderes Bild, ein noch erschütternderes, noch tiefer ergreifendes: der Keble-nke der Mande. Der rote Mann, der Narr im Gewand des Toten! Nur der kann Keble-nke werden, der eine Leiche ausgrub und die Gewandung des Verstorbenen raubte. In das Kleid der Verwesung gehüllt, erscheint er — als Narr! Als Narr tanzt er; als Narr stellt er alle Gebärden des Lebens dar; als Narr im Totengewand spielt er das Epos der Zeugung.

Und jubelnd begrüßen ihn Männer und Frauen. Das große Symbol des Lebens: Tod und Wiedergeburt, welkes Blätterwerk des Herbstes und junger Keimsproß der Frühlingszeit, das Ende und der Anfang der Dinge sind hier in einem verkörpert. In gigantischer Seelengröße erschließt sich die höhere Dämonie kindlichen Seelentums gegenüber der intellek-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tuellen Selbsttäuschung und Grübelei erfahrungsreich und erlebnisarm gewordener Zuschauer, wie wir sie darstellen.

Dämonisch und eine Ausstrahlung des Unbewußten ist dort die Maske. Ein Sinnbild — nein, nicht Sinnbild, sondern Gestalt gewordener Sinn des Lebens im Uebergang von Werden und Vergehen, von Vergehen und Werden. Daher auch die unendliche Fülle der Formen dieses Gebildes. Leblos gewordene und nie persönlich erlebte Larven sind solche bei uns.

Diese Menschen befinden sich noch im Banne des Mysteriums des Ueberirdischen, das wir, die ihm Entrückten, erst dann wieder genießen werden, wenn wir die grausam überschätzten Waffen des Verstandes als „Nurwerkzeuge“ zu führen gelernt haben werden — „Nurwerkzeuge“, die uns nicht anders dienen dürfen als Löffel, Messer und Gabeln zum Essen.

Dieses Tiefste bei jenen unserem sehnenden Ahnen noch näherzubringen, will ich im nächsten Teile versuchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

KULTUR UND MENSCH

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Das Männliche.

Wir haben erkennen gelernt, daß es viele Völker gibt, die als Seele eine männliche Kultur besitzen, und andere Völker, die von einer Seele weiblicher Kultur belebt, geführt, bedingt werden. Es war ein großer Gewinn, daß solche Erkenntnis gezeitigt wurde; denn wie soll ich ein Volk verstehen können, ehe ich nicht einmal weiß, welchen Geschlechtes seine Seele ist?

Hier stocke ich aber.

Denn ich meine, die Menschen Europas sind in ihrer Betrachtungsweise so vom Verstande gepackt, daß es ihnen schwer werden könnte, mit dem Gemüte die einfachen und natürlichen Erscheinungen des Männlichen und des Weiblichen im tieferen Sinne zu erfühlen. Mit der Wiedergabe der eigenen Erlebnisse, die dann zu Entdeckungen des seelischen Seins der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kultur führten, soll also begonnen und damit das Kapitel über das Afrikanisch-Menschliche eingeleitet werden.

Das Wesen, das Entscheidende, das Prinzip des Männlichen im Seelen- und Kulturleben enthüllte sich mir unter den dunklen Völkern Afrikas, die wir mit dem Wort „Neger" zu bezeichnen pflegen.

Im weiten Steppengebiet des Sudan.

Bei jenen Stämmen, die als kleine Splitter in ganz kleinen Streuweilern ohne Zusammenhang untereinander zwischen ihren weitausgedehnten Wäldern wohnen.

Als Sippen, bei denen oft die Nachbarn schon nicht mehr die Sprache der Nachbarn verstehen.

Als Gemeinschaften, die nur gemeinsamen Besitz und seine Obwaltung unter dem Machtwort des Sippenältesten kennen, wo die Männer die Erben der Vergangenheit sind, weil in ihren Altersstufen sich das Werden und Sein des Kosmos spiegelt, und weil die Frauen zu Müttern der Nachwelt werden.

Mannessinn und Manneswort entscheiden. bestimmen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Frau folgt.

Großes Glück verbindet alle. — Nie sah ich Völker volleren Glückes teilhaftig als diese unscheinbaren, schlichten, „treuen" Heiden genossen.

Ein großes, tragendes Glück, geboren aus ernster, schwerer, oft harter und auch wohl mißlingender Arbeit. Denn es sind Bauern. Der Boden trägt nicht leicht. Mit schwerem Eisen will das spröde Erdreich aufgebrochen sein. Wenn der Regen des Frühlings aber ausbleibt, dann drohen trotz allem ehrlich vertropften Schweiße Hungersnot und Kindersterben.

Sie arbeiten alle — Frauen, Männer, Jugendliche.

Alle, nur nicht die Greise.

Alle arbeiten sie aus schwer drängender Sehnsucht — auch einmal Greise zu werden, die nicht mehr zu arbeiten brauchen. Und die Hoffnung, einmal so weit zu kommen, macht ihnen die Arbeit leicht. — Dorthin erstreckt sich die Weite ihres Lebens.

Die Greise sitzen daheim, geben Korn heraus, füttern die Hühner, trinken Sorghumbier und stöhnen, weil sie nicht mehr jung sind; dazu bringen sie aber den Verstorbenen und

dem Geiste der Erde Opfer dar und seufzen auch hierbei. Sie jammern über die Last des alle Tage drückender werdenden Greisenalters. Sie denken an den Tod, der von fern winkt, und blicken dabei auf die kleinen Kinder, die um sie herum spielen, und sehnen sich danach, zu sterben und als Kindlein wiedergeboren zu werden. — So also wird auch ihnen das Dasein im ganzen ein unbegrenzt weites.

Abends versammeln sich alle, und dann klappern erst Tontopf und Kürbisschale; dann folgen behaglich schnalzende Laute der Essenden, und hernach rasselt die Trommel, und das junge Völklein tanzt. — Aber nicht alle gleich frohsinnig. Der eine und der andere Bursch schleicht sich zur Seite, hockt irgendwo in einem nächtlich schattigen Winkel nieder und bläst etwa auf der Flöte eine stille Melodie oder klappert mit Schalen einen schwingenden Rhythmus oder aber zupft auch wohl auf einer Mandoline eine ganz leise Weise, — alles über das gleiche Thema: Sehnsucht!

Sehnsucht wonach?

Bedenkt, daß sie ausgewachsene, starke Burschen sind; Burschen mit Körpern, die im

schweren Feldhandwerk heranreiften; Burschen, die von Kraft strotzen und dastehen wie starke junge Fruchtbäume in der Blütenpracht.

Sehnsucht nach dem Weibe.

Und doch eine andere als die des am Grabesrande des natürlichen Lebens hinschreitenden Europäers.

Denn es ist auch Sehnsucht nach dem Kinde!

Sehnsucht nach dem zukünftigen Träger der eigenen Seele!

Denn Leben heißt hier ja nicht die Spanne zwischen Geburt und Tod.

Kein Mensch ist nur der, der hier über die Scholle wandelt; er ist auch Leben der Vergangenheit, Wiederverkörperung, Fortführung, der Zukunft Verantwortlicher. — Unendlich weit in das All, in die Zeit hinein erstreckt sich solche Sehnsucht.

Die Sehnsucht des Mannes.

Die Sehnsucht des Jünglings, des Mannes, des Greises.

Unentwegt und ununterbrochen fließend, von der Kindheit bis ins Greisenalter, von einer Generation in die andere, nie stockend, stets gleitend und das Dasein bedingend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und nie im Manne gestaltend!

Ja, nie im Manne gestaltend und darin die herrliche, große Schwäche des Daseins! Nie eng und nie begrenzt! Stets wirkend und nie erfüllend. Stets Seiendes und nie Gewordenes. Die eine der beiden großen Kräfte des Daseins in voller Reinheit und keuscher Armut.

Ganz naturgeborenes Ziel und nie vorerdachter Zweck.

Fast rein: Männliches an sich.

2. — und wahre Mutterschaft.

Fast rein: Männliches an sich!

Aber das „Reine an sich" ist nur möglich als Sekret menschlichen Denkens. Das große All kennt es nicht, nicht im Stofflichen und nicht im Seelischen. Denn Leben und Sein heißt ständiges Ineinanderfließen alles Komplementären. Also auch des Männlichen und Weiblichen. Der Aethiope des Sudans wandert nicht allein durch das Leben und über das Feld. An seiner Seite schreitet das Weib, sein Weib; wirft im Frühling die Samenkörner in das gelockerte Erdreich, schneidet im Herbst die Kolben des Getreides, schleppt auf gekrümmtem Rücken in hartem, gemeinsamem Ringen gewonnene Frucht zum Gehöft und — teilt nachher sein Lager.

Mehrmals geht sie im Leben mit schwerer Last unter dem Herzen dahin.

Mit der Last, die sein, des Mannes Kind ist.

Diese, die Kinder, sind die Seinen.

Sie ist das Gefäß seiner Kinder.

Dadurch wird sie zur Mutter, zur wahren Mutter!

Vielleicht erstaunt ihr über diese Betonung und meint, es lohne nicht, so viel Aufhebens davon zu machen, denn beinahe alle Menschen weiblichen Geschlechts erleben die Schwangerschaft, gebären und werden dadurch zu wahren Müttern! Ach, ihr täuscht euch! Seht die Tiere im Käfig, auf dem Feld und im Walde. Meine Tauben hecken, legen Eier, brüten Junge aus, und wenn sie flügge sind, jagen sie sie von dannen. Ach! glaubt nur, es gibt auch unter den Menschen nicht so viele Mütter, wie es geben sollte. — In Europa weniger als in Afrika. Schon deshalb, weil das Weib sich überhebt bis zum Schrei nach dem Kinde.

Wahre Mutter sein heißt aber Vergangenheit und Zukunft in einem Seelischen verschmelzen und gestalten.

Das aber erfolgt hier, weil es ja seine Kinder sind, die sie bildet.

Seine Kinder aber heißt: Seelen des Vaters, Onkels, Großvaters oder Urahnen; heißt Wie-

dergestalten, Wiedereinhüllen, Wiedergebären eines zeitlich unbegrenzt Seienden, heißt Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Verantwortung gegenüber der Gegenwart und Begnadung im Sinne der Zukunft. Heißt Demut. Bedeutet Pietät.

Ist Erfüllung der höchsten seelischen Fähigkeit des Weibes.

Heißt eben Weg zur wahren Mutterschaft.

Ihr könnt das Wesen solcher Größe sehen zu jedem Zeitpunkt des Tages, in jedem Winkel des Gemeindegehöftes. Ihr trefft sie auf jeder Stufe des keimenden und aufsprossenden Lebens eng verbunden mit den heiligen Handlungen.

Wenn im Frühjahr das Feld umgebrochen und die Zeit des Regens nahe gekommen ist, werden die sorgsam im feinen Hüttenrauch getrockneten Saatkörner vom Speicher geholt und die Frau eilt, das Jüngste auf dem Rücken, den Korb mit dem Korn auf dem Kopfe, hinter dem Manne her auf den Acker. Am Kreuzweg macht der Mann halt. Hier ist ein Topf halb eingegraben, ein Stein hingelegt oder ein Gabelholz eingelassen. Der Mann hat seine Schale Bier, ein Huhn, etwas Brei oder gar ein Zicklein

bei sich. Am kleinen Heiligtum wird geopfert. Das gilt der Mutter Erde und dem Herrn der Steppe, dem gierigen Leoparden. Gebete werden nicht gesprochen. Aber der Sinn ist andächtig, und indem der Mann weiterschreitet, hebt die Mutter wohl schnell das Kind vom Rücken, damit es mit seinen kleinen Händchen die heilige Stätte berühre — den Ort, der ein Symbol der dunklen, gnädigen und auch schrecklichen Macht ist, in deren Schoß die Seele des Kindleins einst vor der Zeit der elterlichen Vereinigung zwischen Erde und Gebein der Zukunft und Wiedererscheinung harrte.

Am gelockerten Boden angelangt, schreitet der Mann mit langem Pflanzstock voran und stößt ein Saatloch nach dem andern in die Erde. Sein Weib geht hinter ihm. Aus der nunmehr seitlich auf die Hüfte gestemmten Kürbisschale greift sie eine Handvoll Körner nach der andern und wirft sie in die Oeffnungen des Erdreiches. Die ersten Körner wirft sie aber nicht mit eigner Hand. Sie drückt sie dem Kind in die kleine Faust und läßt sie aus dieser ins Ackerland fallen. Der Mann sieht sich dabei nicht um. Die Frau läßt er schweigend und

fast scheu gewähren. Das Bewußtsein hat hier noch nicht viel zu sagen. Auch kann weder Mann noch Weib es aussprechen, daß hier jene große mystische Ahnung wirkt, die im Werden und Vergehen der Körner wie der Menschen tiefe Verbindung fühlt: Niedertauchen der Verstorbenen und des Saatgutes in den dunklen Schoß; Aufsprossen der Wiedergeborenen und der Fruchtkeime aus dem Unterirdischen zum Lichte, aus dem Schlafe zum wachenden Leben. — Es ist sicher kein Wissen, aber ein tief demütig und aus verdeckter Ergriffenheit aufsteigendes und ein Wort um so inbrünstigeres Fühlen im Gemüt. — Und der Wurf der kleinen Kinderfaust bedeutet kosmische Weite.

Bedeutsamer jedoch noch die Weihen des Herbstes.

Die Frucht wird geschnitten. Die ersten perlenden Körner aber sollen unter spielende Kinder fallen, den ersten Brei sollen Münder kleiner Buben und Mädchen verschlingen. Sie sollen lachen und jubeln und freudig kreischen. Das frische Plappern der Unschuldigen soll hinwegtäuschen über den Raub, den das Schnittmesser der Erntenden am Besitztum der

heiligen Erde beging. Das Junggesprossene dem Junggewachsenen. Die Gabe der Sippenmutter „Erde" den Kleinen, denen die wahre Mutter nichts nachtragen kann, denen sie lächelnd verzeiht. — Erst dann genießen die Aelteren von der ehrwürdigen Gabe. Aber Sühne heischt der Raub, begangen an der Frucht aus dem düstern, unbegreiflichen Körper, der die Toten birgt und das Saatkorn, der Seelen hinnimmt und Leben schenkt. Ernste Sühne fordert und ergreift der Geist der weiten Steppe. Blutige Sühne. — Die Mutter weiß es. Und ich habe Mütter beim Klange der abendlich durch Busch und Steppe erklingenden, für sie grauenvollen und schrecklichen Töne zusammenfahren und zusammenbrechen sehen.

Besonders die Mütter heranreifender Burschen.

Denn denen gilt der lockende Tonrausch der Glocken, Klappern, Schwirren, Trommeln.

Deren Blut oder Leben ist es, das die Sühne heischenden Geister des Busches fordern. D a s wissen die Mütter!

Sonst geht nur ein Raunen unter ihnen:

Da draußen im Busch, den sie nie betreten

dürfen, herrscht Schrecken und Unheil; dort fließt Blut und verhaucht manches junge Leben. Sterben müssen die Burschen wohl alle. Die grauenvollen Zähne des gierigen Buschgeistes schlagen in die jungen Leiber. Unter dem dröhnenden Rausch betäubenden Lärmes geht ein Verschlingen, ein unsagbares Entsetzen, der Eingriff von Messer, Fließen von Blut, Brechen von Zähnen vor sich. Dann eine Wiedergeburt. Das alles ein wochenlanges Bangen in marternder Unwissenheit, ein ständiges Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung!

Aber der furchtbaren Zeit entsteigt zuletzt die Rückkehr einer im Busch hart gewordenen, vor weibischen Furchtsamkeiten gefeiten und zeugungsstarken Jugend und dann auch die — wahre Mutterschaft. Aus Schmerzen und Todesfurcht geboren, geläutert, gläubig, stark an Gemüt. Durch Sorgen und Schmerzen groß und rein geworden. Was der in die Weiten der mythologischen Vorstellungen ausgespannte, sehnsuchtsvolle Drang des Mannes dem Schicksal des Sippensprossen abzutrotzen trachtete: Wiedergeburt in der Idee — das wird im Herzen der Mutter zum tiefen Erlebnis und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

krönt ihr Gemüt, erhöht sie bis zur schweigenden Bereitschaft der Selbstaufgabe um des Kindes willen*).

Und so ist wahre Mutterschaft schweigend, weil sie aus der stummen Sehnsucht der Mannheit aufsteigt.

Aus der Sehnsucht nach Weite des Schicksals über das Menschenleben hinaus.

Rückwärts bis zu den erdenklichen und nicht mehr erdenklichen Altvordern.

Vorwärts über keimendes Leben bis in die graue unerlebbare Zukunft.

Und solche in den Schoß des Weibes versenkte Mutterschaft, das ist die, die ich die „wahre" nenne.

In solcher erschließt sich unsrem Auge aber eins der beiden großen Phänomene menschlichen Vermögens.

*) Ein selbsterlebtes Lebensbild solcher afrikanischen Mutterliebe habe ich in dem Buche „Der Kopf als Schicksal" (Kurt Wolff Verlag) S. 115 ff. veröffentlicht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Das Weibliche.

Das Wesen des Weiblichen erkannte ich bei den Fulbe, die als schön geformte Rasse zwischen den dunkelgefärbten Stämmen des Sudans leben — bei den fast weißen Tuareg, die mit ihren Kamelen die Sahara durchstreifen — bei den Berbern, die in den Felsengeländen Kleinafrikas ihre Bergnester inne haben — bei den Stämmen der nubischen Wüste, die dort als Hirten hausen — bei den Kioque, die ähnlich den Fulbe das südwestliche Kongobecken durchsickern. Das alles sind Völker der hamitischen Kultur. Sie alle sind hell, und ihre Frauen neigen zu edler Bildung des Kopfes*).

Sie alle sind fein an Gliedern.

Sie alle neigen zu Viehzucht und zum Treiben, so daß sie unruhigen und gärenden

*) Ich bemerke, dass diese Abschnitte vor meiner Reise zu den Bedaui geschrieben wurden. Die 1927 gesammelten Beobachtungen haben das hier Gesagte in vollem Umfange bestätigt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geistes sind, immer bereit zum Weiterdrängen und zum Neuen. Sei es in der Form ihrer Gemeinschaft oder auch in den Anschauungen, Sitten und Gepflogenheiten der Religion. Bei ihnen allen liegt die Leitung des Geschickes nicht in der Hand der Männer, sondern in der der Frauen, gleichgültig, ob das äußerlich angenommene Recht dies bestätigt — in welchem Falle die weibliche Seele durch die Poren der Völker atmet — oder ob das alte Recht noch dem wahren Zustand der wirkenden Kräfte auch äußerlich entspricht. Dem Manne mehr oder weniger unbewußt. Damit unterstreicht er mit seinem Leben und Handeln das Wesen des Weiblichen, das hier zuletzt ebenso klar und rein sich äußert wie im Bau einer Pflanze.

Eines Tages wurde ich in einem Kabylendorf von meiner Arbeit aufgeschreckt durch jämmerliches Wimmern, das zwischen den klatschenden Schlägen einer Rute von jenseits der Mauer zu mir herüberklang. Ich erhob mich mit meinen Besuchern, um nach der Angelegenheit zu sehen. Draußen lag ein Knabe von etwa zwölf Jahren am Boden. Zwei Burschen hielten ihn, zwei andere schlugen mit starken

Gerten auf ihn. Daneben stand ein ziemlich kleines Mädchen von etwa zehn Jahren mit gelassener Miene, den schweren Wasserkrug auf dem Kopfe, einen Fuß schon zum Weiterschreiten vorgeschoben, nur noch halb rückwärts das Antlitz dem Buben zugewandt — anscheinend also eine müßige Zuschauerin. Dieses Mädchen kannte ich. Es war die Tochter des ärmsten Lederarbeiters im Dorfe, ein stilles, in sich gekehrtes Geschöpfchen.

Die Kleine erschien ganz gleichgültig.

Aber ein Funke herrischer Lust blitzte in ihrem Augenwinkel.

Wir kamen. Sie setzte fast teilnahmslos ihren Weg fort.

Was gab es hier?

Der Kaid selbst leitete die Untersuchung.

Das Ergebnis war: Vor drei Jahren (also als das Mädchen erst sieben Jahre alt war) hatte der hier gemarterte Bursche das Kind des ärmsten Schusters beschimpft. Das Kind hatte nichts gesagt. Es hatte weder mit dem Vater noch mit der Mutter darüber gesprochen. Aber es hatte Freundschaft mit älteren Buben geschlossen. Das kleine Mädchen hatte dann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gestohlen, um Geschenke für diese Burschen zu gewinnen. Es hatte die Mutter und den Vater in den Verdacht des Diebstahls gebracht. Es hatte deren Freundschaft mit den Nachbarn zerstört. Nur um die beiden Burschen zu dienenden Sklaven zu machen.

Sie hatte mit den Burschen eine genaue Vereinbarung getroffen.

Wie diese beiden den kleinen verhaßten Sünder just in dem Augenblick blutig zu schlagen hätten, wenn sie mit dem Wasserkruge vom Brunnen an jener Stelle vorbeikomme.

Genau zu dieser Stunde — sonst gelte der Vertrag nicht.

Und Blut müsse fließen.

Und er müsse wimmern — sie wolle es hören.

Nachher stand das Kind vor der Versammlung der Alten. Sie war nicht demütig, nicht anmaßend. Sie antwortete klar und unbefangen auf alle Fragen. Sie leugnete nichts, gar nichts. Sie war nicht stolz, aber selbstbewußt. Sie zeigte keine Spur von Reue. — Wieso Reue?

Sie mußte doch den Schimpf rächen!

Sie sprach wegwerfend von allen Burschen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch von den beiden Helfershelfern — denn diese beiden hatten ihren Dienst ja verrichtet.

Sie brauchte sie nicht mehr.

Die beiden Burschen aber erzählten, wie das Mädchen ihnen vorher geschmeichelt und mit ihnen getändelt habe.

Natürlich! Sie hatte sie ja gebraucht, um den Schimpf zu rächen!

Sie hatte den Ruf der Eltern geschändet. Warum nicht? Sie mußte sich ja rächen.

Und die Rache war erfüllt.

Als die Sitzung geschlossen war, stand der Vater des Kindes demütig und mit gesenktem Haupte im Hintergrund. Die Mutter aber führte das Mädchen stolz erhobenen Hauptes hinaus. Draußen gellten nun die Jubelrufe der versammelten Weiber Mutter und Tochter zum Empfang entgegen. Der trillernde Zug begleitete sie heim. Mutter und Tochter empfingen reiche Geschenke. Von allen Seiten. Bis in die Nacht hinein drang der Laut des Kreischens und Lachens aus dem Hause des armen Schusters zu meinem Hofe herüber.

Der bewußte Genuß der Erfüllung des Hasses, der ein Symptom des Weiblichen ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Denn das Männliche bildet nach außen, bäumt sich auf und schleudert daher im Zorne allen Unmut mit einem Wurfe hinweg.

Das Weibliche aber bildet nach innen, verschließt den Gram bis zur Stunde der Rache und will diese dann erfüllt sehen. So aber verhält es sich mit allem und jedem. Ich sah diese kleinen Mädchen der Hamiten im Alter der Reife. Ich sah, wie sie umhergingen wie die unnahbaren Königinnen, und wie sie aus ihrer unnahbaren Herbheit heraus mit einer schönen Handbewegung, mit gelegentlichem Entblößen eines entzückenden Knies, einem ganz kurzen Blick oder einem halb spöttischen, halb verheißungsvollen Zucken um die Lippen wie Flammen aufflackerten, die die Burschen anlocken. Ich fing manchen Blick auf, der über die Reihen der Burschen hinflog und in aller seiner Flüchtigkeit doch verriet, wie in diesen klugen Köpfen abgeschätzt und gewählt wurde — habe es erlebt, wie eine zauderte und zögerte, abwog und absonderte, bis ihre Wahl auf den gefallen war, der ihr der werteste war — der ihr Gewähr für Erfüllung ihrer Wünsche bot.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Den sie dann zum Gatten wählte.

Denn im Zustande der Vorherrschaft des Weiblichen wählt die Frau den Mann.

Der Mann aber zieht aus seinem Klan fort in den der Gattin.

Keinen seiner Wünsche erfüllt sie, ehe er nicht ihr Gatte ist. Auf daß er ihrer Herrschaft nicht entschlüpfe.

Und jede Erfüllung gewährt sie wie eine Gnade, ohne je die Fülle ihres Glückes zu verraten. Auf daß seine Sehnsucht — die große, schöne Schwäche des Mannes — nicht eines Tages ganz erfüllt werde, so daß er ihrer überdrüssig werden und die Dienstherrschaft aufgeben könnte.

Schön ist sie in der Blüte des Lebens. Unendlicher Liebreiz strahlt aus dem Glück gewonnener und genießender Frauenschaft. Gern und reich schmückt sie sich, und alles dient dazu, die Schönheit zu erhöhen und hervorzuheben.

Auch das eigene Kind.

Das Kind wird geziert.

Es lernt vom ersten Tage an, Schmuck der Mutter zu sein. Vor Männern reicht die sonst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

reich Bekleidete dem Kinde die Brust — denn sie ist geformt wie nach griechischem Muster. — Vor allen Leuten kost sie das Kind — denn das gibt ein schönes Bild. — Sie schmückt das Kind, denn das hebt die eigne Ansehnlichkeit.

Später aber, wenn es eigenen Hausstand hat — ja, schon wenn es allzu groß heranwächst —, dann will sie es nicht mehr um sich sehen; denn große Kinder haben heißt runzlig und häßlich werden, heißt die Augen der Umwelt auf das ergrauende Mutterhaar lenken.

Das Kind wurde zur Außenwelt. Es gilt ihrem Innenleben nichts mehr. Neues Bedürfnis zur Erfülltheit steigt im Innern der Alternden, der angehenden Greisin, der berüchtigten „Setut" auf: das Bedürfnis zu herrschen und jedes fremde Glück, das sie nun nicht mehr genießen kann, zu zerstören.

Setut heißt Greisin, Zauberin, Hexe!

Mit der Setut bildet sich unter schlaffen Brüsten satanische Lust. Denn:

Das Männliche bildet nach außen und schweift mit ewiger Sehnsucht ins Weite, in das Land jenseits des Horizontes — in die lichte Welt des Himmels — in die Dunkelheit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Tiefe der Erde — zu den Altvordern und zu den Nachkommenden.

Das Weibliche aber bildet nach innen und versenkt alles von außen Kommende in die Enge des Innern, in der es gestaltet und formt, so daß alles, was im Großen der Umwelt lebt, in seinem Innern zum Spiegelbild eigener Zeitlichkeit wird — in der Kindheit also zum Spiel — in der Reife des Lebens zur Schönheit — im Alter aber zum Verdorrenden, Grotesken und Häßlichen.

Nie aber sehnt sich das Weibliche zum Schweifen in das Weite.

Nur das im Innern Lebendige, ins Innere Aufgenommene kennt und fühlt es.

Es fürchtet das Fremde, das Unbegreifliche, das Nichterfaßbare.

Es haßt die düstere Macht der dunklen Erde.

Es haßt die Verstorbenen. Die schweifenden Seelen der Verstorbenen fürchtet es. Dem Weiblichen ist das Gespenst, was dem Männlichen als schwebende Seele zeitlich Herrlichstes und Verehrungswürdigstes ist.

Nur das Faßbare gilt dem Weiblichen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Faßbare wird zum Angewandten.

Die Anwendung wird zur Zauberei.

Die Setut wird Zauberin.

Eine Zauberin, die zerstört.

Das Glück des Nächsten — das Glück der Gemeinde — das Glück, wo und wie es auftaucht*).

Der im Kinde schon aufzüngelnde Haß wird zur rächenden Glut, die das Wesen des Weibes bis zur höchsten Lust erfüllt.

Das ist die letzte Erfüllung vor dem Tode jenes Weibes, das das Weibliche in höchster Potenz und Reinheit unter den Hamiten Afrikas bietet.

Das Weibliche aber wurde in seiner Abwandlung zum Schöpfer eines ganz großen Phänomens.

---

*) Eine sehr klare Anschauung sudanischer Völker über diese Art von alten Frauen ist in der Erzählung „Der Untergang“ geboten.

4. — und Mannestat.

Das Dienen des Mannes ist hier Erfüllung des Weibes.

Wie bei den Aethiopen die Dienstbarkeit des Weibes zur Erfüllung der Sehnsucht des Mannes wird.

Alle Erfüllung des Weiblichen führt aber zur Gestaltung.

Also gestaltet das Weib den Dienst des Mannes.

Zum eigenen Schmuck. Denn:

Alles Tiefe stammt wohl vom Manne, alles Schöne aber vom Weibe. Denn das Weib schmückt sich nicht nur selbst, um die Empfindung der eigenen Schönheit zu heben. Das schöne Weib verschönt alles, was seiner Schönheit naht. Das schöne Weib des Hamiten schmückt sich mit einem Manne, wie es sich später mit dem Kinde schmückt.

Und das schöne Weib hat Geschmack.

Es weiß, daß der Schmuck, den ihm der Gatte als Mann bieten kann, nicht etwa besonders in seinem schönen Aeußern liegt. Das Weib weiß das. Denn alles Maß und alle Wertung stammt ursprünglich vom Weibe. Das Weib schuf Maß, Wert und Superlativ. Denn im Prinzip des Weiblichen liegt urtümlich die Wahl.

Das Weib wählt den Mann, wie unter der Vorherrschaft des Mannes der Mann das Weib erkiest. Das Weib erfühlt von Anfang an Art und Bedeutung des Seelischen wie des Geistigen im Manne — natürlicher und mit feinerem Tastsinn als alle seines Geschlechtes. Das Weib erfühlt es und erprobt es, es hantiert es und gestaltet es.

Es stellt die Freier auf die Probe.

„Geh' hin und schlage jenen tot." — „Geh' hin und fang mir jenes wilde Tier." — „Geh' hin und gewinne dir Reichtum!" Bei den Hamiten wie bei allen Völkern, die in die Nähe des Machtbereiches der weiblichen Vorherrschaft kamen. Wenn in unseren Ländern ein junges Mädchen in Gegenwart eines jungen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mannes zehnmal das Garnknäuel fallen, es ihn wieder aufnehmen läßt und damit seine Geduld erprobt — wenn es den Jüngling hierhin und dorthin schickt — wenn es Launen über Launen zeigt — meint ihr, daß das etwas anderes ist als letztes, ausklingendes Spiel jenes urweiblichen Abmessens, Ausprobens und Abwägens, durch das das Weibliche dermaleinst die Mannestat gestaltete?

Ja, die Mannestat.

Geschaffen durch das Weib.

Wie das noch erkennbar ist aus dem Wesen und Gebaren des hamitischen Weibes.

Viele von diesen Stämmen und Völkern erzählen eine Mythe aus uralter Zeit, derzufolge sich dermaleinst kein Weib einem Manne hingegeben habe, der nicht wenigstens einem Feind im Kampfe das Leben genommen habe. Bei anderen galten die Glieder, die Männer den Feinden abgeschlagen hatten, als höchster Schmuck, den deren Weiber in der Oeffentlichkeit prunkend zur Schau trugen.

Im westlichen Sudan, in Jako zwischen Uahiguja und Wagadugu, trug mir einmal ein Fulbemädchen eine Schale Milch zu. Das

Mädchen war sehr schön und in voller Blüte. Ich fragte es, warum es noch nicht verheiratet sei.

Es antwortete: „Die Fulbe in Jako haben alle große Ohren und plumpe Hände; zumeist sind sie außerdem schwarz. Ich nehme nur einen echten Fulbe zum Manne."

Ich fragte: „Weshalb dieses?"

Es antwortete: „Die Schwarzen sind stark nur auf Befehl. Die Hellen sind es aus ihrer Art heraus."

Ich fragte: „Und sind keine Hellen, die dir anstehen, in der Nähe und für dich erreichbar?"

Es antwortete: „Ich war im vorigen Jahre im Lande Djilgodi. Dort sind gute Fulbe, und einer von ihnen wird das Gebot erfüllen."

Ich fragte: „Welches Gebot?"

Es antwortete: „Ich sagte ihnen, daß ich nur den zum Manne nehmen würde, der den Habe (dunkle Heidenstämme des Gebirges) zwanzig Rinder abzunehmen imstande sei."

Ich fragte: „Meinst du, daß das einer der Burschen unternehmen würde?"

Es antwortete: „Es sind sieben Burschen. Drei von ihnen sind im Kampf getötet, einer

ist mit einem Arm zurückgekehrt, zwei von ihnen sind Zauderer, aber dem siebenten wird es wohl gelingen, vielleicht im kommenden Jahr, vielleicht in dem darauffolgenden."

Ich fragte: „Und wenn auch der siebente getötet wird?"

Es lachte und sagte: „Du kennst ihn nicht. Sonst würdest du nicht so fragen. Er wird mein Mann werden."

So aber sind diese Weiber alle, soweit der Islam nicht ihrem unbändigen Erfüllungsdrang Grenzen gesetzt hat und — soweit die Natur sie vollkommen schuf. Denn nur das vollkommene und reizvolle Weib hat bei den Hamiten die Gewalt über Männer und leitet deren Geschicke.

Unter solcher Leitung nun vollbrachten die Männer prachtvolle Taten, die in großen Gesängen gefaßt und so dem Gedächtnis der Völker bewahrt wurden. Im Bande VI meiner Atlantis-Ausgabe wurde eine Reihe derselben veröffentlicht. Als vom Norden, vom Mittelmeer her, die syrtische Kultur in diesen Ländern Einzug hielt, als die wilde Barbarei ursprünglicher Frauenherrschaft durch edle

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und klassische Weitengefühle gesegnet wurde, da entwickelte sich aus dem wilden Waldbusch ein Rosengeblüte vollkommener Schönheit: ein Rittertum, wie es Orient und Europa nicht vollendeter gezeitigt haben.

Wahrer Adel entfaltete sich.

Hohe Ehre ward höchstes Gut.

Mit Schwertschlag und Speerwurf, in Zweikampf und Todesverachtung stieg im Leben dieser Völker eine Seelengröße auf, deren Dimensionen und Konturen eine der gewaltigsten Kulturbildungen erkennen lassen, die uns Europäern, von woher es auch sei, bekannt geworden sind.

Solches ward das Werk des Weibes.

Wie wir es aus den Epen klar erkennen können.

Diese Zeit ist verklungen.

Aber das hamitische Weib blieb das gleiche.

Das wird euch jeder Eingeborene sagen. Dazu aber erzählt ein jeder dort drüben folgendes Beispiel:

Saida ist ein schönes junges Weib. Es ist mit Jussuf nach islamischem Ritus getraut, ward als Jungfrau sein Weib, gebar ihm zwei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kinder und blieb ihm keusch. Und hat bis dato keine andere Frau oder noch weniger ein Mann an ihr anderes gespürt als nur Glück über das ihr gewordene Los. Saida ist voll glücklich. Jussuf ist ein starker, kühner, listiger Mann. Er gilt als bester Mann im Zeltlager. Was sollte sie mehr wünschen?

Eines Tages steht Saida am Brunnen; just will sie den gefüllten Krug aufheben. Bukari, ein Bursche, der lange in der Ferne war und just ins Lager zurückkehrte, kommt vorüber. Sein Auge fällt auf Saida. Er bleibt stehen und heftet sein schwarzes Auge auf sie. Bukari spricht: „Laß uns das Lager teilen." Saida blickt ihn nur spöttisch an. Bukari faltet die Stirn. Er sagt: „Ich werde bei dir schlafen." Noch ein fester Blick, und Bukari ist auch schon um die nächste Hecke verschwunden. — Saida geht heim. Glaubt ihr, daß Saida mit ihrem Manne hierüber sprechen wird?

Sie wird es nicht tun.

Saida will abwarten, was geschieht.

Am andern Tage ist Saida wieder am Brunnen. Bukari kommt des Weges. Saida geht nicht. Bukari tritt zu ihr und fragt: „Hast du

es dir überlegt?“ Saidas Antlitz wird von flammendem Zorn übergossen. Bukari blickt sie ernst und gelassen an. Bukari sagt: „Du bist schön. Ich liebe dich. Ich werde bei dir schlafen.“ Er wendet sich und geht. — Auch Saida geht. Glaubt ihr, daß Saida in ihrem Innern erwägt, ob sie dies Ereignis nicht ihrem Manne mitteilen müsse?

Durchaus nicht.

Saida bebt in Erwartung des weiteren.

Am dritten Tage geht Saida wie alltäglich zum Brunnen. Bukari ist schon dort. Bukari kauert am Boden und läßt Sand und Steine durch die Finger rinnen. Er ist in das Spiel vertieft. Erst als Saida den Krug gefüllt hat, blickt er auf, erhebt er sich. Er tritt vor Saida. Ganz dicht heran. Sie richtet sich hoch auf. Ihre Seele bäumt sich. Bukari sagt: „Du hast meine Worte von gestern im Herzen behalten.“ Saida wird zornig: „Ich werde sie meinem Manne wiederholen.“ Bukari lächelt: „Saida, du bist schön!“ Er wird ernst: „Heute nacht werde ich bei dir schlafen.“ Bukari geht. — Saida geht. Glaubt ihr, daß Saida nun endlich einen Entschluß faßt?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Heute, wo sich das große Ereignis in ihrem Leben abspielen muß?

Muß! Muß! Muß!

Ein Ereignis voll Blut und Grauen!

Denn das Zelt ist eng. Die Lager der Gatten sind nur durch eine stützende Stange von einander getrennt. Mit ihrer Hand kann sie jederzeit Jussufs Arm berühren. Und dann? Jedes laute Geräusch weckt Jussuf.

Und dann?

Aber nein!

Saida wird ihrem Jussuf, ihrem geliebten Gatten, dem Vater ihrer Kinder nichts sagen.

Saida wartet.

Bis zum Abend, bis zur Nacht.

Wartend liegt sie dann auf dem Lager — neben Jussuf.

Und wenn Jussuf an diesem Abend sich ihr fordernd nähern wird, wird sie sich ihm verweigern; weil sie Kopfschmerzen habe, wird sie sagen; in Wahrheit, weil sie wartet.

Um Mitternacht aber, wenn alle Bewohner des Zeltlagers im tiefsten Schlafe liegen, wird sich ganz langsam und lautlos am Boden,

neben dem Lager Saidas, die Zeltbahn heben. Von ihrem Lager aus wird Saida im Sternenschein den Kopf Bukaris sehen — Bukaris Kopf, der zwischen den Zähnen das Dolchmesser hält.

Saidas Herz wird klopfen.

Saida wird voller Angst den Atem anhalten.

Aber Saida wird schweigen.

Schweigend wird sie Bukari dann das gewähren, was sie dem Gatten verweigerte.

Heute.

Und wann er es fordert.

Wenn Bukari sagt: „Komm heute zu jenem Felsen."

Oder: „Lagere unter jenem Busch."

Sie wird folgen und willig sein.

Wie eine Hündin.

Denn Bukari hat sich als siegesstark erwiesen. Er gilt Saida für listiger, kühner, stärker als Jussuf, der Gatte. Er hat ihretwegen das Leben gewagt.

Bukari ist der Mann der Tat, die aus ihrer, Saidas Schönheit und Reiz entsproß. Sie fühlt sich als Mutter der Tat und dient gern dem Schöpfer ihres Werkes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Tat aber, im Manne durch kunstvolle Gestaltung des Weibes entsprossen, ist das zweite der großen Phänomene aller menschlichen Kultur.

Von der Erziehung zur Mannestat berichtet zum Beispiel die folgende Prosalegende der Menschen der Sahel, des Gebietes, das zwischen der Sahara, dem Lande der Höchstentwicklung des Weiblichen, und dem Sudan, dem Lande der Entwicklung des Männlichen, gelegen ist.

5. Die Vereinigung zur Harmonie.

Es hat eine Periode in der Entwicklung der menschlichen Kultur gegeben, in der nach klar erkennbaren Räumen hier das Männliche, da das Weibliche zur Vorherrschaft gelangte und damit der Art des Gemeinschaftslebens der Stempel aufgedrückt wurde. So entstand eine Scheide zwischen den „patriarchalischen" Aethiopen und den „matriarchalischen" Hamiten.

Bei den einen gediehen Demut, Pietät und Arbeit. Es sind noch heute die tief Religiösen. Sie liebten und lieben die Scholle, und nicht selten ist es, daß ihr Herz bricht, wenn sie weggeschleppt werden. Denn sie sind seelisch verschmolzen mit der Heimat. Als einzelne sind sie stark, als Menge aber schwach. Die allzuenge Verbindung mit dem kleinen Heim verhindert das Aufkeimen eines Gefühles für ein unbekanntes Umfassendes, für den zweck-

haften Sinn eines Sichzusammenschließens. Es sind ins Zeitliche vertiefte Bauernseelen, die zurückrinnen in verblaßte Altvordernschaft, aber unfähig sind, räumlich und seitwärts über die Grenzen ihrer Talsenkung hinauszudenken. Im Zorn brausen sie auf und verpuffen stets allsogleich ihre seelische Erregung. Aber sie lachen gern und ihre gemütvolle Seele dringt oft vor zu weinendem und lachendem Humor. — Derart also sind sie reich im Innern und schwach nach außen.

Die anderen dagegen, die Matriarchalen, sind ständig tatendurstig. Sie schweifen über weite Gebiete, soweit ihnen nicht eine stärkere Macht Halt gebietet. Sie betten ihr Haupt heute hier und morgen da, verachten die Arbeit der Bauern und hungern lieber, als daß sie die Ungebundenheit der Beweglichkeit aufgeben. Nie haften sie an der Scholle, und so wächst ihrer Seele kein tieferer Sinn für Zeitliches, also die Einheit des Gegenwärtigen und des Vergangenen. Also bleibt ihnen auch der Sinn des Zukünftigen verschlossen. Demnach sind sie irreligiös von ganzer Seele. Ihre Seele kennt nur den Raum, die Ausdehnung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie verbinden sich gern mit andern um dieses Dranges nach räumlicher Weite und Macht willen. Es sind die Menschen der Tat und des Willens, der Abenteuer und des Erfolges; es sind die Menschen des Ruhmes und der Ehre, der sie alles opfern; auch das Leben. Ihre feindlichen und zornigen Empfindungen speichern sie auf bis zur Stunde der Rache. Es sind die großen Hasser. Der Haß wird ihnen zum Mittel, Nationen zu bilden und die vereinigte Kraft der Nation zur Erfüllung ihrer Begierden zu verwenden.

Zweck und Würde kennzeichnen ihre Handlungen. Irreligiosität, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Stolz, Würde machen es ihnen unmöglich, die Menschenliebe zu verstehen. Der Humor fehlt ihnen. So also sind sie stark in allem Aeußeren, arm aber im Innern.

Seht, derartig gewaltige Gegensätze vermochte die Kultur unter den Völkern zu bilden, indem hier das Männliche, dort das Weibliche die Oberhand gewann.

Zur Ausbildung des Gegensätzlichen bis zur Vollendung des einzelnen;

auf daß das voll ausgebildete Gegensätz-

liche, im Gegensatz groß und bedeutend gewordene Niedere sich dann vereine;

und aus solcher Vereinigung des Niederen dann neues Höheres emporsteige!

Denn das einseitig Schwache und Reiche und das einseitig Starke und Arme sind jedes für sich allein armes Erdreich für höhere Kultur. Wenn der Wind der Leidenschaften aber das Starke und Arme gleich einem Blätterregen über das Land der Schwachen und Reichen ausgestreut hat und es hier verrottet — wenn also die Stolzen, Uebermütigen, Ehrgeizigen, Tatendurstigen über die Länder der Arbeitsamen, Schollegebundenen, Pietätvollen, Gemütsreichen hereingebrochen und sie dann nach einer geraumen Zeit mit jenen verschmolzen sind —, dann ist in der Mischung ein Erdreich entstanden, das fruchtbar genug ist, den Samen höherer Kultur bis zur vollen Reife auszutragen.

Das Wesen der Kulturen zwischen nördlichen Trägern eines vorherrschend Weiblichen und südlichen Begabten von vorherrschend Männlichem verstehen wir so und nur so; das aber, was sich dann im Grenzgebiet zwischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nördlichem und Südlichem, in Sahel und Sudan ausgebildet hat, auch nicht anders.

Fruchtbarer Same fiel in fruchtbares Land.

Vom Norden fiel in diese gute Ackerkrume das, was wir „syrthische Kultur" nennen. Ein triebfähiger Same. In frühlingshaft keimgünstiger Periode. Er fiel in das Gebiet der Sahel. Leidenschaftlich hochmütiger Sinn hatte das bauernhaft demütige und pietätvolle Leben gedüngt. Gute Krume war solches Menschentum. Die Saat ging auf.

Da entstand aus plumpem, sehnsuchtsschwangerem Bauerntum und räuberisch tatendurstigem Abenteurersinn die herrliche Blume hochsinniger Ritterschaft und edlen Herrengeistes.

Von Osten aber führte das Geschick in das fruchtbare Land die „erythräische Kultur". Ein keimstarkes Saatgut. Weithin fiel es über die ausgedehnten Flächen des Sudan.

Hier aber wurde aus tiefer, aber einengender Liebe zur Scholle, aus Hingabe und Arbeitsamkeit einerseits und aus Herrschsucht, Drang zur Gestaltung und Nationalismus die hohe Idee hierarchischen Staatswesens.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aus Niederem steigt hohe Kultur auf.

Schwerterklirren, Minnedienst, Ritterschaft.

Hofhaltung, Bürgertum, Staatsgröße.

Der grobe Trieb, die blinde Sehnsucht führen zu reinen und großen Formen. Weite verschmilzt sich mit Tiefe. Die Menschen der Sehnsucht schweifen aus dem Zeitlichen heraus ins Räumliche. Die Menschen der Erfüllung begrenzen das Räumliche durch den Gewinn zeitlicher Vertiefung. Denn in niederer Kultur herrscht entweder das Zeitliche und Männliche oder aber das Räumliche und Weibliche vor; in der hohen Kultur aber bietet das eine dem andern Ergänzung und führt derart zur Harmonie, zum Stil.

Stil wird entscheidend.

Handwerk und Kunstgewerbe entfalten sich.

Aus Sitte wird Recht.

Aus Gemeinschaft Staat.

Aus Schmerz und Freude Dichtung.

Aus Verkehr Markt und Handel.

Handel und Gewerbe führen zum Wohlstand.

Aus Wohlstand und annehmlichem Ueberfluß, aus Fernsicht und Geborgensein im Rechtsschutz, aus gepflegter Umgebung und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Haushaltung aber erblüht dann liebenswürdige und freundliche Menschheit —

wie ich sie noch im Sudan traf.

Erblüht das menschliche Glück. —

Einmal ritt ich zur Erfrischung aus Bida, der großen Hauptstadt Nupes, heraus auf die Landstraße. Neben mir Djeberi, der gute Vermittler. Vor uns trottete ein Reiter. Wir holten ihn bald ein und wechselten den Gruß. Dann plauderten wir miteinander. Es war ein Großbauer aus einem nahegelegenen Dorfe. Als wir dort angelangt waren, lud er uns ein, abzusteigen und seinem Heim die Ehre des Besuchs zu gewähren.

Ein sehr großes Gehöft. Eine gute Anzahl Rindvieh. Einige brauchbare Pferde. Mehrere Weiber beim Kornmahlen, Fruchtstampfen, an Kochtöpfen und beim Waschen am Brunnen. Dazwischen eine Schar von Kindern, einige Ziegen, Schafe und Hunde. Allerorts Plappern und Lachen.

Bei unserem Eintritt verlöscht das Lachen. Einige weibliche Personen enthuschen geschwind. Auch ein kleines Mädchen, und das stolpert in der Eile über einen Napf und

schlägt der Länge nach hin. Nun lacht es von allen Seiten. Unser freundlicher Wirt und Führer am meisten. Er schüttelt sich und hält mit den Händen den feisten Wanst. Von der Mitte des Hofes her schreitet würdig eine ältere Frau. Sie läßt sich zum Gruß auf die Knie nieder. Es ist die Herrin des Hauses.

Dann sitzen wir im Torhaus auf einer Matte. Unser Wirt erzählt von vergangenen Zeiten. Vom großen Krieg mit den Fulbe. Vom goldenen Zeitalter Egedis, des mythenbekränzten Fürsten. Vom Frieden dieser Zeit; vom gedeihenden Handel und Wandel; vom Segen des Friedens, den die englische Vorherrschaft mit sich brachte.

Die Frau kommt dann mit Dienerinnen, die ein gutes Frühstück und starkes Sorghumbier vor uns hinsetzen.

Wir speisen.

Inzwischen belebt sich wieder der Hof, und nun plappert und kichert, lacht und räsoniert es wieder ungestört durch die Fremdlinge, wie in einem Spatzenhaus.

Da muß ich vergleichen. Und ich denke an Europa und seine Maschinen, an Hast und Un-

rast, an all die Roheiten des Körpers und der Seele, von denen hier nirgends und nichts ist, an den Wettkampf und den Ehrgeiz — ach, an all das Schreckliche des Heimatlandes; meine Stirn bewölkt sich; ich verstumme.

Unser Wirt harrt eine Weile.

Dann legt sich seine Hand auf meine Knie.

„War die Speise schlecht? — Taugt das Bier nicht? — Habe ich etwas versäumt?"

„Nicht doch!"

Wiederum eine Weile des Schweigens. Ich fühle, daß unser freundlicher Wirt anderes als dies erwarten kann. Ich frage ihn:

„Sage mir doch einmal, ob du jemals einen Wunsch gehabt hast, der dir nicht erfüllt ist."

Der andere sieht mich erstaunt an.

„Einen Wunsch, der mir nicht erfüllt ist? — Welcher Art sollte er sein? — Meine Frauen sind gut, ordentlich und fleißig. Meine Kinder sind gesund. Mein Gehöft ist in Ordnung. Ich bin nicht arm. Welchen Wunsch sollte ich noch haben? — Herr, ich verstehe dich nicht!"

Seht ihr, das ist es, was ich als reinen Stil der Harmonie in den hohen Kulturen Afrikas bezeichne.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hätte ich damals dem Sultan von Nupe die gleiche Frage vorgelegt, er hätte mir gleiches geantwortet.

Der ärmste Mann und Bettler Nupes hätte mir nichts anderes gesagt.

Vielleicht eine kleine Bettelei — wohl ja —, aber sonst: Lebensstellung ist Geschick und durch keinen Wunsch zu ändern. In jedem Lebenslauf aber ist einfache Naturnotwendigkeit mit der Fähigkeit verbunden, ihn abzuspinnen und doch glücklich zu sein.

Das ist aber Ausdruck jener Harmonie aus der natürlichen Vereinigung, von der ich oben sprach.

Die Menschen selbst wissen ja nichts von ihrem Werden. Daß sie aber in all ihrer natürlichen Naivität im Wesen der einzelnen wie in Gemeinschaften Zeugnis ablegen von der gewaltigen Entelechie des All, das läßt sie uns erkennen als unbewußte Träger höchster Begnadung zum Aufbau der Kultur vom unbekannten Anfang an bis zu einer unerkennbaren Höhe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

6. Leidenschaft.

(Mussas Dankbarkeit)*).

Ein Mann namens Mussa war außerordentlich wohlhabend und genoß wegen seines Reichtums einen Namen, der war weithin über das Land bekannt. Es gab weit umher niemand, der so viele Herden und Sklaven und so großen Einfluß im Lande besaß wie dieser Mussa. Dieser Mussa war zudem über alle Maßen stark. Wenn er in die Wüste zur Jagd ritt und einer Hyäne, einem Löwen oder sonst einem wilden Tier begegnete, pflegte er vom Pferd zu springen und das Tier mit den Händen anzugreifen. Er überwand dann das Tier, band es und brachte es mit nach Hause. Daheim aber ließ er es in seiner Seriba in einem Verschlag frei und gab ihm zu fressen. Zuletzt hatte er so viele Tiere der Wüste in seinem Hause, daß die Leute des Ortes, in dem er wohnte, sich vor ihm zu

*) Bagara in Kordofan.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fürchten begannen, und daß sie zuguterletzt zu ihm kamen und ihm sagten: „Unser Freund Mussa, du bist zwar sehr reich und stark, du bist zwar reicher und stärker als wir alle, du hast aber nun so viele wilde Tiere in deiner Seriba, daß wir uns vor dir fürchten und dich bitten, einen anderen Platz aufzusuchen und an einem anderen Platz deine Seriba mit den wilden Tieren aufzuschlagen.“ Darauf machte sich Mussa auf, bepackte seine Kamele, Ochsen und Pferde und zog an einen fernen Ort in der Wüste. Mussa hatte aber sieben Söhne, die liebte er sehr, und diese halfen ihm bei dem Zuge in die Wüste.

Als Mussa seine Seriba aufgeschlagen hatte, ließ er eines Tages sein Pferd satteln, ergriff seine Lanze und sagte: „Meine sieben Söhne, ich ziehe fort zur Jagd; bewacht ihr die Seriba.“ Dann ritt er fort. Als er aber noch nicht lange fortgeritten war, kamen Räuber, schlichen sich an die Seriba, drangen hinein, schlugen die sieben Söhne Mussas tot und trieben alles Vieh von dannen, so daß nichts mehr davon dort blieb und daß, als Mussa endlich von der Jagd heimkam, das Lager schweigend

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dalag. Mussa war über die Stille sehr erstaunt und sagte: „Ich höre kein Pferd, keinen Esel, kein Kamel, kein Rindvieh, keine Schafe, keine Ziegen und keinen meiner Söhne.“ Mussa band sein Pferd draußen an einen Pfahl und ging in seine Seriba. Mussa ging in die Seriba und fand alle Viehhürden leer. Mussa traf auf die Leichen seiner Söhne. Mussa war in großer Wut. Er rief den Namen seiner ersten Frau. Seine erste Frau, die gerade schwanger war, hatte sich aber in ihrer Hütte versteckt und kauerte da am Boden. Sie wagte nicht zu antworten. Mussa rief wieder den Namen seiner ersten Frau, und als sie nicht antwortete, stieß er in noch wachsender Wut seine Lanze durch die Wand.

Das Weib schrie innen auf. Die Lanze hatte ihren Leib getroffen und das Kind in ihrem Leib getötet. Die Frau und das Kind starben just, als Mussa hereintrat. In ihrer Todesangst schleuderte die Frau aber ein Holzscheit nach dem Eintretenden; denn sie erkannte Mussa nicht mehr. Das Holzscheit traf Mussa am Kopfe und zerstörte ihm ein Auge. Mussa trat zurück und ging zu dem Hause seiner zweiten Frau. Er traf sie; er rief sie. Er wollte mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seiner zweiten Frau den Platz verlassen und ging zum Eingang der Seriba, an dem er sein Pferd draußen angebunden hatte.

Inzwischen hatte sich aber ein Löwe, angelockt durch den Blutgeruch der getöteten Söhne, an die Seriba herangeschlichen. Er kam zu dem Pferd. Er sprang auf das Pferd und tötete es. Mussa kam gerade in diesem Augenblick. Mussa rannte mit seiner Frau so schnell er konnte von dannen. Er stieg mit seiner Frau auf einen Baum. Der Löwe packte aber die Frau am Bein, riß sie herab und tötete sie. Dann fraß der Löwe unten die Frau, während Mussa oben in den Zweigen hockte. Die ganze Nacht blieb der Löwe unter dem Baum, und erst am anderen Morgen konnte Mussa herabsteigen und weiterwandern. Als Mussa weiterging, besaß er nichts mehr als die zerrissenen Kleider, die er auf dem Leibe hatte.

Mussa ging weiter. Er kam an eine Elefantenfallgrube (kol scharak). Da sie mit Zweigen bedeckt war, auf die er trat, stürzte er hinab. Nachdem Mussa einige Zeit auf dem Boden der Elefantenfallgrube gelegen hatte, kamen Elefanten des Weges, und ein Elefant stürzte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

herab und fiel so auf Mussa, daß Mussa nicht mehr imstande war, sich zu bewegen. So lag Mussa die ganze Nacht. Am anderen Morgen kamen aber die Leute, die die Fallgrube angelegt hatten, und sahen den Elefanten unten liegen. Darauf stiegen sie herab, schnitten den Elefanten auf und nahmen die Fleischstücke heraus. Als sie aber das letzte hinauftrugen, fanden sie einen Mann. Sie zogen den Mann unter dem Fell des Elefanten hervor und brachten ihn nach oben aus der Grube. Als sie nun im Lichte der Sonne den Mann, den sie in seinen Lumpen und von oben bis unten beschmutzt, zerstoßen, zerfetzt durch Wurzeln und Steine, mit einem ausgeschlagenen Auge und verwundeten Gliedern vor sich stehen sahen, riefen sie: „Ist das nicht Mussa? Ist das nicht der reiche und starke und glückliche Mussa?‘ Einige Leute sagten: „Seht, wie elend er geworden ist!“ Ein Mann sagte: „Dieser Mussa hat mir einmal einen Verwandten getötet. Damals war Mussa reich, und ich konnte ihm nichts anhaben. Jetzt aber, wo er arm und elend ist, will ich ihn wieder töten. Ihr andern! Gebt mir den Mussa als Gefangenen!“ Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

anderen Männer aber wandten sich ab und sagten: „Nimm deinen Gefangenen! Wir werden dich in keiner Weise hindern.“

So ward Mussa zum Sklaven.

Der Mann nahm Mussa mit sich heim. Daheim legte er ihm Ketten an und fesselte einen seiner Füße mit Eisenringen an den Fuß eines anderen Gefangenen. Der Mann sagte zu Mussa: „Heute sollst du noch als Kettensklave leben; morgen aber werde ich dich töten.“ Als es Nacht war, sagte der andere Gefangene zu Mussa: „Komm und flieh mit mir!“ Mussa sagte: „Nein, ich bin noch nie geflohen. Ich fliehe nicht!“ Der andere Gefangene sagte: „Ich kann, da ich mit dem Fuß an dich gefesselt bin, nicht fliehen. Also flieh mit mir!“ Mussa sagte: „Nein, ich fliehe nicht. Was soll mir daran liegen zu leben, nachdem ich geflohen bin?“ Da sagte der andere Gefangene nichts mehr.

Als Mussa aber eingeschlafen war, fiel der andere Gefangene über ihn her, band ihm die Hände zusammen und verstopfte ihm den Mund, damit er nicht schreien konnte. Mussa war aber so schwach geworden durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Blutverlust, Hunger und Durst, daß er sich nicht zu wehren vermochte. Dann nahm der andere Gefangene Mussa auf und hinkte mit ihm von dannen. Sie waren ein gut Stück so weitergekommen, als eine Löwin mit ihren Jungen durch den Busch kam und auf die aneinandergefesselten Gefangenen zusprang. Sie waren in der Nähe eines Baumes. Der andere Gefangene konnte aber nicht anders hinaufkommen, als indem er Mussa auf die unteren Zweige schob und gleichzeitig mit hinaufklomm. Die Löwin packte aber den anderen Gefangenen und begann Arme und Kopf und Teile vom Körper zu reißen. Zuletzt hatte Mussa nur noch den Fuß des Mitgefangenen fest an sein eigenes Bein geschmiedet neben sich. Die Löwin lief dann aber mit den Jungen fort. Jedes von ihnen trug ein Stück des anderen Gefangenen.

Als Mussa sah, daß er allein war, begann er die Stricke, mit denen der andere Gefangene ihn an den Händen gefesselt hatte, am Baume durchzuschaben. Sobald er aber die Hände befreit hatte, nahm er den Knebel aus dem Munde, stieg von den Baumzweigen, auf die er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gedrängt war, hinab und ging mit dem festgeschmiedeten Fußstumpf des zerrissenen Gefährten von dannen, so weit, bis er zu einem Orte kam, dem ein wohlhabender und angesehener Araber vorstand.

Nun hatte Mussa nichts mehr. Sein ganzes Besitztum war verloren, alle Glieder seiner Familie waren tot. Sein Name war verdorben, und am Fuße hatte er noch den eisernen Ring der Gefangenschaft. Mussa ging zu dem Araber und sagte: „Ich bitte, nimm mich als Wächter und Diener deiner Herden auf. Ich will treu wachen und dir unermüdlich dienen.“ Der Araber sah Mussa. Er kannte Mussa nicht, aber er nahm ihn auf und vertraute ihm seine Herden an. Der Araber sah, daß Mussa seine Pflicht treu und redlich erfüllte und seine Herden sorgsam hütete. Als der Araber das aber sah, rief er Mussa eines Tages zu sich und sprach zu ihm: „Mussa, ich sehe, daß du deiner Arbeit so gut vorstehst, als hättest du früher selbst einmal große Herden besessen.“ Der Araber schwieg. Mussa schwieg aber auch und sagte nichts. Der Araber fuhr fort: „Ich habe zwei mir teure Menschen; der eine ist mein Sohn, der in die

Ferne gezogen ist; der andere ist meine Schwester. Ich will dir meine Schwester zur Frau geben, daß du mit ihr Kinder zeugst." Der Araber gab also Mussa seine Schwester zur Frau, und Mussa nahm sie zu sich und schlief bei ihr, so daß sie bald schwanger war.

Wenige Tage aber nachdem Mussa mit der Schwester des Arabers verheiratet worden war, kehrte in einer dunklen Nacht der Sohn des Arabers aus der Ferne nach dem Orte zurück, an dem sein Vater wohnte. Im Dunkel der Nacht richtete er sich nach dem Geräusch, das draußen im Busch das Vieh verursachte, und er kam bis nahe zu dem Vieh. Da merkte aber Mussa, der Wächter, der den Sohn des Arabers nicht kennen konnte, daß ein fremder Mann auf die Hürden zukam. Mussa hielt den fremden Mann für einen Viehräuber, und deshalb warf er mit der Lanze nach ihm. Der Sohn des Arabers rannte mit der schweren Wunde noch ein Stück weit, dann stürzte er hin und starb.

Am andern Morgen fanden die Bewohner des Ortes den toten Araber. Sie hoben ihn auf und trugen ihn in das Haus des Vaters. Sie sagten zu dem Araber: „Wir bringen dir hier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deinen Sohn, wir haben ihn draußen tot gefunden." Der Araber sagte aber zu den Bewohnern des Ortes: „Das ist nicht wahr! Ihr habt meinen Sohn nicht tot gefunden, sondern ihr habt ihn totgeschlagen!" Die Bewohner des Ortes sagten: „Nein, wir haben nichts derartiges getan. Es muß irgendein anderer getan haben." Die Bewohner des Ortes stritten gegen den Araber. Der Araber wollte zwei Leute aus dem Ort töten. Die Bewohner des Ortes sagten aber: „Töte niemand! Wenn wir auch am Tode deines Sohnes unschuldig sind, so wollen wir doch lieber Sühne zahlen, als daß es zu einem Streit komme. Sage nur, was du verlangst!" Der Araber sagte: „Zahlt mir hundert Kühe!" Die Leute sagten: „Wir wollen dir hundert Kühe zahlen, damit Frieden bleibe!" Der Araber war einverstanden. Die Leute zahlten die hundert Kühe, und der Araber rief Mussa. Mussa kam. Der Araber sagte: „Du Mann meiner Schwester und du Freund! Nimm dein Weib, nimm diese hundert Stück Rindvieh und alles, was ich dir sonst geben kann. Ziehe mit allem andern dann fort von hier, schlage eine eigene Seriba auf und sieh zu, was sonst wird."

Darauf packte Mussa alles zusammen, was er der Freundlichkeit des Arabers verdankte, und zog mit seinem Weibe, das die Schwester des Arabers war, und allem Rindvieh von dannen und baute eine eigene Seriba. Nach einiger Zeit aber gebar seine Frau einen Knaben. Das Vieh Mussas war aber auch fruchtbar, und so vermehrte sich sein Besitz von Tag zu Tag und von Monat zu Monat. Der kleine Sohn, den Mussa von seiner Frau, der Schwester des Arabers, hatte, wuchs heran und wurde ein schöner und starker Jüngling.

Mussa achtete aber darauf, wie groß sein Sohn sei und wie alt. Als er so groß und alt war wie der Sohn des Arabers, den er, Mussa, eines Nachts erschlagen hatte, schrieb Mussa einen Brief, in dem stand: „Versehentlich habe ich eines Nachts deinen Sohn erschlagen, als er groß und stark war wie der Bursche, der dir diesen Brief bringt. Damals hatte ich schon deine Schwester von dir zur Frau erhalten, daß ich Kinder mit ihr zeuge. Sie hat mir dann den Sohn geboren, der so groß und stark ist wie deiner war. Somit schicke ich dir denn den Sohn hiermit zu und bitte dich, daß du meinen

Sohn tötest, so wie ich einst deinen Sohn getötet habe." Diesen Brief schrieb Mussa. Dann rief er seinen eigenen Sohn und sagte zu ihm: „Mache dich auf, bringe diesen Brief dem Araber, der der Bruder deiner Mutter ist." Der Bursche nahm den Brief und brachte ihn seinem Onkel.

Der Araber begrüßte den Burschen, nahm den Brief und las ihn. Dann rief er alle Leute des Ortes zusammen und sagte: „Hört diesen Brief!" Danach las er den Brief Mussas vor und sagte: „Diesen Brief schrieb mir Mussa, dem ich vorher meine Schwester zur Frau gab. Ich weiß also nunmehr, wer damals meinen Sohn, wenn auch versehentlich, getötet hat. Sagt ihr mir nun aber, was ich tun soll. Soll ich den Sohn meines Schwagers Mussa töten oder nicht?" Die Leute des Ortes antworteten aber: „Höre, Hammad Abu Kallam! (So wird hier der Araber genannt.) Diese ganze Sache ist deine Sache, so wie der Wille der Entscheidung dein Wille ist. Bedenke nur, daß, wenn du diesen Burschen tötest, der das Kind deiner Schwester ist, du gewissermaßen dein eigenes Kind tötest." Der Araber Hammad Abu Kallam hörte das an,

erwog es und sagte: „Ich denke, wie ihr denkt. Anstatt den Sohn meiner Schwester und Mussas zu töten, will ich ihm meine eigene Tochter zur Frau geben."

Dann ließ der Araber ein Schaf schlachten, rief den Sohn Mussas und empfing ihn mit freundlichen Worten. Er gab dem Sohne Mussas seine Tochter zur Frau, schenkte ihm Geld und Schafe und sagte: „Kehre mit all diesem als dem Deinen zu deinem Vater zurück. Grüße deinen Vater und grüße deine Mutter, meine Schwester, und sage, ich würde bald selbst hinterher kommen und mich an ihrem Wohlergehen einige Tage erfreuen." So kehrte denn Mussas Sohn reich beschenkt mit Weib und Besitz, statt mit dem Tode, heim. Und wenige Tage später kam der Araber Hammad Abu Kallam hinter ihm her und schlug sein Lager bei Mussa auf. Er begrüßte Mussa, und als es Nacht ward, legte er sich vor der Seriba neben seinem Pferd auf die Erde.

Hammad Abu Kallam spielte erst noch ein wenig auf der Rababa. Dann legte er das Instrument zur Seite und schlief ein. Derweilen schlichen sich zwei Diebe heran. Der eine

stellte sich mit dem Speer über den Kopf des Arabers hin und sagte: „Wenn er sich rührt, werde ich ihn töten." Der Araber wachte auf. Er sah alles, was vorging. Der Araber sagte: „Ich will nicht schreien. Ich will nur die Rababa spielen." Während der zweite Dieb nun die Fußgurte des Pferdes löste und der erste den Speer über den Kopf des Arabers hielt, spielte der Araber auf der Rababa: „Meine Schwester Scherifia! (Name der Frau Mussas.) Meine Schwester Scherifia! Ein Dieb steht an meinem Kopfe und hält den Speer über mich, um mich zu töten, und ein anderer Dieb ist zu meinen Füßen damit beschäftigt, die Gurte meines Pferdes abzukoppeln und es zu stehlen! Höre das, meine Schwester Scherifia!"

Die Diebe erkannten nicht den Sinn des Gesanges und Spieles auf der Rababa. Scherifia, die Schwester Hammad Abu Kallams, die Frau Mussas, verstand aber den Gesang. Sie weckte Mussa, ihren Mann, und sagte: „Mussa, mein Gatte, wache auf! Draußen ist ein Dieb, der will das Pferd meines Bruders rauben, während ein zweiter seine Lanze über seinem Haupte

hält, um ihn zu töten, wenn er sich rührt." Mussa erhob sich. Er nahm den Speer. Er ging zum Seribaeingang. Er warf seine Lanze. Er tötete den, der das Pferd rauben wollte, so daß der tot hinsank, der andere aber, der den Hammad Abu Kallam mit dem Speer bedrohte, erschreckt von dannen lief.

Als das geschehen war, sagte Mussa: „Wie kamen diese Leute hierher? Niemals waren hier Diebe in der Gegend. Das ist etwas, was hier vorher nie geschehen ist." Hammad Abu Kallam sagte: „Es waren Pferdediebe. Die Pferdediebe ziehen über das ganze Land hin." Mussa sagte: „Es ist gut, daß einer getötet ist." Hammad Abu Kallam sagte: „Ja es ist ein Glück für mich. Du hast mir das Leben erhalten, das diese Hunde hinwegtragen wollten. Ich werde dich aber morgen wieder verlassen."

Am anderen Morgen nahm Hammad Abu Kallam von seiner Schwester und seiner Tochter, von Mussa und dessen Sohn Abschied, um sich wieder zurückzubegeben an seinen Ort.

Als der Araber aber fortgeritten war, sagte Mussa bei sich: „Ich war ganz verarmt und lief

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

elend; da hat dieser Hammad Abu Kallam mich wohlhabend gemacht und hat mir seine Schwester zur Frau gegeben. Als er mich so wieder zu einem angesehenen und glücklichen Manne gemacht hatte, tötete ich seinen Sohn. Er aber ließ mich das nicht entgelten, sondern beschenkte mich nochmals reich, so daß ich wieder Herr meines eigenen Ortes werden konnte. Mein eigener Sohn wuchs heran, und ich sandte den an Hammad Abu Kallam, damit er ihn töte, wie ich seinen Sohn getötet habe. Er hat dies aber nicht getan, sondern er gab mir reiche Geschenke, er gab ihm die eigene Tochter zur Frau und entließ ihn wie ein eigenes Kind. Ich tat ihm Schlechtes, er aber hat es wieder und immer wieder mit Gutem erwidert. Ich weiß nicht mehr, was ich tun kann. Ich kann ihn nicht mehr leben lassen. Ich muß ihm folgen; ich muß ihn töten."

Mussa bestieg sein Pferd, Mussa nahm seine Lanze. Mussa ritt hinter Hammad Abu Kallam her. Mussa erreichte Hammad Abu Kallam. Mussa rief ihn an und sagte: „Höre mich! Warte auf mich! Du hast mir immer so viel Gutes getan, daß ich dich nicht leben lassen

kann. Ich muß dich töten!“ Hammad Abu Kallam sagte:

„Weshalb willst du mich töten, wo ich dir doch nichts Böses getan habe?“ Mussa sagte: „Nein, du hast mir nichts Böses getan! Du hast mir immer nur Gutes getan; du hast mir aber so viel Gutes getan, daß ich es dir nicht vergelten könnte, wenn ich mein ganzes Leben lang als dein Diener arbeiten würde. Deshalb kann ich dich nicht mehr sehen. Deshalb muß ich dich töten.“ Und Mussa nahm den Speer und warf ihn nach Hammad Abu Kallam. Der bog sich aber zur Seite, und der Speer Mussas flog über ihn weg in den nächsten Busch. Hammad Abu Kallam zog den Speer heraus. Er reichte ihn Mussa zurück und sagte: „Nimm ihn wieder, aber töte mich nicht; denn ich habe dir nichts Böses getan, und ich will dir nichts Böses tun.“ Mussa sagte: „Ich kann dich nun nicht mehr leben lassen; denn du hast mir schon zu viel Gutes getan!“ Als Hammad Abu Kallam das hörte, warf er sein Pferd herum, floh, und er entrann Mussas Speer.

Hammad Abu Kallam kam an seinen Ort. Er rief die Dorfleute zusammen und sagte:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Jener Mussa, der meinen Sohn getötet hat und an dessen Sohn ich trotzdem meine Tochter gegeben habe, wollte mich heute töten, weil er mich nicht mehr leben sehen kann. Ich aber bin ihm entflohen." Als die Dorfleute das hörten, sagten sie zu dem Araber: „Dann wollen wir alle unsere Waffen nehmen. Dann wollen wir alle hingehen und diesen Mussa fangen." Die Dorfleute gingen fort; jeder nahm seinen Speer. Sie kamen alle zusammen und machten sich auf den Weg zu Mussas Seriba. Sie kamen in der Nacht an. Sie umzingelten die Seriba. Sie drangen hinein. Sie fingen Mussa und banden ihn an den Händen und an den Füßen. Dann brachten sie ihn derart gefangen zu Hammad Abu Kallam. Die Frau Mussas folgte dem Zuge mit dem Gefangenen.

Als Mussa so vor Hammad Abu Kallam gebracht wurde, sagte der: „So muß ich dich nun wiedersehen. Habe ich dir nicht dies und das und jenes und alles, was möglich ist, an Gutem getan? Und muß ich nun das erleben?" Mussa sagte: „Du hast mir so viel, zu viel Gutes erwiesen, daß ich es nicht ertragen kann. Wenn du mich nicht tötest, muß ich dich töten."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hammad Abu Kallam sagte: „Ich weiß das jetzt auch, und deshalb werde ich dich diese Nacht in diesem Raume gefangen halten, morgen aber dich töten.“ Mussa sagte: „Das ist gut!“ Als Hammad Abu Kallam nun hinausging, folgte ihm Scherifia, seine Schwester, Mussas Gattin. Sie warf sich draußen vor ihrem Bruder nieder, weinte und sagte: „Mein Bruder, ich bitte dich! Laß meinen Mann am Leben!“ Hammad Abu Kallam sagte: „Nein, meine Schwester Scherifia! Ich habe deinem Mann zu viel Gutes getan. Soll ich nun deshalb sterben, weil ich dessen zu viel tat?“ Scherifia weinte aber heftiger und sagte: „Nein, mein Bruder, so meinte ich es nicht! Du sollst nicht sterben. Mein Mann aber auch nicht; denn er ist der Vater meines Kindes.“ Darauf hob Hammad Abu Kallam seine Schwester auf und sagte:

„Meine Schwester, weine nicht. Aber ohne einen Toten werden wir nicht weiterleben können. Es ist besser, es sterbe nur einer, als daß zwei und mehr zugrunde gehen. Deshalb muß ich deinen Mann töten, wenn du es nicht anders willst!“ Dann verhüllte Hammad Abu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kallam sein Haupt und ging in sein Haus. Er setzte sich auf das Angareb.

Scherifia ging in die Wüste hinaus und weinte und weinte. Als es Nacht ward, kam sie aber in die Seriba zurück und ging in den Raum, in dem ihr Gatte gefesselt lag. Scherifia schnitt alle Fesseln durch, mit denen Mussa an den Füßen und an den Händen gebunden war. Dann sagte sie zu ihm: „Nun komm schnell, Mussa, und flieh' mit mir!" Mussa sagte jedoch: „Meine Frau, ich bin noch niemals geflohen. Ich kann nicht fliehen, ob die Löwen an meinem Kettengenossen fressen oder ob die Lanzen deines Bruders mich durchbohren müssen! Ich kann nicht fliehen, und ich kann nicht weggehen von hier, bevor ich deinen Bruder getötet habe; denn er hat mir so viel Gutes getan, daß ich ihn nicht mehr am Leben lassen kann."

Scherifia warf sich wieder auf die Erde und weinte und bat und bat: „Mussa, du starker Mann! Mussa, du Löwentöter! Mussa, du Vater meines Kindes! Mussa, mein Mussa! Ich bitte dich! Laß meinen Bruder am Leben! Ich bitte dich, komm mit mir fort von hier. Es ist keine Flucht! Sieh', es sind viele am Ort, und du bist

nur einer! Mussa, dränge dich nicht in den Tod; denn meine Kinder sind es, die nach deinem Tode weinen werden! Dein Hengst und deine Stute, deine Hunde und alle deine Tiere werden schreien. Die Löwen werden über die Seriba springen und die Kälber schlagen. Deine Hütten und dein Haus werden verfallen. Deine Kinder werden keinen Vater und kein Land haben, weil du, mein Mussa, mein Mann, zu früh hier sterben willst!"

Mussa sagte: „Scherifia, steh' auf! Wenn dein Bruder tot ist, wird niemand den Streit fortführen. Und wenn ich sterben muß und all das Meine verfällt, dann ist deines Bruders Güte und die Sitte daran schuld, nicht aber meine Bosheit. Stehe also auf!" Scherifia stand auf. Scherifia sagte: „So warte denn hier. Ich will meinen Bruder rufen. Tragt dann eure Sache aus!" Scherifia ging. Sie ging in das Haus, in dem Hammad Abu Kallam auf dem Angareb saß. Sie sagte: „Mein Bruder, ich bitte dich, komm für einige Worte heraus. Mussa möchte mit dir sprechen." Hammad Abu Kallam erhob sich. Er seufzte und kam heraus. Hammad Abu Kallam sagte: „Was für ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wort ist es?" Scherifia sagte: „Ich weiß es nicht!" Hammad Abu Kallam sagte: „Jetzt lügst du, meine Schwester!" Dann ging Hammad Abu Kallam zum Hause hinüber. Scherifia warf sich auf die Erde nieder und weinte. Als Hammad Abu Kallam in das Haus eintreten wollte, stieß Mussa ihm den Speer in die Brust.

Am anderen Tage kamen die Dorfleute und schlugen Mussa tot. Sie nahmen alle Herden und alles andere, was Mussa und Hammad Abu Kallam besessen hatten. Die Kinder Mussas wurden verkauft. Scherifia hüllte sich aber in Lumpen und wanderte von dem Tage ab als Bettlerin von einem Ort zum anderen, bis an ihr Lebensende.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

7. Humor.

(Die beiden Diebe)*).

Mogunda Katsena (der Dieb aus Katsena) füllte einen Sack voll Kaurimuscheln und sagte: „Ich will hingehen und mir ein Kleid kaufen!“ Mogunda Katsena betrachtete den Sack mit Kaurimuscheln. Mogunda Katsena wog den Sack mit Kaurimuscheln in der Hand. Mogunda Katsena sagte: „Weshalb soll ich alle meine Kaurimuscheln weggeben, wenn ich statt ihrer auch Steine nehmen kann?“ Mogunda Katsena entleerte den Sack wieder; er brachte die Kaurimuscheln an einen anderen Ort und versteckte sie. Er behielt nur zweihundert Kaurimuscheln zurück. Dann ging er hinaus, sammelte am Ufer runde, kleine Steine, füllte damit den Sack und legte darauf die zweihundert Kauri. Mogunda Katsena sagte: „Dafür werde ich

*) Haussa.

mein Kleid auch erhalten." Mogunda Katsena nahm den Sack und ging fort, einen Mann zu suchen, der ein Kleid zu verkaufen hatte.

Mogunda Kano (der Dieb von Kano) nahm ein Kleid heraus. Mogunda Kano sagte: „Ich brauche Geld" (resp. Kaurimuscheln). Mogunda Kano betrachtete das Kleid. Mogunda Kano strich mit der Hand an dem Kleide herab. Mogunda Kano sagte: „Weshalb soll ich so dumm sein wie die anderen Leute? Weshalb soll ich mein Kleid weggeben, wo ich doch sicher einen Dummen finden kann, der mir auch für Blätter das Geld gibt, das ich brauche?" Mogunda Kano legte das Kleid zusammen. Mogunda Kano legte das Kleid wieder fort. Mogunda Kano ging hinaus und sammelte große Blätter. Mogunda Kano wusch die Blätter. Er tauchte sie in Indigo. Er faltete sie zusammen. Er schlug die Blätter ein wie ein Kleid. Er betrachtete das Paket. Er sagte: „Wer dumm ist oder wer eilig ein Kleid kaufen will, wird dies gerne kaufen, wenn ich es billig abgebe." Mogunda Kano nahm das Paket und ging fort, um einen Mann zu finden, der ein Kleid kaufen wolle.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mogunda Katsena kam von der einen Seite. Mogunda Kano kam von der anderen Seite. Mogunda Katsena und Mogunda Kano trafen sich in der Mitte. Mogunda Katsena sah Mogunda Kano. Mogunda Kano sah Mogunda Katsena. Mogunda Katsena sagte (für sich): „Hm!“ Mogunda Kano sagte (für sich): „Hm!“ Mogunda Katsena zog seinen Beutel heraus und sagte: „Ich suche ein Kleid.“ Mogunda Kano sagte: „Ich verkaufe ein Kleid.“ Mogunda Katsena sagte: „Ich kann nur vierzigtausend Kauri geben.“ Mogunda Kano sagte: „Das ist sehr wenig.“ Mogunda Katsena befühlte das Paket. Mogunda Katsena sagte: „Es ist kein weicher Stoff.“ Mogunda Kano sagte: „Nein, es ist kein weicher Stoff. Gib mir den Sack mit den Kauri!“ Mogunda Katsena gab Mogunda Kano den Sack mit den Kauri. Mogunda Kano gab Mogunda Katsena das Paket. Mogunda Katsena ging den Weg zurück. Mogunda Kano ging den Weg zurück.

Als Mogunda Katsena ein Stück gegangen war, blieb er stehen. Er sagte: „Der Mann hat mir das Kleid sehr schnell gegeben. Es wird ein schlechtes Kleid sein!“ Mogunda Katsena

band das Paket auf. Mogunda Katsena schlug das Paket auseinander. Mogunda Katsena sah, was er gekauft hatte. Mogunda Katsena sagte: „Hamdulai!“*) Mogunda Katsena betrachtete die Blätter. Mogunda Katsena befühlte die Blätter. Mogunda Katsena sagte: „Der andere ist ein sehr kluger Dieb. Ich werde dem Mogunda Kano sein Kleid wiedergeben!“ Mogunda Katsena nahm das Kleid, schlug es wieder ein und ging zurück.

Als Mogunda Kano ein Stück gegangen war, blieb er stehen. Er sagte: „Der Mann hat mir seine Kauri sehr schnell gegeben. Es werden nicht so viele sein, wie er gesagt hat.“ Mogunda Kano band den Beutel auf. Mogunda Kano öffnete den Sack. Mogunda Kano schüttete ihn aus. Mogunda Kano sagte: „Hamdulai!“ Mogunda Kano betrachtete die Steine. Mogunda Kano befühlte die Steine. Mogunda Kano sagte: „Der andere ist ein sehr kluger Dieb. Ich werde dem Mogunda Katsena seine Kauri wiedergeben!“ Mogunda Kano füllte die Steine wieder in den Sack. Er legte die Kauri wieder oben

*) = Al-Hamdu'l-Haili, der im Sudan gebräuchliche Ausdruck der islamischen Lobpreisung Gottes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf. Er band den Sack wieder zu und ging zurück.

Mogunda Katsena und Mogunda Kano trafen einander wieder. Mogunda Katsena hockte nieder. Mogunda Kano hockte nieder. Mogunda Katsena betrachtete Mogunda Kano. Mogunda Kano betrachtete Mogunda Katsena. Mogunda Katsena sagte: „Hamdulai!“ Mogunda Kano sagte: „Hamdulai!“ Mogunda Katsena sagte: „Nimm dein Kleid!“ Mogunda Kano sagte: „Nimm deine Kauri.“ Mogunda Katsena sagte: „Vier Augen sehen mehr als zwei Augen.“ Mogunda Kano sagte: „Vier Ohren hören mehr als zwei Ohren.“ Mogunda Katsena sagte: „Vier Hände greifen mehr als zwei Hände.“ Mogunda Kano sagte: „Auf zwei Köpfen können wir mehr tragen als auf einem Kopf.“ Mogunda Katsena sagte: „Gut! Wir gehen nach Katsena, das ist eine große Stadt.“ Mogunda Kano sagte: „Nein, wir wollen nach Kano gehen, da lagern die reichen Madugus (Karawanenführer)“. Mogunda Katsena sagte: „Gut, dann gehen wir nach Kano.“

Mogunda Katsena und Mogunda Kano gingen beide zusammen den Weg nach Kano. Als sie

nahe bei Kano waren, sagte Mogunda Katsena: „Wir wollen uns gut vorbereiten.“ Mogunda Kano sagte: „Du hast recht. Jedes Huhn legt seine Eier am liebsten in ein Nest.“ Mogunda Katsena sagte: „Wir wollen daran denken, daß kein Mussuru (Zibetkatze) die Eier findet und uns stiehlt.“ Mogunda Kano und Mogunda Katsena gruben eine tiefe Grube. Sie deckten sie mit Stangen und Blättern zu.

Mogunda Kano sagte zu Mogunda Katsena: „Was verstehst du?“ Mogunda Katsena sagte: „Ich werde ein Makapho (Blinder) sein.“ Mogunda Kano sagte: „Es ist gut; ich werde ein Gulugu (beinloser Krüppel) sein.“ Mogunda Katsena wurde (oder mimte) Makapho. Mogunda Kano wurde (oder mimte) Gulugu. Makapho und Gulugu gingen nach Kano hinein.

Makapho und Gulugu gingen auf den Markt. Sie saßen auf dem Markt. Die Leute schenkten ihnen einige Kauri. Makapho sagte: „Wo werden wir schlafen?“ Gulugu sagte: „Ich weiß einen guten Hühnerstall. Komm mit.“ Makapho und Gulugu machten sich auf den Weg. Es war ein Madugu (im allgemeinen Karawanenführer, hier ist ein reicher Kaufmann gemeint)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

angekommen. Der hatte hundert Kamellasten mit Seidenstoffen aus Tarabulus gebracht. Der Madugu hatte ein großes Haus gemietet und alle seine Lasten dahineingelegt. Makapho und Gulugu gingen zu dem Madugu. Makapho sagte: „Du großer und reicher Mann!“ Gulugu sagte: „Du bist der große Elefant unter den Tieren; du bist der Löwe unter den Madugus, du bist der König unter den Madugus.“ Makapho sagte: „Wir wollen zu Allah beten für dich.“ Gulugu sagte: „Laß uns in deinem Haus wohnen, wie eine Laus im Haar einer Königsfrau.“ Der Madugu sagte: „Es ist gut; ich habe in dem großen Hause Platz. Legt euch hin zum Schlafen.“

Makapho und Gulugu kamen herein. Sie legten sich auf die Ballen mit Seide. Der Madugu schlief in seinem Hause. Als es Nacht war, begannen der Makapho und der Gulugu ein Loch in die Mauer zu machen. Dann nahmen sie einen Ballen nach dem andern und trugen sie hinaus aus dem Hause und aus der Stadt. Sie legten sie in ihre Grube. Die Grube war nun voll. Gulugu sagte: „Nun können wir zum letzten Male in unseren Hühnerstall kriechen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und das Rattenloch zumachen." Makapho sagte: „Ja, das Nest ist voller Eier, morgen können wir anfangen zu brüten." Makapho und Gulugu gingen heim. Sie krochen durch das Loch in der Mauer und machten es zu.

Als es Morgen war, kamen Makapho und Gulugu zu dem Madugu. Makapho sagte: „In dieser Stadt können wir nicht leben." Gulugu sagte: „Jeder denkt nur an sein Geschäft und keiner an Allah." Makapho sagte: „Von den Körnern, die hier aus dem Stampfmörser springen, können nur kleine Vögel leben." Gulugu sagte: „Unsere Haut vertrocknet" (das heißt: wir hungern). Der Madugu schenkte Makapho und Gulugu tausend Kauri. Makapho und Gulugu gingen. Makapho und Gulugu versteckten sich im Busch.

Am andern Tage wollte der Madugu weiterreisen. Man brachte die Esel herbei und fing an, sie zu beladen. Als die Leute die ersten Ballen weggenommen hatten, sah der Madugu, daß ein großer Teil der Ballen nicht mehr im Hause war. Der Madugu lief zum Alkali und sagte: „Man hat mich bestohlen, man hat mir viele Ballen aus meinem Hause genommen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Alkali sagte: „Was willst du? Hast du nicht fremde Leute in deinem Hause schlafen lassen?“ Der Madugu sagte: „Die können nicht gestohlen haben. Es waren ein Blinder und ein Krüppel.“ Der Alkali sagte: „Kanntest du diese Leute?“ Der Madugu sagte: „Nein, ich kannte sie nicht.“ Der Alkali sagte: „Es wird dir niemand helfen können, aber wenn du noch einige Monate hier bleiben willst, können wir die Diebe vielleicht finden.“ Der Madugu sagte: „Wenn ich noch länger bleibe, wird mir in dieser schlechten Stadt alles gestohlen.“ Der Alkali sagte: „Willst du uns beschimpfen?“ Der Madugu ging schnell weg. Er belud seine Esel und zog seine Straße weiter.

Der Madugu ritt hinter seiner Karawane her auf der Straße durch den Busch von dannen. Mogunda Katsena und Mogunda Kano lagen im Busch. Mogunda Katsena sagte zu Mogunda Kano: „Der Vogel Strauß kommt, aber er hat nur noch wenig Federn.“ Mogunda Kano sagte zu Mogunda Katsena: „Wir werden uns nun einen schönen Federhelm machen können.“ Der Madugu ritt fort. Mogunda Katsena und Mogunda Kano kamen aus dem Busch. Sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gingen zu der Grube, in der sie die Ballen von Madugu versteckt hatten. Sie nahmen die Blätter und Stangen von der Grube weg. Unten lagen die Ballen.

Mogunda Katsena und Mogunda Kano blickten in die Grube hinab. Sie sahen beide auf die Ballen. Die Ballen lagen unten. Mogunda Katsena sagte: „Die Ballen liegen sehr tief unten. Ich habe sehr kurze Beine.“ Mogunda Kano sagte: „Deine Beine sind so lang wie die meinen, und einer muß hinabsteigen und die Ballen dem anderen heraufreichen.“ Mogunda Katsena und Mogunda Kano hockten am Rande der Grube nieder und blickten auf die Ballen hinab. Mogunda Kano sagte: „Es war ein guter Hühnerstall, den ich in Kano gezeigt habe.“ Mogunda Katsena und Mogunda Kano saßen auf dem Rande der Grube und blickten auf die Ballen hinab. Mogunda Kano sagte: „Wir wollen die Grube wieder zudecken und wollen sehen, ob wir einen anderen Mann finden, der die Ballen uns hinaufreicht.“ Mogunda Katsena sah auf die Ballen in der Grube hinab. Mogunda Katsena sagte: „Ich werde hinabsteigen und dir die Ballen heraufreichen.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mogunda Katsena sprang in die Grube. Mogunda Kano blieb oben. Mogunda Kano nahm einen Strick, hielt das eine Ende fest und warf das andere Ende hinab. Unten fing Mogunda Katsena das andere Ende des Strickes auf und knüpfte einen Ballen daran. Mogunda Kano zog nun den Ballen aus der Grube empor. Mogunda Kano knüpfte den Ballen ab und warf das leere Ende des Strickes wieder in die Grube zu Mogunda Katsena hinab.

Mogunda Kano nahm dann aber den heraufgezogenen Ballen und trug ihn an eine andere Stelle des Busches, wo er ihn wieder versteckte. Dann nahm er einen großen Stein auf und nahm ihn mit zurück zu der Grube.

Mogunda Katsena hatte einen zweiten Ballen an das untere Ende des Strickes gebunden. Mogunda Kano zog den Ballen wieder empor, trug ihn in das andere Versteck im Busch und brachte einen anderen Stein. Mogunda Katsena sagte (bei sich): „Mein Bruder braucht so lange, um einen jeden Ballen wegzubringen, daß man in der gleichen Zeit eine Kalebasse voll Brei kochen kann. Ich habe aber nicht solchen Hunger, daß ich diese

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ganzen Speisen, die er kocht, aufessen möchte, und ich würde sicher einen kranken Magen bekommen, wenn ich es versuchen wollte! Es ist besser, wenn ich mich ein wenig vorsehe!" Mogunda Katsena knüpfte einen Ballen auf und band sich selbst hinein.

Mogunda Kano zog alle Ballen hinauf und brachte sie beiseite, und jedesmal, wenn er einen Ballen wegtrug, brachte er dafür einen Stein wieder. Es war nur noch ein Ballen in der Grube. Es war Abend und schon dunkel. Mogunda Katsena band das leere Ende des Strickes an den letzten Ballen, in dem er selbst mit eingeschnürt war, und rief hinauf: „Nun, mein Mogunda Kano, ist nur noch ein Ballen hier. Es ist der schwerste und wertvollste von allen. Es wird dir Mühe machen, ihn hinaufzubringen. Wenn du diesen aber hinaufgebracht hast, dann wirf den Strick noch einmal herunter, damit ich selbst hinaufklettern kann." Mogunda Kano sagte: „Es ist gut, mein Mogunda Katsena, binde den letzten, wertvollen Ballen nur recht fest an, dann will ich ihn schon heraufziehen und dann auch dir zu deiner Sache verhelfen." Mogunda Katsena sagte:

„Der Ballen ist festgebunden, sieh' nur, ob du ihn in die Höhe bekommst!" Mogunda Kano begann zu ziehen. Mogunda Kano rief: „Oh, was ist er schwer! Was muß er für wertvolle Sachen enthalten!" Mogunda Kano zog den Ballen ein Stück weiter. Mogunda Kano rief: „Ich denke, er muß das Beste von allem enthalten! Was ist er schwer, was ist er schwer!" Mogunda Kano zog den Ballen wieder ein Stück in die Höhe und rief: „Was ist er schwer! Nun warte noch ein wenig, mein Mogunda Katsena. Ich trage den Ballen fort und helfe dir dann!" Mogunda Kano nahm den Ballen, in dem Mogunda Katsena war, und trug ihn zu den anderen im Busch. Im Busch nahm Mogunda Kano einen Stein auf und ging damit zur Grube zurück.

Als Mogunda Kano mit seinem Stein weggegangen war, kroch Mogunda Katsena aus seinem Ballen heraus. Mogunda Katsena sagte: „Mein Bruder Mogunda hat hier alles mit viel Mühe versteckt, so daß ich es sogar nur schwer finden kann. Ich werde es nun noch besser verstecken." Dann trug Mogunda Katsena alle Ballen an eine andere Stelle im Busch.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mogunda Kano ging mit dem Stein zu der Grube zurück. Er sagte zu der Grube hinunter: „Mein Bruder Mogunda Katsena, nun werde ich dir zu dem deinen verhelfen!“ Dann warf Mogunda Kano alle die großen Steine hinab, die er herangebracht hatte. Die Steine fielen auf die Hölzer und Sanamatten, auf denen die Ballen vorher gelegen hatten. Die Hölzer und Sanamatten wurden von den Steinen Mogunda Kanos zerschlagen. Die Hölzer und Sanamatten zerbrachen und krachten. Mogunda Kano sagte: „Ich höre die Knochen meines Bruders Mogunda Katsena zerbrechen. Ich werde schnell noch einige Steine hinunterwerfen, damit er nicht noch Schmerzen hat!“ Mogunda Kano warf alle Steine hinunter. Mogunda Kano warf Erde darauf. Mogunda Kano schüttete die Grube zu. Mogunda Kano ging dann dahin, wo er die Ballen im Busch versteckt hatte.

Mogunda Kano kam an die Stelle, an der er die Ballen versteckt hatte. Er sah, daß alle Ballen weggetragen waren. Er sagte: „Hamdulai!“ Mogunda Kano setzte sich auf die Erde hin und sah auf die Stelle, auf der er die Ballen versteckt hatte. Mogunda Kano sah

lange auf die leere Stelle. Mogunda Kano sagte: „Es ist wahr, der letzte Ballen war der schwerste und wertvollste! Mein Bruder Mogunda Katsena hatte recht. Nun werde ich hingehen und meinen Bruder Mogunda Katsena und unsere Ballen suchen."

Mogunda Kano legte sich hin und schlief. Als Mogunda Kano einige Stunden geschlafen hatte, stand er auf und begann wie ein Esel zu schreien. Mogunda Kano schrie wie ein Esel und sprang wie ein losgerissener Esel durch den Busch. Mogunda Katsena schlief an der Stelle im Busch, an der er die Ballen versteckt hatte. Als Mogunda Kano schrie, wachte Mogunda Katsena auf. Mogunda Katsena hörte die Schreie und Sprünge. Mogunda Katsena sagte: „Das ist ein Esel, der hat sich losgerissen. Ich werde ihn heranlocken. Der Esel kann mir helfen, diese Ballen weitertragen!" Mogunda Katsena begann den Esel (durch Schnalzlaute) heranzulocken. Mogunda Kano hörte die Lockrufe Mogunda Katsenas. Mogunda Kano kam ein wenig näher. Mogunda Katsena lockte wieder. Mogunda Kano schrie wieder, Mogunda Kano versteckte sich hinter einem dicken Baum

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und schrie wieder. Mogunda Katsena sagte: „Nun weiß ich die Richtung, in der der Esel ist. Ich werde ihn bald haben.“ Mogunda Katsena ging auf den großen Baum zu. Als Mogunda Katsena an dem großen Baum ankam, sprang Mogunda Kano hervor. Mogunda Kano packte Mogunda Katsena. Mogunda Katsena rief: „Hamdulai!“ Mogunda Kano sagte: „Ich bin glücklich, daß du nicht verloren bist! Ich habe dich so gesucht, mein Mogunda Katsena. Komm, nun wollen wir zu unseren Ballen gehen.“ Mogunda Kano faßte Mogunda Katsena bei der Hand. Mogunda Katsena sagte: „Was habe ich mich gefürchtet, als du gar nicht kamst, mein Mogunda Kano. Ich dachte schon, du seist in die Grube gefallen, oder die Löwen hätten dich getötet.“ Mogunda Katsena führte dann Mogunda Kano zu der Stelle, an der er die Ballen versteckt hatte. Mogunda Katsena und Mogunda Kano schliefen bei den Ballen.

Am anderen Morgen sagte Mogunda Kano: „Wir haben diese wertvollen Sachen gemeinsam gefunden (!). Nun teile du, mein Mogunda Katsena!“ Mogunda Katsena sagte: „Nein, es ist deine Sache, zu teilen, mein Mogunda Kano.“

Mogunda Katsena sagte: „Teile du!“ Mogunda Kano sagte: „Teile du!“ Mogunda Kano und Mogunda Katsena stritten lange hin und her. Mogunda Katsena sagte: „Wir können uns heute nicht einigen. Ich will in meine Stadt Katsena zurückkehren. Ich werde drei Monate in Katsena bleiben. Bewahre du so lange diese Ballen in deinem Hause hier in Kano auf. Wenn ich nach drei Monaten wiederkomme, können wir teilen.“ Mogunda Kano sagte: „So ist es recht. Ich werde die Ballen aufbewahren, und wenn du wiederkommst, wollen wir, wenn Allah mir das Leben läßt, teilen.“ Mogunda Katsena nahm von Mogunda Kano Abschied. Mogunda Katsena begab sich auf den Weg und kehrte nach Katsena zurück.

Mogunda Kano nahm alle Ballen und brachte sie in sein Haus in der Stadt. Mogunda Kano sagte (bei sich): „Wenn ich mit meinem Bruder Mogunda Katsena teile, erhalte ich nur die Hälfte dieser guten Ballen und kann ihm nichts mehr davon nehmen. (Das ist ein gewissermaßen heiliges Gesetz auch unter den Dieben. Wenn eine Beute geteilt und der Besitz dann gegenseitig als rechtmäßig anerkannt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist, können auch Buschkumpane dieses Gut des andern nie wieder zu gewinnen suchen. Dagegen ist es jedem Dieb unbenommen, die Beute, die er mit einem anderen zusammen gemacht hat, jenem Kameraden zu stehlen, solange er nicht den Besitzanteil des andern durch Teilung anerkannt hat. Solche gewissermaßen ritterlichen Ehrengesetze der Diebe und Räuber fand ich auch bei den Tuareg und bei nördlichen Mandestämmen in der Richtung auf Timbuktu zu. Sie scheinen ähnlichen Gesetzen der Araber, wie sie Burckhardt geschildert hat, zu entsprechen.) Wenn mein Bruder Mogunda Katsena die Ballen aber mit sich wegnimmt, kann ich sie ihm alle wieder nehmen, und ich werde dann nicht nur die Hälfte, sondern das Ganze gewinnen. Ich werde also sagen lassen, ich sei gestorben. Ich werde mir eine Grube herrichten lassen." Mogunda Kano ging in den Busch. Mogunda Kano machte eine Grube, aus der ein Gang herausführte. Er deckte die Grube zu. Er trug in den Gang ein Bett und alles, was er brauchte, hinein. Er rief seine erste Frau und sagte: „Ich werde mich nun begraben lassen. Du aber bringe mir täglich in diese Grube

Essen und Trank. Wenn Mogunda Katsena kommt, sage ihm, er solle alle Ballen mitnehmen. Sage ihm, ich sei tot. Sage ihm, er würde der Erbe der Ballen sein wollen." Mogunda Kano stieg in die Grube. Er lebte in der Grube. Seine erste Frau brachte ihm jeden Tag Essen und Trank in die Grube.

Nach drei Monaten kam Mogunda Katsena nach Kano. Mogunda Katsena kam in das Haus Mogunda Kanos. Mogunda Katsena sagte: „Wie geht es meinem Bruder Mogunda Kano?" Die erste Frau Mogunda Kanos schrie. Die erste Frau Mogunda Kanos sagte: „Mogunda Kano ist schon vor zwei Monaten gestorben und begraben. Mogunda Kano sagte vor seinem Tode: „Wenn mein Bruder Mogunda Katsena kommt, wird er alle Ballen mitnehmen wollen. Laßt das alles meinen Bruder Mogunda Katsena mitnehmen." Mogunda Katsena sagte: „Ich bin sehr betrübt darüber, daß mein Bruder Mogunda Kano gestorben ist. Wenn er aber gestorben ist, dann sind die Ballen wohl eher das Erbe seiner Frauen. Wenn also Mogunda Kano gestorben ist, so gehören die Ballen euch. Ich werde noch einige Tage

in Kano bleiben und dann nach Katsena zurückkehren."

Mogunda Katsena ging. Mogunda Katsena versteckte sich in der Nähe des Hauses Mogunda Kanos. Als es Abend war, kam die erste Frau Mogunda Kanos heraus mit dem Essen und dem Trank. Mogunda Katsena folgte ihr. Die Frau ging in den Busch. Mogunda Katsena folgte ihr. Die Frau ging in den Gang, der in die Grube führte. Mogunda Katsena sah es. Mogunda Katsena ging wieder in die Stadt. Nachts machte sich Mogunda Katsena auf. Er ging in die Gegend, in der die Grube Mogunda Kanos war. Er begann zu schreien wie eine Hyäne. Als er an die Stelle kam, wo Mogunda Kano unter der Erde auf seinem Bette lag, schrie er stark. An der Stelle begann er die Erde aufzuscharren, wie eine Hyäne. Er schrie und scharrte. Mogunda Katsena schrie und scharrte. Mogunda Katsena kam immer näher an die Decke, die über dem Bette Mogunda Kanos war.

Mogunda Kano hörte die Hyäne schreien. Mogunda Kano hörte die Hyäne näher kommen. Mogunda Kano hörte die Hyäne scharren.

Mogunda Kano sprang von seinem Bette auf. Mogunda Kano nahm einen Stock und stieß von unten gegen die Decke. Die Hyäne schrie und scharrte weiter. Mogunda Kano schrie: „Geh' weg! Geh' weg! Geh' weg!" Die Hyäne schrie und scharrte weiter. Mogunda Kano sprang vor Angst auf und rannte nach dem Gange, der aus der Grube herausführte. Mogunda Katsena hörte Mogunda Kano rennen. Mogunda Katsena lief zu dem Eingang der Grube. Mogunda Kano sprang heraus. Mogunda Katsena sprang ihm entgegen. Mogunda Katsena fiel Mogunda Kano um den Hals. Mogunda Katsena rief: „Wie bin ich glücklich, daß du lebst, mein Bruder Mogunda Kano!" Mogunda Kano sagte: „Hamdulai!"

Mogunda Kano und Mogunda Katsena gingen in die Stadt. Mogunda Kano sagte: „Nun wollen wir gemeinsam teilen." Mogunda Katsena sagte: „Ja, wir wollen teilen." Am anderen Tage teilten Mogunda Katsena und Mogunda Kano die Sachen, die in den Ballen waren. Mogunda Katsena lud seine Sachen auf ein Kamel, nahm von Mogunda Abschied und ritt nach Katsena zurück.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

8. Ritterschaft.

(Samba Kullung der Narr)*).

Samba Kullung heißt so viel wie Samba, der nichts tut, Samba der Feigling. Wenn man neben dem Kinde Samba die Hand schnell aufhob, so schrak es zusammen. Wenn einer aufschrie, so rannte das Kind Hals über Kopf von dannen. So war Samba Kullung als Kind; so wuchs Samba Kullung heran. Sein Vater gab ihm ein Pferd, einen Dialli, einen Sufa (Pferdeburschen) namens Munjo Kadi (Munjo = der nie in Zorn gerät). Sein Dialli war Sirima. So war Kullung denn erwachsen.

Samba war aber immer noch Samba Kullung, Samba der Feige. Er war groß und stark und sehr schön, aber alle Welt verlachte ihn wegen seiner Feigheit. Die Mutter Sambas sagte zum Dialli Sirima: „Alle Welt sagt Schlechtes von meinem Sohne. Kann man denn gar nichts tun?“

*) Sahel am oberen Niger.

Dialli Sirima sagte: „Man kann nichts, man kann gar nichts tun. Ich reize ihn jeden Tag. Ich erzähle ihm allerhand, um ihn begierig zu machen, auch Abenteuer zu bestehen; aber es nützt nichts. Er ist schon als Kind von diesem Charakter gewesen und wird als Erwachsener kaum anders werden." Die Mutter sagte: „Ach, diese Schande in meiner Familie. Ich werde es nicht überleben. Oh, diese Schande. Aber höre, Dialli Sirima, könnte man nicht eine Freundin für ihn gewinnen? Jedes Frauenzimmer regt und reizt den Mann zu Kriegsabenteuern an. Könnte man ihm nicht eine Freundin gewinnen?" Dialli Sirima sagte: „Nichts ist einfacher als das; denn Samba Kullung ist der schönste Mann in Kala."

Am anderen Tage kam Dialli Sirima mit einem schönen Mädchen namens Kumba zu Samba Kullung. Samba Kullung saß auf der Ecke seines Bettes. Der Dialli setzte sich mit dem schönen Mädchen auch auf das Bett. Kumba saß in der Mitte. Nach einiger Zeit stand Dialli Sirima auf, ging hinaus und ließ die beiden allein. Einen ganzen Tag lang, bis zum andern Morgen, blieb Samba Kullung mit dem schönen

Mädchen allein. Dann kam er heraus. Dialli Sirima fragte: „Nun, was war denn?“ Samba Kullung sagte: „Was soll gewesen sein? Wir haben nebeneinander auf dem Bett gesessen. Sie hat nichts gesagt, da habe ich auch nichts gesagt. Sie hat sich nicht bewegt, da habe ich mich auch nicht bewegt.“ Dialli Sirima sagte: „Du hast es nicht recht gemacht. Wenn man neben einem schönen Mädchen sitzt, so muß man sie am Arm anfassen. Versuche das einmal!“

Dialli Sirima ging mit Samba Kullung in das Haus. Er setzte sich mit zu Kumba und Samba Kullung. Dann ging er hinaus. Samba Kullung faßte nun Kumba leicht am Arme. Kumba aber, wie das so die Art der Frauen ist (wörtlich!), stieß ihn beiseite und sagte: „Ach, geh doch!“ Samba Kullung stand auf und ging. Er traf draußen den Dialli Sirima. Der fragte: „Nun?“ Samba Kullung sagte: „Ich habe Kumba angefaßt, da hat sie mich fortgestoßen und gesagt: Ach, geh doch! Darauf bin ich natürlich gegangen.“ Dialli Sirima sagte: „So, so. — Da kennst du die Art der Frauen noch recht wenig! So machen sie es alle. Versuche es noch einmal,

und wenn sie dich wieder wegstößt, so klopfe ihr ein wenig auf den Hintern. So und nicht anders mögen es die Frauen."

Samba Kullung ging sogleich wieder in das Haus. Nun kam er aber sobald nicht wieder heraus. Sie blieben einen Tag darin. Als Dialli Sirima ihn am nächsten Tage fragte, wie es gewesen sei, sagte Samba Kullung: „Höre, mein Dialli Sirima, es war sehr unrecht von dir, daß du mir nicht schon lange gesagt hast, daß es etwas so Schönes auf der Erde gibt. — Als sie mich wieder wegstieß, klopfte ich ihr auf den Hintern, und dabei wurde mir so wohl, daß ich Achtung gab, was weiter geschehen könne, und darauf habe ich dann Kumba beschlafen. Ach, Dialli Sirima, warum hast du mir nicht früher gesagt, daß es so etwas auf Erden gibt!"

Am nächsten Tage kam die Mutter des Burschen zum Dialli Sirima und fragte: „Nun? Hat es etwas genützt?" Dialli Sirima sagte: „Der Rat war gut. Etwas hat er sich schon gebessert."

Einige Tage nachher wurde die Tabele (Kriegspauke) geschlagen, weil in der Nachbarschaft ein Gefecht war. Dialli Sirima ging zu

Samba Kullung, setzte sich neben ihn und sagte: „Die Tabele wird geschlagen!“ Samba Kullung sagte nichts. Dialli Sirima sagte nach einer Weile: „Die Tabele wird geschlagen. Wollen wir nicht mit in den Krieg ziehen?“ Samba Kullung sagte: „Ach, denkst du vielleicht, weil ihr mir die Kumba gegeben habt, müßte ich auch etwas tun und in den Krieg ziehen? Das fällt mir nicht ein. Ich bleibe zu Hause.“ Der Vater Samba Kullungs fragte Samba Kullung: „Nun, mein Sohn, du bist nicht mit in den Krieg gezogen?“ Der Bursche sagte: „Nein, ich mag nicht in den Krieg, ich will zu Hause bleiben.“ Der Vater sagte: „Ich schäme mich deiner. Mach', daß du mir aus den Augen kommst. Geh' weg!“ Die Mutter Samba Kullungs sagte zu ihrem Sohne: „Wenn ich dich sehe, muß ich mich schämen. Geh' mir aus den Augen.“ Samba Kullung ging.

Samba Kullung rief Munjo Kadi, seinen Sufa, und sagte: „Meine Eltern wollen nichts mehr von mir wissen, weil ich nicht in den Krieg ziehen will. Sattle also mein Pferd, ich will in die Ferne ziehen, wo es keinen Krieg und Streit gibt.“ Munjo Kadi sattelte das Pferd.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dialli Sirima kam zu ihm und sagte: „Ich will bei dir bleiben, ich will mit dir in die Ferne ziehen.“ Die drei machten sich auf, verließen die Stadt und zogen in die Wildnis. Ein und einen halben Monat irrten sie in der Wildnis umher. Dann kamen sie in die Nähe eines großen Dorfes.

Dem Dorfe stand ein großer Häuptling vor, der hatte eine sehr schöne, ledige Tochter. Die Sklavin des Mädchens war eines Tages am Buschrande, hatte Holz gesammelt, es auf den Kopf gehoben und wollte es nun nach Hause tragen. Sie sah die drei Wanderer, und als ihr Blick auf Samba Kullung fiel, da ward sie so befangen von der Schönheit des jungen Reiters, daß sie ihr Holz hinwarf und so schnell sie konnte nach Hause rannte. Daheim sagte sie zu ihrer Herrin: „Es kommt ein schöner, schöner Reiter mit seinem Dialli und einem Sufa. Sorge, daß dein Vater ihn würdig empfängt und ihm ein gutes Gehöft anweist.“ Die Tochter des Oberhauptes ging hin und sagte das ihrem Vater.

Samba Kullung kam mit seinem Dialli und seinem Sufa in dem großen Orte an. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dugutigi empfing ihn freundlich. Er führte ihn in ein schönes, weites Gehöft und tötete einen Hammel, um ihn zu ehren. Alle Leute sagten: „Was ist dieser Mann schön!“ Samba Kullung machte es sich bequem und wohnte zwei Tage daselbst. Während zweier Nächte beschlief er die Tochter des Dugutigi.

Am dritten Tage ward die Tabele geschlagen. Samba Kullung saß in seinem Hause. Er achtete nicht auf den Kriegslärm. Die Tochter des Bürgermeisters aber kam, ließ sich, um ihn zu ehren, vor der Tür auf die Knie nieder (heißt: niungirri) und sagte: „Samba, höre die Tabele! Samba, willst du nicht in den Krieg ziehen?“ Samba sprang auf und sagte: „Ach, du denkst, weil dein Vater mir einen Hammel geschlachtet hat, soll ich nun in den Krieg ziehen? Nein, das tue ich nicht. Ich mag den Krieg nicht! Ich bin Samba Kullung. Vater und Mutter haben mich schon aus dem Hause gejagt, weil ich Samba Kullung bin und nicht in den Krieg ziehen will. Du denkst nun, daß ich für den Hammel deines Vaters zum Kriege ausziehen würde!?“ Das Mädchen sprang auf und sagte: „Ach, so einer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bist du? Du bist Samba Kullung? Nein, dann will ich nichts mehr von dir wissen. Zieh' deiner Wege, mich kümmerst du nicht mehr."

Samba Kullung rief seinen Sufa. Er sagte zu ihm: „Munjo Kadi, sattle mein Pferd, wir wollen diesen Platz verlassen." Munjo Kadi sagte: „Es ist gut." Er tat so. Samba Kullung bestieg sein Pferd. Dialli Sirima aber sagte: „Ich werde heimkehren und werde nicht länger bei dir bleiben. Denn du wirst nicht anders, und nur Schmach und Schande habe ich als deinen Lohn zu erwarten." Dialli Sirima ging heim. Samba Kullung aber zog mit seinem Sufa allein weiter.

In einer großen Stadt herrschte ein großer König. Der war reich, hatte viel Land und Leute und eine sehr schöne und kluge Tochter, die noch keinem Manne in die Ehe gefolgt war. Die Sklavin dieser Prinzessin wusch vor den Toren der Stadt die Kleider ihrer Herrin an einem Teichrande. Sie sah von der Arbeit auf, und ihr Blick fiel auf Samba Kullung, der mit seinem Munjo Kadi angeritten kam. Allsogleich war das Mädchen von der Schönheit dieses Reiters so befangen, daß es seine Wäsche ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gaß, aufsprang und zu seiner Herrin in die Stadt lief. Das Mädchen kam in deren Haus und sagte: „Fatumata, ich sah soeben einen schönen, sehr schönen Reiter kommen, der in unsere Stadt einzieht. Bitte nur sogleich deinen Vater, den König, daß er den Fremden würdig empfange; denn nie sahen meine Augen einen so schönen Mann wie diesen Reiter.“ Fatumata ging zu ihrem Vater und sagte: „Mein Vater, ich höre, es soll ein sehr stattlicher und schöner Reiter in deine Stadt einziehen. Ich bitte dich, ihn würdig zu empfangen und ihm deine Freundschaft zu gewähren.“ Darauf ließ der Fama ein großes Gehöft herrichten, und als nun Samba kam, empfing er ihn und ließ einen Ochsen schlachten, und Fatumata sagte zu ihrer Sklavin: „Du hast recht gehabt, das ist der schönste Mann, den ich je gesehen habe.“ Dazu schenkte Fatumata ihrer Sklavin einen hübschen Lendenschurz.

Samba Kullung machte es sich in seiner schönen Wohnung sehr bequem, und es erschien ihm das alles außerordentlich angenehm. Während fünf Tagen ging es ihm vorzüglich. Alle Tage ward ihm mehrmals ausgezeichnetes

Essen gebracht, zudem schlief er nachts bei der schönen Fatumata, und der König erwies ihm große Ehre. Am sechsten Tage aber ward die Tabele gegen Abend geschlagen, und es hieß überall: „Die Feinde kommen, die Feinde kommen, man muß ihnen entgegenreiten.“ Samba Kullung tat so, als ob er von alledem nichts bemerke.

Eine Zeitlang beobachtete Fatumata von ihrem Hause aus, was Samba nun tun würde. Als sie sah, daß in dessen Gehöft gar nichts geschah, ging sie hin und warf sich vor ihm auf die Knie. Sie sagte: „Samba, die Tabele ist geschlagen. Laß dein Pferd rüsten, zieh' auch mit den Königsleuten gegen den Feind!“ Samba sagte: „Ich werde nicht gehen! Weil ich den Krieg nicht leiden mag, haben mich Vater und Mutter aus dem Hause gewiesen. Weil ich den Krieg nicht leiden mag, nennen sie mich Samba Kullung. Weil ich Samba Kullung bin, hat mich ein anderes schönes Mädchen von sich gestoßen. Und wenn dein Vater mir auch Ochsen schlachtet, so werde ich den Krieg doch nicht beginnen. Wenn du mich nicht so magst, wie ich bin, werde ich gehen.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fatumata war schön und stolz und sehr klug. Sie hatte in diesen Tagen schon viel mit Samba gesprochen. Sie hatte seinen Charakter gesehen, und da Samba sehr schön war, hatte sie ihn sehr lieb. Sie sagte zu Samba: „Wenn du auch Samba Kullung bist, werde ich doch nicht von dir lassen. Aber ich will deine Kleider anziehen und dein Pferd besteigen und mit gegen den Feind ziehen. Es ist so dunkel, daß niemand das Gesicht und jeder nur das Kleid erkennen kann.“ Es waren ein paar Sklaven dabei, die hörten und sahen alles. Fatumata zog die Beinkleider und den Mantel Samba Kullungs an und sagte zu den Sklaven: „Wenn heute oder später je einer das sagt, was hier geschieht, so lasse ich euch töten.“ Fatumata stieg auf Samba Kullungs Pferd und ritt von dannen in die Nacht hinaus. Samba Kullung sah ihr heimlich und lange nach.

Die Tabele war umsonst geschlagen, es war blinder Lärm. Es kam kein Feind, sondern nur eine falsche Nachricht. Alle kehrten noch in gleicher Nacht um, und Fatumata wechselte wieder die Kleider. Samba Kullung betrachtete lange sein Kleid, das Fatumata getragen hatte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Am anderen Tage ging Samba über den großen Platz an der Stadt. Da saß ein Dialli, der sang: „In dieser Nacht habe ich einen herrlichen Reiter gesehen, der war kein Mann unserer Stadt, aber er wollte gegen den Feind zu Felde ziehen. Wenn es zum Kampfe gekommen wäre, dann hätte er sicherlich manchen fremden Räuber niedergeschossen. Sicher hätte er Großes geleistet.“ Samba Kullung blieb an der Ecke stehen und hörte dem Dialli lange Zeit zu. Dann ging er nach Hause.

Fatumata war sehr traurig, daß der schöne Samba so gar nicht für den Krieg gesinnt sei. Sie überlegte lange; sie betrachtete den Charakter Samba Kullungs und fand, daß er sehr jung war.

Eines Tages sagte Fatumatas Vater zu seiner Tochter: „Wenn ich nicht sehr irre, wird es heute abend noch zu einem Gefechte mit den Nachbarn kommen. Sage das Samba, aber sorge, daß die Stadtleute nichts vorzeitig erfahren.“ Fatumata überlegte. Sie sagte Samba Kullung und niemand anders etwas, wohl aber kaufte sie auf dem Markte eine große Kalebasse voll Honigbier. Als es Abend war, ging sie zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Samba hinüber und ließ das Honigbier auch dorthin tragen. Samba Kullung fragte: „Was ist das?“ Samba Kullung war noch so unerfahren, daß er nicht wußte, was ein berauschendes Getränk war. Fatumata sagte: „Ach, das hier ist nichts anderes als ein gutes Magenelixier. Versuche es nur!“ Samba Kullung trank.

Samba Kullung trank. Er sagte: „Weshalb hat mir niemand früher gesagt, was es für herrliche Sachen gibt?!“ Samba Kullung trank und ward betrunken. Er nahm Fatumata auf die Knie. Fatumata sagte: „Alle Leute der Stadt halten dafür, daß, wenn du nur willst, du allein eine ganze Räuberbande überwinden kannst.“ Samba Kullung lachte. Samba Kullung trank.

Samba Kullung trank. Draußen auf dem großen Platze ward die Tabele geschlagen. Fatumata hörte es. Fatumata stand auf. Samba Kullung hörte es. Er sagte zu Fatumata: „Ach, du denkst wohl, du könntest jedesmal so für mich in den Krieg ziehen? Nein, Fatumata, du sollst die Dialli einmal von mir singen hören! Morgen werden sie das Pui singen. Heute ist die Tabele nur für mich geschlagen — denn alle Leute der Stadt sagen: Wenn Samba Kullung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

will, kann er eine ganze Räuberbande allein überwinden. Hörst du, wie sie die Tabele für mich schlagen?" Samba Kullung rief Munjo Kadi. Er sagte zu seinem Sufa: „Rüste mein Pferd, ich will wieder einmal (wörtlich!) in den Krieg reiten."

Munjo Kadi sattelte das Pferd; Samba Kullung ritt von dannen. Er ritt mit den anderen. Er tötete einen Feind. Er kam zu Fatumata zurück und sagte: „Heute hatte ich kein Glück; denn ich habe nur einen Feind töten können." Dann schlief er ein.

In der Nähe der Stadt, in der der Vater Fatumatas König war, lebte ein Jäger mit Namen Gomble. Das war ein großartiger Mann, begütert und über alle Maßen gewalttätig und jähzornig. Er hatte große Ländereien und viele Sklaven, die seine Aecker bestellten. Er konnte es aber nicht mit ansehen, daß ein Pferdehuf seinen Acker betrat. Gar viele Leute, die mit oder ohne Willen über seinen Acker geritten waren, hatte er angegriffen, und da er sehr stark war, hatte er sie alle getötet. Nachgehend hatte er ihnen dann die Köpfe abgeschlagen und die Köpfe in die großen Bäume

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gehängt, die seine Aecker umgaben. Alle Welt hatte vor Gomble solche Furcht, daß niemand wagte, auf dem Kriegszuge seinen Namen auszusprechen. Auch traute sich kein Mensch, den Weg einzuschlagen, der nach seinen Besitzungen führte.

Als Fatumata sah, welche Wirkung das Bier auf ihren Samba Kullung ausgeübt hatte und nun hörte, daß die Dialli von seiner Schönheit und seiner Tapferkeit sangen, kaufte sie viel Durra und machte selbst daheim das beste Dolo. Das Dolo setzte sie Samba Kullung eines Morgens vor, und er begann zu trinken. Er nahm Fatumata auf die Knie. Als Samba Kullung genug getrunken hatte, sagte Fatumata: „Alle Leute loben dich wegen deiner Tapferkeit.“ Samba Kullung sagte: „Ach, ich habe noch nichts getan. Aber ich habe gehört, daß es einen Jäger namens Gomble gibt.“ Fatumata sagte: „Ach, schweig von dem! Kein Mensch wagt es, seinen Namen auszusprechen. Noch viel weniger wird ein Mensch wagen, ihn anzugreifen.“

Samba Kullung ergriff den Dolotopf. Er trank. Er setzte Fatumata auf die Erde und

sagte: „Geh' zu deinem Vater und sage ihm, er möchte für mich die Tabele schlagen lassen, dann möchte er mir Leute mitgeben, die mir den Weg zum Gomble zeigen." Fatumata ging sogleich zu ihrem Vater und sagte: „Laß für Samba die Tabele schlagen. Er will mit Gomble kämpfen und bittet dich, ihm Leute mitzugeben, die ihm den Weg zeigen." Der Fama sagte: „Das ist eine gute Botschaft." Er ließ die Tabele schlagen.

Samba Kullung bestieg sein Pferd, er nahm seine Büchse. Es folgten ihm hundert Freie, hundert Dialli, hundert Numu und hundert Sklaven, alle zu Pferde. Als die ein Stück weit geritten waren, teilte sich der Weg. Rechts ging eine breite Straße ab, die gingen viele Leute. Links führte ein schmaler Pfad zum Lande Gombles. Die Leute sagten: „Wir müssen nach links. Da ist der Weg zu Gomble." Als das die vielen, vielen Gaffer, die aus der Stadt mitgekommen waren, hörten, blieben sie stehen und sahen Samba Kullung nach, der nach links von dannen ritt. Nach einer Weile sagten die hundert Sklaven: „Das wird eine schlimme Sache. Wir lassen wohl lieber davon

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ab.“ Und die hundert Sklaven blieben weg. Nach einer Weile sagten die Dialli und die Numu: „Wir denken, das wird genügen, wenn wir bis hierher gefolgt sind; denn dort vor uns hinter dem Hügel liegen schon die Aecker Gombles.“ Die Numu und die Dialli blieben weg. Die hundert Freien aber stiegen von den Pferden ab und begleiteten Samba Kullung noch eine Weile zu Fuß. Dann lagerten auch sie zur Seite.

Samba Kullung ritt nun allein und sah auch bald die Felder Gombles vor sich. Siebenhundert Söhne und Sklaven arbeiteten auf den Feldern Gombles. Gomble selbst aber saß am Rande der Felder unter einem Butterbaume und trank aus einer Kalebasse sein Bier. Samba Kullung tat so, als sähe er Gomble nicht, und ritt auf den Acker des Jägers zu und ein Stück auf ihm hin. Gomble sah dem kühnen Unternehmen eine Weile erstaunt zu, dann rief er: „He, du schöner Mann, bist du ein Fremder, oder bist du aus diesem Lande?“ Samba Kullung erwiderte: „Ich bin ein Fremder in diesem Lande.“

Gomble sagte: „Wie, kein Alter, kein

freundlicher Ratgeber fand sich in der Gegend, aus der du kommst, in jener Stadt, die du gekreuzt haben mußt, der dir gesagt hätte, was es um mich und meine Aecker für eine Bewandtnis hat? So wisse denn, ich bin Gomble, ein Jäger und übelgesinnter Mann, und zumal alle, deren Pfad meinen Ackerboden berührten, haben bis heute ein hartes Schicksal erfahren. Ich habe sie eingefangen, getötet und ihre Köpfe in jene Bäume gehängt. Nun weißt du, wo du bist!" Samba Kullung sagte: „Ei, so bin ich ja just vor dem rechten Stadttore angekommen. Mit dem Gomble wollte ich ein Wort reden."

Gomble sagte: „Es ist recht, ich will mit dir sprechen; denn du bist ein schöner Bursche, und ich mache deshalb gern mit dir Kameradschaft. Steige aber sogleich von deinem Pferde und führe es an den Grenzrain dort. Dann fülle die Erde, die von den Hufen deines Pferdes berührt ist, in deine Mütze und trage sie beiseite. Das beanspruche ich. Nachher können wir gut Freund sein." Samba Kullung sagte: „Ah, so hast du mich falsch verstanden! Nicht so will ich. Ich will dich packen." Gomble

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagte: „Treibe nicht solche Scherze mit mir. Wenn du nicht so ein schöner Jüngling wärst, dessen Anblick mir angenehm ist, würde ich dich schon lange an einem jener Bäume aufgehängt haben. So aber will ich dir etwas sagen. Vielleicht bist du ein junger Hungerleider, der das Glück für den Lebensunterhalt einsetzt. Brauchst du etwas, so nimm dir die zwei Sklaven dort — ich will sie dir schenken, weil du hübsch bist."

Samba Kullung sagte: „Ach, du hast mich doch falsch verstanden. Nur dich, niemand anderes will ich packen." Gomble sagte: „Reize mich nicht allzusehr; denn schon länger als mit anderen hielt sich meine Geduld mit dir auf. Nimm deine Sklaven dort meinetwegen und trolle dich von dannen."

Samba Kullung sagte: „Ach, noch immer hast du mich nicht verstanden. Nur dich, dich allein, will ich jetzt packen. Eile dich!" Gomble sagte: „Wie du willst!" Gomble packte sein Gewehr. Er stieß nach Jägerart (beim Tanz der Jäger wird diese Bewegung nie weggelassen) mit dem Kolben auf Samba Kullung zu, mit dem Kolben in die Luft, dann drehte er es um,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

um auf Samba zu schießen. Gomble drückte ab, aber sein Gewehr versagte. Da packte ihn Samba an der Brust und schwenkte ihn hoch in die Luft. Gomble aber rief den Söhnen und Ackerknechten zu: „Laßt euch durch dieses kleine Ungemach nicht in eurer Arbeit stören!“

Gomble sagte dann zu Samba: „Samba, du raubst (soll heißen: du nützest das Unglück, das ich mit der Flinte hatte, ungebührlich aus)!“ Samba Kullung sagte: „Niemand soll behaupten, daß ich geraubt habe. Geh', gib die beiden Kolanüsse deinen Baschi zu essen, daß sie dich besser schützen.“ Er ließ Gomble auf die Erde gleiten und warf zwei Kolanüsse hin. Gomble ging zur Seite.

Nach einiger Zeit fragte Samba Kullung: „Gomble, bist du fertig?“ Gomble sagte: „Ich bin fertig. Du kannst kommen.“ Gomble nahm die Büchse und schoß. Er traf die Mütze Samba Kullungs, der sich gebückt hatte. Die Kugel riß sie ihm, ohne ihn selbst zu treffen, vom Kopfe. Samba Kullung aber stürmte auf Gomble los, packte ihn zum zweiten Male und schwenkte ihn hoch in der Luft. Samba Kullung sagte: „Gomble, wenn ich dich dreimal so packe und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwenke, willst du mir dann als Sufa folgen? Willst du dann mein Sklave sein?" Gomble sagte: „Das kann nicht dreimal geschehen!" Samba sagte: „Wir werden es sehen!" Samba ließ Gomble auf die Erde gleiten. Gomble aber rief seinen Söhnen und Hörigen zu: „Was hier vor sich geht, darf eure Arbeit nicht stören."

Gomble ging zur Seite. Samba Kullung fragte Gomble: „Bist du fertig?" Gomble sagte: „Ja, du kannst kommen." Er wollte dann sein Gewehr abdrücken, aber Samba Kullung stürmte so schnell und gewaltig heran, daß er das Gewehr Gombles zur Seite schlagen konnte, ehe es noch abgeschossen war. Jetzt packte er Gomble zum dritten Male und schwenkte ihn hoch in der Luft. Dann sagte er: „Nun, Gomble, das wäre ja wohl das drittemal!" Die siebenhundert Söhne und Arbeiter Gombles wollten sich auf den schönen Jüngling stürzen, aber Gomble rief: „Was geht euch diese Sache an? Wollt ihr machen, daß ihr zu eurer Arbeit kommt?" Die siebenhundert Söhne und Arbeiter gingen wieder fort. Gomble sagte aber zu Samba Kullung: „Samba, du hast mich dreimal überwunden. Ich will dir hin-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fort als Höriger folgen, wohin du mich auch führst."

Da machte sich Samba Kullung auf den Heimweg. Gomble folgte ihm. Sie kamen zu den hundert Freien, zu den hundert Numu, zu den hundert Dialli, zu den hundert Sklaven. Alle Leute jubelten: „Samba hat den Gomble überwunden. Gomble ist ganz allein der Hörige Sambas geworden. Seht, er geht hinter Samba. Samba ist der Tapferste. Seht Samba!" Gomble sagte aber zu den Leuten: „Laßt es euch nicht einfallen, meiner zu spotten; denn das würde für euch schlimm ausfallen. Wohl bin ich Sambas Höriger, aber nicht der eure. Ihr habt mich nicht überwunden." Samba sagte: „Gomble hat recht. Ihr dürft ihn nicht verspotten." Gomble sagte: „Ihr sollt aber meinen Herrn preisen; denn Samba ist stark und tapfer und schön." Da riefen die Leute: „Samba ist der tapferste aller Männer!"

So kamen sie bis zur Wohnung Fatumatas, und Gomble ging hinter Samba Kullung her als dessen Sklave. — Darauf ernannte der Fama Samba Kullung zum Kelle-tigi, der in Zukunft alle Kriege und Fehden der Städter leiten sollte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nie war aber in dieser Stadt ein Krieger, der so herrlich und gewaltig war wie Samba Kullung.

Eines Tages hatte Fatumata ausgezeichnetes Dolo bereitet. Da machte sich Samba Kullung auf und zog gegen den Feind, ganz allein, und er brachte alle ihre Ochsen und Kühe heim — eine große Herde. Ein anderes Mal machte sich Samba Kullung wieder auf, als Fatumata herrliches Dolo bereitet hatte. Er brachte eine Herde von Kühen und Ochsen heim, die war noch viel, viel größer. Ein drittes Mal bereitete Fatumata vorzügliches Dolo. Abermals zog Samba Kullung aus und gegen die Feinde, und er gewann eine Herde, die war über alle Maßen stolz, und nun war er der reichste Mann der Stadt und des Landes.

Alle Leute sagten, daß er an Heldentat und Macht allem weit voranstehe, was bis dahin im Lande bekannt war.

Samba Kullung trieb alle seine Herden zusammen und übergab sie Fatumata. Er sagte zu Fatumata: „Nimm alles, was ich erworben habe. Ich selbst werde zu meinen Eltern nach Kalla fahren. Sie haben mich hinausgewiesen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weil ich nie einen Kampf beginnen mochte. Nun will ich ihnen zeigen, was in Wahrheit an mir ist. Ich werde wohl wiederkommen. Leb wohl und hüte das, was ich dir erwarb."

Samba Kullung machte sich auf den Weg nach Kalla. Er kam heim. Er sah seine Eltern wieder und blieb längere Zeit bei ihnen.

Als aber Samba Kullung von dannen geritten war, erhoben sich alle, die der Kelle-tigi unterworfen hatte, und an ihrer Spitze war Gomble. Gomble sagte: „Die beste Kraft ist von der Stadt gewichen; nun wollen wir die Stadt angreifen." Alle Gegner kamen und sammelten sich um die Stadt. Die Stadt war umringt von Feinden. Es war eine große Gefahr.

Samba Kullung war auf dem Heimwege. Da kam ihm ein Marabut entgegen. Das war aber kein ehrlicher Mann, sondern er war gemietet und bezahlt von Gomble und seinen Leuten. Der Marabut sagte zu Samba Kullung: „Die Stadt Fatumatas und ihres Vaters ist belagert, und Gomble ist an der Spitze der Feindlichen. Wenn du nun heimkehrst und wenn es dir gelingt, sieben von den Belagerern gefangen zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nehmen, so ist die Stadt von allem Unheil befreit." Es war das aber keine rechte Sache, sondern nur eine falsche Prophezeiung, die es darauf absah, Samba Kullung in einen Hinterhalt zu locken.

Samba Kullung kam vor der Stadt an. Er stürzte sich auf zwei Mann der Belagerer — er nahm sie gefangen. Er stürzte sich auf noch zwei Belagerer und nahm sie gefangen. Er stürzte sich auf noch drei der Belagerer; er nahm sie gefangen. Dann aber kamen die Leute Gombles, und nun wurde er selbst festgenommen.

Zwei Leute Gombles führten Samba Kullung zu ihrem Herrn auf dessen Besitzungen. Samba Kullung sagte zum einen: „Gib mir etwas Wasser; ich habe Durst." Der Mann sagte: „Ach was, du hast im vorigen Jahre (?) meinen Vater totgeschlagen. Ich tue es nicht." Samba Kullung wandte sich an den zweiten Mann und sagte: „Gib mir etwas Wasser; ich habe Durst." Der Mann sagte: „Ach was, du hast im vorigen Jahre (?) meinen Vater totgeschlagen. Von mir erhältst du nichts." Als die beiden Sklaven dann sahen, daß Samba

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kullung, der weit gereist war und hart gestritten hatte, matt wurde, schlugen sie ihn tot.

Die beiden Leute kamen zu Gomble und sagten: „Dein Feind Samba Kullung ist gestorben.“ Da wurde Gomble traurig und sagte: „Wie ist er ums Leben gekommen?“ Die beiden Leute sagten: „Samba Kullung hatte Durst. Wir gaben ihm nichts zu trinken; denn er hat unsere Väter erschlagen. Als er dann matt wurde, schlugen wir ihn tot.“ Da wurde Gomble traurig und sagte: „Ihr habt sehr schlecht gehandelt; denn einen Mann, der so tapfer ist, und der so Großes zu tun imstande ist, den soll man zum Freunde zu gewinnen suchen. Ihr aber seid elende Räuber.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VOM MENSCHEN ZUM GOTT

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Materialisten.

Während des Jahres 1911 begleitete mich auf den Märschen durch den zentralen Sudan ein Dolmetscher. Das war ein Tuareg aus Asben — kein ganz reines Blut, aber desto markantere Charakterzüge äußerlich wie innerlich zur Schau tragend. Er war wie alle seines Stammes Islamit, aber eben von jener Variante der Religiosität, die ich bei Arabern nie, bei Berbern jedoch stets fand, wie die Religion des Mohammed ja überhaupt vielleicht mehr als irgendeine andere die Eigenschaft hat, je nach dem Kulturraum bei äußerer Einheit innerliche, bis zu Gegensätzen gesteigerte Unterschiede zu zeitigen.

Unser Tuareg war also Dolmetscher, und zwar Beisitzer im Rate meiner afrikanischen, völkerkundlichen Kundschafter. Schon seit mehreren Jahren war er (bis zu seiner plötzlichen Verarmung — er war am Niger seiner

ganzen Habe beraubt worden) durch den Sudan gepilgert, er sprach neben seinem Heimatsidiom Haussa, Fulfulde und Kanuri; er hatte schon vorher die Sitten vieler Negervölker kennengelernt und war nun im ethnologischen Rate in sehr eingehender Weise Mitwisser mehrerer „Systeme" der Weltanschauung geworden. — Nach einjähriger Arbeitsgemeinschaft trennten wir uns im südlichen Adamaua. — Noch einmal saß er mehrere Stunden mit mir und dem treuen Bida plaudernd im Scheine meiner Kerzen. Den Inhalt jener Plauderstunden werde ich aber nie vergessen.

In unseren Lagern in Tschamba und Kontscha hatten wir große Gruppen von Weisen vieler Stämme vereinigt gehabt. Sie waren von allen Seiten her zusammengerufen worden. Sie alle hatten von ihren Sitten und Anschauungen erzählt, was sie zu berichten wußten, hatten sich gestritten und waren dann wieder in Uebereinstimmungen erfreut gewesen, hatten jeder stolz von seiner Eigenart gesprochen und waren auch beim Hören der Fremden gern anerkennend gewesen. Denn diese alle waren Aethiopen, mein Tuareg aber Hamit. Und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heute nun, am Abschiedsabend, sprach er sich hierüber aus.

Zum ersten Male; denn er war im allgemeinen ein sehr stiller Mann.

Aber klar und deutlich, so daß zu erkennen war, daß alles, was er sagte, das Ergebnis langen Nachdenkens war.

Er sagte erst, es sei erstaunlich gewesen, was er hier im Sudan gehört und gesehen habe; in seiner Heimat — nein, da gebe es von all diesen Meinungen und Sitten nichts — gar nichts. Er habe sich Mühe gegeben, zu verstehen, inwieweit das alles einen Sinn und eine Vernunft habe. Er habe nichts Gutes hierzu zu sagen.

Dazwischen betonte er, daß er gar nicht vom Standpunkt der Religion Mohammeds aus das sage. Gar nicht. Er sage das als Tuareg und als Kaufmann. Uebrigens habe er auch über den Islam seine Anschauungen. Aber darüber könne er der Achtung wegen nicht sprechen. Aber diese Magussaua, diese Heiden!

Er wies auf eine Maske der Tschamba, die in der Ecke stand. Was das sei! Den Tschamba sei das eine Art Allah, ein Gott, sie und ihre

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Frauen erbebten davor! Was sei es aber wirklich? Das aus einem Baum herausgeschlagene Stück Holz. Und Menschen hätten es so gemacht. Menschen, die Tschamba seien, wie alle Tschamba. Aber sie hatten ihren Stammesgenossen nicht gesagt, daß sie es nur aus einem Stück Holz gemacht hätten. Also seien es Betrüger. Die aber, die glaubten, es sei etwas anderes, das seien demgegenüber Narren.

Er nahm von einem Koffer ein Paketchen stabförmiger Strohgeflechte, ein Orakel der Kirri! — Was das nun sei! Stroh sei es, ganz gewöhnliches Stroh. Und was machten die Kirri damit? Sie würfen die Stäbchen, und aus ihrer Lage glaubten sie ihr Schicksal ablesen zu können. Er, der Tuareg, habe daneben gesessen, wie die Kirri mir vor einigen Tagen das vorgeführt hätten. Es war gerade die Stunde gewesen, wo ein Windzug über den ganzen Sudan hinfegte. Da wären natürlich die Strohstückchen durch den Windzug je nach ihrem Gewicht so oder so gefallen. Das sei aber der Wind. Würde man es am Mittag machen, wo kein Wind gehe, dann würde nur die Schwere entscheidend sein. Es wäre also

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Spiel für Kinder, nicht aber für Erwachsene. Die Neger seien Kinder. Man dürfe den Kindern aber nicht erlauben, von solchen Spielereien wichtige Unternehmungen des Lebens abhängig zu machen. Solches nämlich täten sie. Dieses sei also nicht nur durchaus lächerlich, sondern auch gefährlich. Man sollte es also verbieten. Als das Allermerkwürdigste erscheine ihm, der doch in seiner Heimat anerkannt sei als vernünftiger Mann, alles das, was sie mit ihren Toten anfingen. In den Bergen von Asben, aus deren Tälern er stamme, mache man es so: Sowie ein Mensch gestorben sei, binde man ihn schnell in einer Rindshaut zusammen, trage ihn schnell in ein felsiges Gelände, wo niemand etwas zu suchen habe, und häufe dann Steine darauf, damit die Hyänen und Schakale sich nicht über das Leichenbündel hermachten und es zerrissen. Dann könne der Tote als Gespenst umherstreifen. Denn ein Toter sei etwas durchaus Schlechtes und Schlimmes. Jeder vernünftige Mensch müsse sich das sagen. Denn die Leiche verfaule, stinke und sei bald von allem häßlichen Gewürm erfüllt. Es sei ganz gleich, ob es der Kadaver einer Hyäne, eines Menschen

oder eines Kamels sei. Anders könne ein vernünftiger Mensch nicht urteilen. Deshalb sei die Sitte seiner Heimat gut, daß jeder Vorübergehende noch einen Stein auf das Grab werfe. Damit hindere man, daß Schlechtes aus Schlechtem hervorgehe.

Was aber täten diese Heiden?

Dann wiederholte er: wie der eine Stamm wochenlang seine Leichen offen liegen lasse, bis sie, ein Meer von Geruch ausströmend, verwest und verfallen seien; wie ein anderer den toten Angehörigen die Köpfe abschneide und diese dann in der eigenen Hütte aufbewahre; wie wieder andere die Leichen wieder ausgrüben, wieder andere sie in ihren eigenen Hütten bestatteten; wie sie den Schädeln Speise und Trank brächten; wie sie die Schädelbeine in schweren Tagen um Rat und Hilfe angingen; wie sie mit ihnen verkehrten gleichwie mit Lebenden usw. usw. Das alles berichtete er in einem tollen Durcheinander, daß es sich ausnahm wie ein Kapitel aus einem Werke Bastians, — nur daß in letzterem ein Sinn des Zusammenhanges vom Schreiber erahnt ist, während die Darlegung meines Tuareg bewies,

daß er vieles an Kuriosem gehört und gesehen, nichts aber verstanden hatte.

Das aber war das Bedeutungsvolle.

Der Hamit, der doch ein kluger, erfahrener Mann war, hatte offenbar keinerlei Fläche zur Aufnahme des ihm Fremdartigen, Unverständlichen, Gegensätzlichen. Von dem großen Epos des Lebens, vom Werden, Vergehen und Wiederwerden hatte er nichts, gar nichts aufgenommen. — Nur Sitten und merkwürdige Gebräuche. Keinerlei Sinn. Alles Form. Nichts an Gehalt.

All das Reiche und Große war ihm klein und arm geworden.

Er sprach dann weiter davon, daß die Neger doch eigentlich so reinliche Menschen seien. Er rühmte sie. In jedem Bache, jeder Pfütze, an denen sie tagsüber vorüberkämen, nähmen sie ein Bad; den ganzen Tag über putzten sie sich die Zähne; die Weiber kämen von der Waschstelle gar nicht fort; des Nachts verließe jedes Weib, sobald es vom Manne erkannt sei, die Hütte, um sich zu waschen, und vielerorts müßten die Frauen an jedem Morgen eine große Schale mit Wasser bringen, daß er sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wasche. — Er rühmte dies. Sie seien sehr, sehr sauber. Bei den Tuareg kenne man das gar nicht. Es scheine ihm aber durchaus fraglich, ob diese Reinlichkeit gut sei. Denn die Tuareg, die nicht so viel Wasser anwenden und wegen der Trockenheit des Landes auch nicht anwenden könnten, litten nicht annähernd so stark an Krankheiten wie die wasserliebenden Neger. Auch glaube er, daß der üble Geruch der Neger durch das viele Waschen hervorgerufen werde. Also halte er es für falsch, sich so viel mit Reinlichkeit abzugeben. — Aber immerhin: er verstehe es, daß wir Europäer diese Neigung der Neger zum Wasserbad liebten; denn etwas Sauberes sei es; — aber wie unüberlegt und töricht sogar dieses bei den Negern sei, das habe er daraus erkannt, daß die gleichen Neger, die sich tagsüber und nach jeder Mahlzeit wüschen, stets bereit seien, mit den Leichen, Knochen und Schädeln herumzuhantieren, wo solches doch die größte Schmutzerei sei, die es auf Erden gebe. Das wäre gar zu arg und über alle Maßen nicht nur befremdlich, sondern auch verwerflich. Dazu gäben sie Gründe dafür an, die, wenn sie nicht

von Torheit zeugten, der Beleg einer sehr schlimmen Macht, der Macht Iblis', des Teufels, seien. Ihm scheine, daß Iblis diese armen törichten Menschen zu solchen Schändlichkeiten mit viel Widersinnigkeit verführe.

Denn widersinnig sei es, von einer Seele der Verstorbenen zu sprechen, wo man keine einzige sehe oder je gesehen habe. Wenn man nun aber schon von einer Seele des Menschen spreche, dann müsse man auch von einer solchen der Hunde, Pferde und Ochsen sprechen. Denn die lebten ja auch. Die sähen auch aus wie ihre Väter und Großväter. In Sinder habe es früher beim Sultan eine Pferdezucht gegeben, da seien nur weiße Hengste und Stuten zugelassen worden, und ein Tuareg wisse, daß, wenn man von Kamelen feingliedrige Hengste und Stuten zusammenbringe, auch feingliedrige Fohlen geworfen würden. Da wäre es mit der Aehnlichkeit der Tiere ebenso wie mit der der Menschen. Die Neger müßten also, wenn sie vernünftig wären, auch den Tieren eine Seele zuschreiben, und daß sie das nicht täten, wäre wieder ein Beweis ihrer Unfähigkeit und Torheit, die sich also Iblis zunutze gemacht habe, um ihnen so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schmutzige Angewohnheiten wie die Hantierung mit den Toten aufzuschwatzen.

Wiederum müsse er zugeben, daß die Neger außerordentlich viel fleißiger und ohne Zwang arbeitsamer seien als die Tuareg. Wenn ein Tuareg sein Leben lang so viel arbeiten würde wie hier jeder dumme Bauer in den Bergen, dann würde er reich wie ein König werden. Aber man würde ihn auch verachten. Viele Arbeit sei keine Sache eines vornehmen Volkes. Er für sich müsse also glauben, daß auch das eine Sache des Iblis sei, der die Neger veranlasse, mit den Ergebnissen der Arbeit so schlimme Dinge zu treiben, wie sie ein vernünftiger Mensch gar nicht ausdenken könne. Den größten Teil des Sorghumkornes benutzten sie nicht zu ihrer Nahrung, sondern bereiteten ihn zu Bier und vertränken das, bis sie betrunken seien — in jeder Vollmondnacht, bei jedem Erntefest, zur Saatzeit, wenn Leute sterben, wenn Kinder geboren werden. Sogar alte Leute scheuten sich nicht, über das Maß der Verträglichkeit zu trinken. Sehr schlimm scheine es ihm aber, daß die Neger einen großen Teil des Ernteergebnisses, sei es als Korn, sei es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als Brei oder sei es als Getränk, über ihre Toten gössen und auch sonst auf der Erde oder in die Erde vertäten. Das sei doch wohl sinnlos und schlecht.

Sinnlos seien sie aber überhaupt in allen ihren Maßnahmen. Ich hätte doch wohl gehört, daß es im ganzen Lande und besonders bei den Werre eine Menge Menschen gebe, die ihr ganzes Leben damit verbrächten, breite, starke, wertvolle Zeugstreifen zu weben. Einen so festen Stoff, wie er in seinem Heimatlande überhaupt nie bekannt sei, geschweige denn hergestellt würde. Was aber tun die Menschen damit? Daß sie sich etwa daraus Kleider bereiten? Sie denken gar nicht daran! Sie laufen herum, nackt wie die Tiere, ja noch schamloser, denn sie schmücken sogar noch prunkvoll das, was andere und von Gott (Allah) geliebte Menschen keusch verhüllen. Nein, sie nutzen Stoffe nicht für sich, sondern als Wickel für ihre Leichen. Hierin nun sieht aber doch ein jeder die Verkehrtheit und Sinnlosigkeit. Die Lebenden gehen nackt und arbeiten nur für die Kadaver der Toten, die überreich bekleidet werden.

So sei dies. Im Lande der Tuareg gebe es auch Menschen, die des Verstandes beraubt seien. Hier aber sei das ganze Land voll von solchen. Denn alles, worüber die Menschen sonst froh sind, Stoffe und Nahrung, Ziegen, Hühner, Schafe, Rinder, Schmuck und Waffen, alles, alles, alles würfen sie den Toten ins Grab. Alle Sudaner bis auf wenige, die sich zum Islam bekannt hätten — von welchen ihm aber trotzdem auch viele verdächtig erschienen — seien wahnsinnig, seien von Iblis, dem Teufel, besessen und deswegen schlecht und unrein.

Daß sie aber dem Iblis verfallen seien, das sei leicht ersichtlich und könne ein jeder wahrnehmen. Man sehe nur ihre schwarze Hautfarbe, ihre plumpen Hände, Füße und Ohren und vergleiche diese mit den zierlichen Gliedern der Tuareg. Man sehe auch diese dummen Weiber, die bereit seien, jeden Mann zu nehmen, der sie fordere. Man sehe vor allem den Mangel an Würde. Vom Tanzen der Männer wolle er nicht so viel reden, aber es sei ein Unterschied, ob die Männer der Tuareg mit den Schwertern im Reigen gingen oder ob die Neger wie wahnsinnig zwischen den Weibern hertanzten. Aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Schlimmere! Man könne jeden Neger schlagen; er nehme es in Ruhe hin. Ein Tuareg würde eher sterben als das ertragen. Und deshalb seien die Neger durch Iblis verdorben bis zum Sklavendasein.

Sinnlose, törichte, schmutzige Sklaven und Heiden wären sie alle, diese Neger.

Und so weiter. Immer wallender und schäumender.

Eine Epistel des Fluches!

Der Mann, der ein Jahr lang still und fleißig und stets hilfsbereit neben uns gelebt, sich anscheinend stets freudig an unserer Untersuchungsarbeit beteiligt hatte, — begehrte hier zum Schluß grollend und die Materie verhöhnend auf.

Der Haß der Hamiten, sein Fanatismus brach auf wie ein lange verstecktes Geschwür.

Fanatismus!

Ohne eine innere Spur von Religiosität.

Fanatismus aus Rassenhaß.

Fanatismus, der mit den Waffen des modernsten Materialismus kämpft.

Der Fanatismus des Hamiten, der nichts mit

Religion zu tun hat, sondern eine Ausdrucksform weiblicher Seele ist.

Fanatismus, aufbegehrend gegen ihm unmögliche pietätvolle Religiosität! —

Aus solcher Rede und Wallung sprach kein Gott.

Die Tuareg gelten und heißen bei allen umwohnenden Völkern die Abtrünnigen, Gottesbaren, die Lästerer, die Hyänen.

Sie sind an Seele die reinsten Hamiten.

2. Idealisten.

Im Dezember des Jahres 1908 zog ich in Nordtogo ein. Wir hatten im Laufe von fünfzehn Monaten den Westsudan von der Senegalmündung her gequert, hatten im Süden Liberia erreicht, kamen nunmehr von Timbuktu her. Ueberall waren meine Wanderungen und Ritte beschwert durch den Zwang, die Routen aufzunehmen. Hier in Nordtogo, in einer echt deutschen Kolonie, war das natürlich nicht nötig. Diese Erleichterung verlieh mir einen erquickenden Frohsinn. In dieser Stimmung ritt ich, den alten Hauptführer Nege links, einen Gurmafürsten der hier bodenständigen Moba rechts hinter mir, vor der Kolonne her.

Auf einem wundervollen Wege.

Zwischen so schönen Sorghumfeldern, daß die Kornähren sich mir, dem Reiter, ins Gesicht beugten.

Im Uebermute pflückte ich so nebenbei hie und da einige Körner und aß sie.

Sie waren noch nicht ganz reif, mundeten aber nicht schlecht.

Ich merkte, wie von rechts der Moba-Gurma sein Pferd vorwärts drängte.

Bis ich ihm neben mir ins Gesicht sah.

Er sah mich mit großen Augen voll und flehend an. Dann sagte er in schlechtem Mande: Herr, du kränkst die Erde! —

Wieso?

Ein schwerfälliges Gespräch entspann sich. Der alte Nege gab sich alle Mühe.

Wieso? Ja, das Korn sei noch nicht reif. Der Erde sei noch nicht geopfert. Erst in einigen Tagen würden die Moba ihr großes Ernte- und (wie ich verstand) Sühnefest begehen. Außerdem lag ein Toter in Natjundi — noch unbestattet. Außerdem habe sich sowieso schon ein Leopard, der große Buschherr, in den letzten Tagen unangenehm bemerkbar gemacht usw.

Da war sie also wieder, die ehrfurchtsreiche, seelenvolle, alles durchdringende Gemüts- und Anschauungswelt der Aethiopen.

Das uralte, innige, sinnvolle Preislied auf die Einheit der wahren Wirklichkeit, die un-

sichtbar hinter dem tatsächlichen Leben steht. Das große Stammeln, das ich am Senegal so gut hörte wie am Nil, am Volta wie am Benue, am Niger wie am Faro. Stets ein Stammeln an Worten und doch eine Fuge im Sinn. Ein mühsames Hineinquälen in Sprache und Worte — mühsam und formlos, weil alles doch so natürlich zu erfühlen ist, im einzelnen vielleicht bewußt, im ganzen aber von der Fläche des Gemütes als Einheit unbewußt wirkend.

Aber ob man das alles überhaupt in Worten als Zusammenhang beschreiben kann?

Ob man dieses fast ätherische Gebilde von seelischem Ahnen nicht vielmehr durch den Ausdruck der systematischen Darlegung vergewaltigt und zerreißt?

Kein Zweifel, daß hier eine mächtige, verehrungsvolle Kraft wirkt und ununterbrochen Keime zur Außenwelt sendet, die sich dann im einzelnen entfalten — eine ständig lebendige, stets triebbereite, stets sehnsuchtsvoll nach außen und zur Aeußerung drängende Macht. Aber wie soll ich sie nennen? Ist es nur Pietät vor dem Unsichtbaren? Ist es nur männliche Sehnsucht nach der Durchdringung der Tat-

sachen bis zu umfangreichen Tiefen? Ist es Unfähigkeit, sich mit den den menschlichen Organen wahrnehmbaren Gestaltungen der Materie abzugeben?

Sicherlich ist es Ehrfurcht, Liebe und Güte — und wenn wir sonst nichts zu beschreiben und zu benennen wüßten, so ist damit schon Großes sagbar.

Dies aber will ich belegen.

Einige Wochen später marschierten wir unter der Führung des regierenden Gebietschefs im mittleren Togo, Dr. Kerstings, zu den Splitterstämmen des nordöstlichen Togo, zu Kabre, Losso, Ssola, Tamberma. Dr. Kersting kannte die Leutchen seit Jahren. Und so auch sie ihn. Sie vertrauten ihm. Sie versteckten vor ihm nicht ihre heiligen Gebräuche. Dr. Kersting führte uns in einem Dorfe zu einem stillen hinter Hütten gelegenen Winkel. Dort lagen einige Steinplatten. Die Männer des Gehöftes waren gern bereit, die Platten aufzuheben. Der Eingang zu einer Höhle ward sichtbar. In der Tiefe lag ein Leichnam. Allerhand Skeletteile waren zum Hintergrunde hin zurückgescharrt. Das war das Grab der Sippe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir hatten es eilig, weil Dr. Kersting bald nach Bassari zurückkehren mußte. Am anderen Tage marschierten wir weiter. Auf dem Rückwege weilte ich dann aber hier längere Zeit, und diese Zeit benutzte ich dann, um nochmals den stillen Ort zu besuchen und mit den Männern zu plaudern.

Wer der Tote gewesen sei.

Ein alter Mann, ein sehr — sehr alter Mann. Man habe ein großes Fest gefeiert, als er gestorben sei. Er habe kaum mehr sehen und gar nicht mehr gehen können. Ständig habe er daran gelitten, daß er Gutes habe essen wollen, aber gar nichts habe vertragen können. Erdnüsse schon gar nicht. Die seien aber doch sein Lieblingsgericht gewesen. Nur noch leichten Brei mit Okrosauce und ein wenig Hühnerfleisch. Davon habe er dann immer so viel gegessen, daß er nachher Beschwerden gehabt habe. Kein Mensch hätte es ihm ausreden können. Das Schlimmste für ihn sei aber doch gewesen, daß ihm zuletzt nicht einmal mehr das Bier geschmeckt habe. Da sei er denn ganz unglücklich geworden und habe sich so recht innig nach dem Tode gesehnt. Er habe zuletzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch davon gesprochen, wie er sich darauf freue, ein kleines Kind zu werden. Und dann kräftig heranzuwachsen und imstande zu sein, mehr Erdnüsse zu essen als drei Männer und mehr Bier zu trinken als fünf, ohne hinterher Schmerzen zu haben, und so recht aus dem Vollen. — Dann sei er gestorben, und der ganze Weiler habe gefeiert, und aus vielen benachbarten Weilern seien Menschen gekommen. So viel Bier wie in jenen Tagen habe man wohl überhaupt noch nicht getrunken. Sogar Ochsen habe man geschlachtet. Wirklich, der alte Mann müsse eine Freude gehabt haben, wie selten im Leben. Ohne Frage würde das dazu beitragen, daß er nicht lange da unten bleibe. Auch wisse man schon, daß er sehr zufrieden sei. Denn das Sorghum wäre in diesem Jahre so prachtvoll gediehen wie seit Menschengedenken nicht. Da würde er denn nun auch seinen guten Anteil am Bier erhalten. Alles in allem, es wäre doch ein prächtiger alter Herr gewesen, und somit wäre er nun auch sehr wohlwollend.

Einer der Männer aber stieg mittlerweile herab und zog die Decke, die über dem zer-

fallenden Leichnam lag und die an einer Ecke von den Ratten weggezerrt war, wieder zurecht. Er tat es mit liebevollem Handgriff und zarter Vorsicht so, wie etwa eine Mutter des Nachts die Linnen über dem schlafenden Kinde zurechtstreicht. —

Als ich seinerzeit (1912) mein Hauptlager in El Obeid, der Stadt im ostsudanischen Gebiet, aufgeschlagen hatte und allerhand Besuche von Leuten empfing, die aus dem West- und Zentralsudan gekommen waren, um nach Mekka weiterzupilgern, sprach auch einmal ein Trupp von Männern aus dem Zentrum Wadais bei mir vor. Die Leute gehörten einem Stamme an, der noch etwa zehn Jahre vorher heidnisch gewesen war. Dann aber waren Senussi gekommen und hatten sie zum Islam bekehrt. Die Senussi hatten sie auch belehrt, daß eine Pilgerfahrt nach Mekka besonders verdienstlich sei, und so hatten sie sich zusammengefunden, jeder aus irgendeiner seelischen Belastung heraus, die — wie mir schien — ihnen (allerdings aus dem Vorleben heraus) mit dem Moralgesetz des Islam erst erwachsen war.

Unter den Leuten war einer, der war auf

der linken Seite schwer gelähmt und humpelte nur mühsam einher, daß ich gar nicht wußte, wie er die langen Märsche so zurücklegen könne. Nachher hörte ich, daß ihn die anderen stets abwechselnd trügen. Er war ein ganz armer, fast besitzloser Mann. Die anderen erhielten nichts hierfür. Es war rein äthiopische Guttat. Sie sagten mir, sie täten es auch gern. Sein Herz sei am schwersten belastet. Als ich sie meinerseits besuchte und der Gelähmte gerade in seiner Hütte schlummerte, erzählten sie mir auch die Geschichte des Gelähmten, den sie den „alten Laksa" nannten.

Der alte Laksa war ehemals ein starker, frohsinniger Geselle gewesen, der sich in Spiel, Arbeit und Ausgelassenheit unter seinesgleichen auszeichnete. Aber putzsüchtig und wohl auch ein wenig habgierig war er von jeher gewesen. Er war immer der am reichsten Geschmückte unter den Burschen. Nun kam es, daß eines Tages ein Wanderkaufmann und Mekkapilger aus den Haussaländern bei ihnen durchkam und in dem Gehöft Aufnahme fand, das dem der Sippe Laksas ziemlich benachbart war. Hier erkrankte der Kaufmann so, daß er für einen

Monat liegen blieb. Nach der Art der Aethiopen wurde er verpflegt und bedacht, ohne daß daran gedacht wurde, ihm hierfür irgend etwas abzunehmen. Um aber seiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, schenkte er dem Sippenalten unter anderem einen Fingerring, der war so schön und fein gearbeitet, daß niemals einer aus dieser Gegend etwas so Herrliches gesehen hatte und daß er, von Hand zu Hand gehend, das Staunen aller erweckte.

Laksa war am meisten ergriffen. Er versuchte es mit allen nur möglichen Angeboten, den Ring zu erhalten. Aber der Besitzer wollte sich von ihm nicht trennen. Laksa wurde erst böse und dann ganz traurig. Da war eines Tages der berühmte Ring verschwunden. Verschwunden und nicht wieder zu finden. Das nun wieder bereitete Laksa Freude. Denn nun hatte kein anderer einen schöneren Ring als er. Die neuerliche Freudigkeit machte aber die Alten des Weilers stutzig. —

Nun müßt ihr wissen, daß unter diesen kleinen Völkchen und Sippenverbänden von altersher alles Eigentum so gut wie heilig ist. Vielerorts hörte ich von ihnen selbst wie

von „höherstehenden“ Hochsudanern, daß ein Menschenalter vergehen kann, ohne daß man von einem Diebstahl hört. Hier aber war der Verdacht allzu naheliegend. Die Alten riefen ihn in ihren Kreis und fragten ihn, ob er etwas von dem Ringe wisse. Laksa begehrte auf. Die Alten fragten ihn, ob er bereit sei, sich dem, was wir Gottesurteil nennen würden, auszusetzen. Laksa war bereit.

Es war die Zeit der schweren Gewitter. Laksa wurde dazu verurteilt, sich während sieben Gewittern unter dem höchsten Baume, der auf einem benachbarten Hügel stand, aufzuhalten. Schon mehrfach hatten Blitze in diesen Hügel eingeschlagen. — Der Himmel mit seinen Blitzen sollte entscheiden, ob Laksa das Verbrechen des Diebstahls begangen habe oder nicht.

Am dritten Tage schlug der Blitz ein.

Laksa ward gelähmt.

Und das Volk? Glaubt ihr, daß die Menschen Laksa nun seinem Schicksal überlassen und ihn dem unvermeidlichen Hungertode auf dem Hügel überlassen hätten?

Mit nichten. Als dies geschehen war,

brachten die Männer den schwer Leidenden in das Dorf und pflegten ihn.

Denn die Gottheit hatte gestraft und hatte gesühnt.

Auf dem Krankenbette aber bekannte Laksa, daß er den Ring zwar nicht gestohlen, daß er aber mit dem Gedanken an diesen Frevel gespielt habe. Solches stimmte; denn der Ring ward später beim Neubau der Hütte in einem Rattenloch gefunden. Als die Alten solche Beichte hörten, waren sie zufrieden und sagten, daß auch das Denken schlecht sein könne, und das sei hier durch den Blitz bestätigt.

Laksa wurde von da an nicht im geringsten mehr mißachtet oder gemieden. Er wurde leidlich wiederhergestellt und ein durchaus angesehener Mann. Sein Rat galt viel. Alles war vergessen, bis die Senussi kamen und den Islam brachten. Da war die Zeit der keuschen Naivität abgeschlossen. Der alte Laksa ward reuig. Ich habe ihn dann im Jahre 1915 in Djedda, der arabischen Küstenstadt Mekkas, wiedergesehen. Er war zu einem Agenten der sudanesischen Pilger geworden. Denen half er, ohne mehr zu nehmen, als für seine tägliche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nahrung nötig war. Aus dem naiven, gottergebenen Kinde war ein kleinlicher Büßer geworden.

Er und seine Leute waren herabgestiegen aus dem Lande erhabener Kindheit, in der es für Menschen kein Recht gibt zu urteilen, wo das Urteil dem Himmlischen überlassen ist, in dem Strafe der Schuld gleichbedeutend mit aller auslöschenden Sühne, mit der Fähigkeit, zu vergeben und gleichzeitig zu vergessen — aus diesem Lande des goldenen Zeitalters hinab in das Land dürrer, ewig ungelöster Moralbegriffe.

Oben sagte ich: Ehrfurcht, Liebe, Güte! —

Bei all diesen Menschen, die es kaum ahnen, wie hoch sie begnadet sind, indem sie Träger dieser tiefgründigen, kindlich reinen, alles umfassenden Kultur sind, fand ich mehrfach das Zusammenfließen vieler spontan und sporadisch aufspringenden Quellen von aus tiefster Seele empordrängender Harmonie in einer Sippengruppe, die sich um die Ernte, um das Endergebnis aller fleißigen Arbeit des Jahres bildete. Das Korn und die Toten, himmlische Weite und Höhe und das düster-schaurige Ge-

heimnis der die Toten bergenden und in Fruchtbarkeit keimenden Erde, der seelisch schwangere Raum und die rhythmisch begrenzte Zeit — alles Tatsächliche und Wirkliche — alles aus tiefstem Gemüt aufsteigende Gefühl an Dankbarkeit und Furcht, Hoffnung und vor allem Sehnsucht, Sehnsucht, Sehnsucht! — Das alles in einem Erguß inbrünstig erlebter Hingabe und Opferfreude.

Hingabe und Opferfreude bis zur Bereitwilligkeit, das darzubringen, was das Geliebteste und Verehrteste im Leben ist.

Das beste Korn!

Das Liebste, das Korn.

Den besten, untadelhaften Menschen.

Den reinsten, den höchsten Priester des irdischen Lebens; den König selbst.

Es spielt sich dieses große Drama ab in der Höhe des Daseins, im Augenblicke der Fülle, der Ernte. Also im Scheitelpunkte äthiopisch höchster Lebensspannung. Und auch wieder nicht in jedem Jahre, sondern in Abständen von sieben Jahren bei den einen, drei oder vier Jahren bei den andern. Diese Periodenabläufe sind die Zäsuren im rhythmischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Spannungsverhältnis ihres Lebens. Sie bilden Abschnitte im Dasein sowohl des tatsächlich Erlebbaren wie des wirklich Gefühlsmäßigen.

Das gesamte Leben der Menschen dieser Art ist im Bau der Gemeinschaftsformen geordnet und gestaffelt. Geordnet erst nach Sippen, die wie Zellen gesondert leben. In den Sippen gestaffelt nach Altersstufen, deren jede ihr besonderes Aufgabengebiet in Arbeit, Erhaltung und Fortführung der Art hat. Ueber den Sippen thronen die ehrwürdigen Priester der Mutter Erde, die sie nach vier Richtungen hin vertreten. Diese Priester erwählen aus bester Sippe einen fünften Mann. Der muß sein ohne Tadel an Gestalt und Gebaren, an Abstammung, Leben und Seele. Dieser, der beste von allen, wird von den vier zum obersten Herrn der Priester wie der Sippe, des Kultus wie der Kultur ernannt.

Wir nennen ihn meist König.

Wir tun es, weil er Herr und Regler aller gemeinschaftlichen Handlungen ist und höhere Ehre im weltlichen Sinne genießt als gewaltige Sultane und orientalische Kaiser. Natürlich das Kleine zum Kleinen ins Verhältnis

gesetzt, wie das Große zum Großen auf den Kulturhöhen.

Aber der Ausdruck ist nicht gut.

Denn sein Wirken ist im Entscheidenden nicht von dieser Erde.

Wohl verteilt und regelt er die Sorgen seiner Sippen, — Sorgen und Ueberfluß; —

Wohl ist er der Herr des Rechts; —

Pfleger und Heger alter Sitte; —

Träger der Macht.

Weit schwerer noch aber lastet auf seinen Schultern die Verantwortung für alles, was das sichtbare Leben verbindet mit dem unsichtbaren, alles Stoffliche mit dem Seelischen, alles Zeitliche mit dem Räumlichen. — Denn er ist der erste Priester.

Er ordnet Zeit und Ablauf der Bestattungen und die Hebung der Schädel;

er bestimmt den Beginn der Saat; —

den Beginn der Ernte; —

die Darbringung der Opfer; —

den Dienst der heiligen Erde; —

die Bittgänge zu den Seelen der Verstorbenen, wenn der Regen ausbleibt; —

die Ehrungen des Buschkönigs, des Leoparden, wenn er außer der Zeit mordete; —

die Bereitung des ersten Bieres; —

aus Sorghum, dem jungen Korn; —

das die große Erde gnädig wachsen ließ, bis die Menschen die Untat begingen, es zu schneiden und damit die große Mutter zu schänden!

Er ist der Priesterkönig, und den Raub an der Erde, den hat er zu verantworten und zu büßen — alle sieben Jahre bei den einen, alle drei oder vier Jahre bei den andern. Zu büßen mit seinem Tode; auf daß dadurch seine Seele König und Herr der Seelen der Verstorbenen in der nächsten Periode von sieben Jahren bei den einen, von drei bis vier Jahren bei den andern werde.

Die vier Priester, die ihn, den Makellosen, sich zu Häupten setzten, sie sind es, die ihn in einer schaurigen Nacht töten.

Nicht durch Hieb oder Stich; denn kein Tropfen seines Blutes darf auf den Boden der keuschen Erde fallen.

Mit der Schnur.

Auf daß er dann zum Buschkönig werde

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und zum Herrn der Geschicke im Jenseits
und hier;
denn er war der Makellose.
Das erste Korn der Ernte gilt ihm.
Das erste Bier des Kornes gilt ihm.
Die Blüte der Jugend dient ihm.
Wird ihm geopfert.

Und wenn in großem Ritual die Krallen des im Priester verkörperten Buschkönigs blutige Wunden in die Leiber der Burschen reißen, dann werden diese dadurch erhöht zur Mannheit, geweiht den Diesseitigen und den Jenseitigen, dem Dienst der Erde und dem Willen der Mannen, dem Recht an den Gaben der Erde, wie der Pflicht zur Rückführung der Totenseelen in die Sippe.

Und wieder fließt alles ineinander.

Das Wesen der Toten, die als Seelen aus ihrem Lager im Schoß der Mutter Erde wieder aufsteigen in den Leib einer jungen Gattin der Sippe. — Wie das Korn aufsprießt aus dem Fruchtland, keimt, blüht und zum Samen reift.

Es fließt alles ineinander; —
ist ein Wogen und ein Weben; —
ist Bewegung und Berührung; —

eines jeden mit einem jeden; —

nie in Form eines erdenkbaren Dogmas, einer Lehre, eines Glaubenssatzes.

Nichts ist feste Form;

alles Sehnsucht;

alles Demut, Liebe und Güte;

bis zum hochheiligen Morde des Priestertums! — — —

Also ist der Sinn äthiopischer Gottesfurcht.

3. Vereinigung.

Wenn ihr diese beiden Bilder einander gegenüberstellt — das, was der Hamite selbst an Urteilen fällte und an Vermögen zu betrachten und zu verstehen zeigte, und das, was ein Blick in das Kaleidoskop des stets zu hoher Verehrung bereiten Gemütes des Aethiopen zeigt — wenn ihr diese beiden Bilder untereinander betrachtet, dann erkennt ihr aus dem Vergleiche die Ausdehnung der hamitischen Flächenwelt und die Tiefe des äthiopischen Gemütes.

Im Hamitischen das Bedürfnis zur sachlichen Klarheit; —

zur realen Tatsächlichkeit; —

zum tektonischen Sehen; —

die Abneigung gegenüber dem Uebersinnlichen; —

Unfähigkeit zur Tiefe!

Anders dagegen im Aethiopischen — Sehnsucht zur Tiefe der Wirklichkeit; —

zur Beständigkeit in der Zeit; —

zur Bewegung durch die Zeit und die Formen hindurch; —

Unfähigkeit zur Gestaltung; —

— unstillbare Sehnsucht, das Unbegreifliche zu erleben!

Jeder für sich allein arm, bald verschwimmend, bald erstarrend, nie schöpferisch bis zur Gestaltung. Denn das eine gestaltend ohne Entwicklung, das andere entwickelnd ohne Möglichkeit zur Gestaltung.

Das eine nur Sehnsucht; das andere nur Erfüllung. Denn auch die wenig konturierten Sitten und Anschauungen, die ich eben von dem Aethiopen wiedergab, sind schon Halme von Saat aus der Ferne und der Fremde. Aber wie diese halb wilden Stecklinge hier Wurzel schlugen, zeigt, welch herrliches Fruchtland das Gemüt des Aethiopen ist. Weist die Fruchtbarkeit dieses Bodens auf, weshalb ja alle Erkennenden zu allen Zeiten von ihnen sprachen:

die Griechen des Altertums als von den „Unsträflichen“ — denn damals galt Demut

vor dem Hohen und Verehrung des Göttlichen noch als Zeichen erhabenen Geistes; —

die Islamiten des Mittelalters als von den „treuen Heiden“ — denn diese waren urteilsfähige, scharfblickende, gebildete Träger einer großen und weitmessenden Weltanschauung; —

der große Forscher des 19. Jahrhunderts (Gustav Nachtigal) aber endlich als von den Völkern, „denen Lüge, Wortbruch und Diebstahl unbekannt seien“ — denn dieser Mann war noch nicht dem snobistischen Dünkel des westlichen Europa verfallen!

Die Hamiten der Sahara aber waren allen stets die „Abtrünnigen“, die „Gottesleugner“, die „verlogenen Räuber“, die „Gierigen“, die „Unersättlichen“. Also, daß aus ihrem Wesen Herrschaft, Macht, Kraft und Tatendrang hervorgehen konnten, nicht aber Erhebung zur Herrlichkeit der spendenden Gottheit.

Göttliches erstand in Afrika nur im Gebiet der Aethiopen; im hamitischen Urland wurde alles zum Schemen, zur Phrase, zum Fanatismus.

Göttliches aus Niederem aufschwebend, durch das Menschliche aufsteigend bis in die Höhe geordneter Weltanschauung, in der Zeiten und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Räume, Sinnliches und Uebersinnliches, Erfühltes und Erdachtes geordnet zum einheitlichen, stilreinen Gebäude wurden; in der Sehnsucht zur Tiefe Erfüllung und Gestaltung gewinnt, in der die Wallungen des Gemütes bewußten Ausdruck finden.

Das alles, weil von außen her guter Same in diese fruchtbaren Seelen fiel.

Davon will ich einiges erzählen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Vom Niederen.

Ich habe die beiden geistigen Mächte in Afrika genugsam kennen gelernt, die hamitische wie die äthiopische, habe mit beiden um Erschließung und Verständnis gerungen, weil es ja nicht möglich ist, das Aeußere ohne die Durchdringung des Inneren zu begreifen. Und als ich glaubte, das Entscheidende erahnt zu haben, bin ich aus dem kleinen Kreis Afrika herausgetreten und habe die Grundzüge des Werdens und Seins aller irdischen Kultur in solchem Sinne zu erfassen gesucht. — Und überall, im Primitiven wie im Entwickelten, im Fernen wie im Nahen, offenbarte sich gleiches: gleiche Gegensätzlichkeit, gleiche Ergänzung, gleiche Untrennbarkeit, gleiche Unmöglichkeit zum Leben, Wirken in jedem, das nicht etwas von beidem in sich birgt.

Weibliches, Gestaltendes, Wille zum Stofflichen, und Männliches, Entwickelndes, Sehnsucht zum Sinn der Dinge.

Und auch sonst im Leben der Umwelt: es gibt nichts, was nur männlich, nichts, was nur weiblich ist. Aber in Pflanze und Tier beschließt eine Spontaneität Uebergewicht des einen über das andere für den ganzen Zeitraum des Lebens. In den Kulturen, besonders in den höheren, schwanken beide im Wechsel der Erscheinungen. Perioden des Uebergewichts des Männlichen weichen Perioden des Vorherrschens des Weiblichen — wenn auch anscheinend immer wieder die Urkraft des im Raume sich Verkörpernden zum Durchbruch, zur Entscheidung kommt. — Wenn es nun gilt, das Wesen der afrikanischen Gottheiten zu begreifen — zu verstehen nicht als unsere Dogmen, als Formen, als Systemteile, sondern als innere Notwendigkeiten, als Selbstverständliches, als Ausdruck natürlicher Entelechie —, dann müssen wir beginnen beim Niederen, in dem schlicht Alltäglichen.

Wiederum stelle ich zweierlei gegenüber.

Es war im Jahre 1915. Wir lagerten in Asmara, welches im nördlichen, jetzt italienischen Abessinien liegt. Täglich unternahmen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wir Ritte, häufig kamen wir in die Zelt- und Hirtenlager, in denen Bischarin, Hadendoa, Beni Amr und Bogos, Abessinier und Mekkapilger aus dem Sudan sich zu munterem Markttreiben zusammengefunden hatten.

Eines Tages fiel mir auf, daß sich ganz draußen hinter den letzten Hütten eine größere Anzahl von Beni Amr-Männern versammelt und im Kreise niedergehockt hatte. In der Hütte stand ein Weib. Die Männer waren tief ernst, das Weib war leichengrau; es zitterte. Alle sahen finster zu mir herüber. Ich ritt also weiter, befahl aber meinem Dolmetscher, später hierher zurückzukehren und zu erkunden, was die Szene zu bedeuten habe.

Am gleichen Abend noch kam dieser zu mir und wußte alles zu erzählen. Es war nicht schwer gewesen, alles auszukundschaften. Denn alle Nomaden hätten Bescheid gewußt. Sie alle seien sehr erregt; denn es handle sich um einen ernsten Fall, der noch schlimme Folgen nach sich ziehen müsse.

Die alte Frau — es war eine abschreckend häßliche Ruine — sei eine Liebestolle einerseits und eine große Hasserin andererseits.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie sei sehr wohlhabend, ebenso wie ihr Bruder, den sie abgöttisch liebe. Dreimal schon sei sie verheiratet gewesen, dreimal seien ihr die Männer gestorben. Jedesmal gestorben nach einem Zwist und langen Zänkereien, die dann immer zu einer Schlägerei mit dem Bruder geführt und dann mit einem schnellen, unerklärlichen Tode des Gatten geendet hätten. Stets habe sie den Bruder mehr geliebt als alle ihre Männer. — Alles das sei keine so große Seltenheit unter den Beni Amr und den Bischarin; aber in diesem Falle wären zwei Entdeckungen gemacht worden, die für die Frau eine schwere Anklage bedeuteten.

Die Frau habe nämlich eines Tages wieder Interesse für einen Mann gewonnen, den sie heiraten wolle — sie, die fast eine Greisin sei —, und zwar habe sie das schamloserweise schon eine Woche nach dem Begräbnis ihres letzten Mannes öffentlich zur Schau getragen. Als der Mann an ihrem Zelte vorüberkam, bot sie ihm einen Trunk dar. Der Mann, schon von vornherein mißtrauisch, habe den Trunk aber ausgegossen und habe nun auf dem Boden der Schale einen Abschnitt vom Nagel gefunden,

den die Alte sich offenbar vom Finger abgeschnitten hatte. Das aber beweise, daß die Alte dem Manne einen Liebeszauber bereitet habe.

Aber damit noch nicht genug.

Auf die Nachricht hiervon sei ein anderes, jüngeres Weib, das aus irgendeinem Grunde mit der Alten verfeindet war, zur Lagerstelle zurückgelaufen, an der der letzte Mann der Alten kürzlich gestorben war. Und siehe da, in der Asche des letzten Herdfeuers hatte es kleine Reste von verbrannten Haaren gefunden. Daraus war zu schließen, daß das alte Weib mit dem Todeszauber den letzten Gatten getötet habe. Denn es sei klar, daß es ihm heimlich Haare abgeschniten und diese verbrannt habe. Mit dem Verbrennen wäre dann seine Seele verlöscht. — Als die Alte von diesem Funde hörte, habe sie sofort alle ihre Güter und Kamele unter den Schutz des Bruders gestellt und sei entflohen.

Die Verwandten der gestorbenen drei Gatten hätten sich aber sogleich auf den Weg gemacht und seien ihr bis hierher gefolgt. Jetzt nun seien hier also die Verhandlungen, die übrigens

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus Furcht vor dem Einspruch der europäischen Regierungen und vor der Blutrache keinesfalls zu einem ernsten Ausgang führen würden. Uebrigens habe die alte Frau sich hier in Abessinien sogleich ein landesübliches Schutz- und Angriffswerkzeug (Amulett) von einer Frau aus dem Süden gekauft — das abgeschnittene Glied eines Mannes. Das trage sie unter dem Gürtel. Sie hätte es aber schon gezeigt. Und das gelte hier als so furchtbar, als ein so entsetzlich wirksamer Fluch, daß daraufhin allein schon kein Mann es wagen würde, gegen die Frau etwas zu unternehmen.

Hamitischer Zauberglaube, hamitische Allegorie, hamitische Magie. — — —

Auf dem Südmarsche vom oberen Niger in das Hinterland von Liberia, den ich um die Wende der Jahre 1907/1908 zurücklegte, traf die Expedition auf allerhand kleine alte Volkssplitter, die äußerlich zwar mandesiert, innerlich aber noch unverfälscht äthiopisch geblieben waren. Zumal in den Provinzen Torong und Konian.

Eines Tages fiel es mir auf, daß fast in jedem größeren Ackerkomplex ein oder zwei

Lehmkegel aufgerichtet waren, die anscheinend alle ursprünglich mit einem Knopf, einer Verdickung geendet hatten. Der Regen hatte aber vielerorts die Form abgewaschen und so unkenntlich gemacht. Die eingeborenen Bammana wollten mir über Sinn und Bedeutung des Monumentes nicht gern Auskunft erteilen. Also beauftragte ich meinen ersten Dolmetscher, sich unter der Hand jetzt schon (auf dem Hinmarsch) oberflächlich, später (auf dem Rückmarsch) aber eingehend zu unterrichten.

Da erfuhr ich denn zunächst, diese Konusse stellten einen Busen der Mutter Erde dar und (der mich begleitende hamitische Führer erklärte) versinnbildlichten als Zauber die Fruchtbarkeit (seien also Allegorie). Als zwei mich begleitende Minianka das hörten, lächelten sie und wandten sich ab. — Einer von ihnen blieb dann noch länger in diesen Ländern und erreichte mich mit seinem Sonderabteil erst wieder, kurz ehe wir etwa ein Jahr später östlich des Volta ins nördliche Togo einmarschierten, und begleitete uns dann zu den Ssola und Tamberma, den echten Aethiopen, die in merkwürdigen Burgen wohnen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vor dem Eingang in diese Burgen waren stets ein oder zwei Erdhügelchen angebracht, die denen in dem Nigerquellgebiet außerordentlich ähnlich, wenn auch etwas kleiner waren. (Vergleiche mein „Das unbekannte Afrika", C. H. Beck 1923, Taf. 79.)

Hier nun sprachen die Eingeborenen sich schlicht und klar aus.

Indem sie von den zugehörigen Sitten sprachen.

Auf dem Konus wird Opfer dargebracht als Bitte und Dank.

Als Bitte für Fruchtbarkeit zur Zeit der Saat.

Als Dank für Fruchtbarkeit zur Zeit der Ernte.

Aber auch wenn eine junge Frau nicht empfange.

Dann nähme sie Platz auf dem Kegel.

Der Kegel selbst sei das Bild eines männlichen Gliedes.

Ein weibliches Zeichen sei es nicht.

Am selben Abend noch saß ich mit meinen Dolmetschern zusammen. Auch der Minianka war dabei. Wir plauderten scherzend von der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eigenart der Menschen, unter die wir gekommen waren. Und daß sie ganz nackt gingen. Daß die Männer sogar einen Schmuck gerade auf dem Teil des Körpers trügen und diesen so noch ausdrücklich zur Schau stellten. Meine Hochsudaner, durchweg übermäßig mit Unterkleid, Röcken, Hosen usw. bekleidet, spotteten. Der schlichte Minianka wurde ärgerlich, als man ihm sagte, in seiner Heimat sei es nicht anders. Nur der alte würdige Nege hörte schweigend und mißbilligend dem beginnenden Streite zu.

Aleu, ein mandisierter Hamit, wurde hämisch. Er sagte, diese Wilden trügen das Natürliche nicht nur prunkend umher, sondern sie machten auch noch Bilder dieses Teiles vor ihren Häusern. Diese und alle solche Wilden wären so töricht, nicht einmal zu wissen, daß solche Bilder vernichtend und zerstörend wirkten wie der böse Blick.

Nun aber brauste der Minianka auf: er verstehe wohl, wen Aleu mit den Sauvages gemeint habe, nämlich den Minianka auch. Aber jetzt wolle er nur sagen, daß Aleu und seine Freunde nicht klug genug seien zu wissen, wo-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von sie redeten. Gewiß, auch bei den Minianka und bei vielen Mande errichte man ebensolche Bilder, wie es auch richtig sei, daß viele Männer seines Volkes nackt gingen. Aber man löge viel davon. Auch in Konian und Torong hätte man mich, den Chef, belogen. Die Erdhügel hätten nicht die Brust der Mutter Erde dargestellt, sondern eben das gleiche wie hier. Und überall bei Bamana und sogar bei Malinke, bei Habe und Mossi, bei Senufo und Bobo könne man sehen, daß das gleiche an den Hütten dargestellt sei, nämlich geschnitzt in den Türpfeilern. Und das alles heiße nichts anderes, als daß man den Gedanken habe, daß doch die Frauen viele Kinder und die Felder viel Korn tragen möchten. Und unanständig sei nichts, was Allah gemacht habe. Unanständig sei es nur, die Werke Allahs zu Zauber und Schrecken zu verwenden, so wie sie, die Völker der Sahel (Halbhamiten), es täten. Das aber wisse jeder Mann, der diese Sache gesehen und beobachtet habe.

Dann aber winkte Nege, der Aelteste, der prachtvolle schwarze Philosoph. Klug wie immer. Und kurz: er sei doch so viel und weit ge-

wandert. Und er habe immer gefunden, daß alle Völker verschieden seien. Nicht äußerlich. Aber ihre Art zu denken sei verschieden. Das habe Allah so eingerichtet. Aber Allah habe wohl nicht gewollt, daß jeder den andern als schlecht und wild bezeichne, weil der andere eben anders sei als er selbst. So meine er, sei es auch mit der Angelegenheit, über die hier gesprochen wurde! — —

Nege hatte recht.

Aethiope und Hamit verstehen sich nicht.

Was bei den Hamiten Zauberglaube, Allegorie und Magie ist, das bedeutet bei den Aethiopen Idee, Symbol und Mystik; — jener handelt aus Sinnlichem, dieser wirkt aus Uebersinnlichem; — jener handhabt die Sache selbst, besitzt die Macht über den andern, wenn er nur einen Teil von ihm, ein getragenes Kleid, ein Büschel Haare, einen Abschnitt vom Fingernagel hat, pars pro toto; dieser aber lebt aus der Idee, die sich bei der Durchdringung des Tatsächlichen verschließt. — Die Vergeistigung der Realitäten führt zur Magie und zur magischen Weltanschauung. Die Hingabe an Idee und Idealitäten führt zur

Mystik. — Allegorie ist Ausfluß magischer Vorstellungen, Symbol dagegen Ausdruck der Idee.

Beides sind Kräfte.

Beides ist an sich Niederes.

Das Höhere entfaltet sich, wenn Hingabe an Idee und an Idealitäten in Einem gleichzeitig wird zur Vergeistigung der Realitäten.

Dies Eine nennen wir dann hohe Kultur;

— hohe Weltanschauung.

— Führt zur Mythologie, zur Gestaltung der Götter!

Solche große Schöpfung ging nicht auf afrikanischem Boden vor sich.

5. Zu den Göttern.

Denn alle hohe Mythologie erstand im Becken des Pazifischen Ozeans;

verkümmerte bei einigen Völkern in Verbindung mit unteren Tierfabuleien — wie im Norden dieses Gebietes;

verkalkte bei anderen;

oder verdorrte;

oder ging auf als Stoffliches in der Entfaltung der hohen Religionen — nämlich in Westasien;

erhielt sich aber nur voll und klar, unverkümmert und ungetrübt bis in unsere Tage in einem Gebiete der Erde, in Westafrika;

da, wo der Atlantische Ozean es bespült;

bei den Joruba.

Das aber ist eine der ganz großen Tatsachen: daß nämlich in diesem konservativen Erdteil, im Gebiete der Aethiopen, diese uralte

Weltanschauung Fuß fassen und bis heute — durch die Jahrtausende hindurch bis heute! tektonisch erhalten blieb! Solches aber war nur möglich, weil hier das höhere Kulturgut unter die „Unsträflichen" fiel, unter die Menschen, die pietätvoll vor allen andern, fähig zur höchsten Inbrunst, naiv keusch in der Seele von jeher waren.

Von diesem herrlichen Relikt aus uralter Zeit will ich im folgenden sprechen.

Das Land der Joruba ist eine Heimat offenbar uralter Kunst. Viele Haustüren sind von oben bis unten reich beschnitzt. Das Marktweib hat neben den Körben ein paar geschnitzte Figuren stehen. Auf den Feldern sind vielerorts Bilder angebracht. An Kreuzwegen, unter Bäumen, an Bachübergängen sieht man sie. Jedes Haus hat seinen Tempel, aber auch zwischen den Gehöften sind inmitten heiliger Pandanusgebüsche kleine Kapellen errichtet. In den Kapellen, im heiligen Gemach eines jeden Gehöftes sind fußhohe, zuweilen gestufte Altarbänke aus Lehm angebracht; das sind die Plätze, auf denen die Bilder der Götter, ihre Symbole und Embleme stehen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unter all den Schnitzereien und Darstellungen gab es vor der Ankunft der Missionare im 19. Jahrhundert nichts, was nicht eine eigene Bedeutung, Beziehung des einen zum andern, sinnvollen Zusammenhang im ganzen und zu einer tektonischen Gesamtheit hatte. Von dem, was die geistig armen und brutalen Entdecker und Ausnutzer der atlantischen Küstenländer, die Sklavenhändler des Mittelmeeres, in andere Gebiete vom Meere und von europäischen Schiffen aus hereintrugen, vom stumpfsinnigen, materialistisch blöden Zauber- und Aberglauben, von dem durch uns Europäer erst geschaffenen Fetischismus (Wehe über unsere Schmach!) gab es hier nichts.

Im Inland traf ich es noch so.

Hier thronten im weiten Gesichtskreis der denkenden, erlebenden und wirkenden Menschheit Götter.

Hohe Götter!

Erhabene Götter!

Götter, die in ihrem Dasein einer Ergänzung zum andern, alle zusammen aber Anschauung vom Sein der Welt waren. Vielheit als Wesen der Einheit von Tod und Leben,

Himmel und Erde. Ausgedrückt durch große Bilder, bis ins kleinste ausgeführt und durchgearbeitet. Im großen eine Mythologie, eine Kosmogonie, Vorstellung und Erlebnisweise der Welt, im kleinen eine Unsumme von Sitten, Kultushandlungen, plastischen Darstellungen.

Die Mythe, ausgehend von der großen, täglich sich wiederholenden Spaltung der Nacht durch die Sonne, deren Licht die Erde niedersinken, den Himmel aufsteigen läßt. Die Trennung der in der Nacht, in der Dunkelheit aufeinander lagernden Urgötter, der Welteltern.

Dann die Vorstellung von der Erde in der Flächenausdehnung! Ein gewaltiges, allumspannendes Meer; das Reich des großen Meergottes, des Poseidon, hier Olokun.

Entsprossen aus der Mutter Erde.

Mit der Schar der alten Götter.

In dem Augenblick, als die Sonne den auf der Mutter schwer lastenden Vater emporgestoßen hat.

Da barst der Leib der großen Urmutter.

Und die sechzehn großen Götter, die in den sechzehn Himmelsrichtungen wohnen, tauchten auf.

Die Götter der Gesteine, der Landmassen, der Ströme, des Gewitters.

Jeder, um den ihm zugehörigen Platz im All einzunehmen, seine Machtsphäre zu verwalten, in der Gesamtheit der Götter zu handeln, den ewigen Gesetzen des Naturerlebens entsprechend, die im Wirken aus dem organischen Pulsieren der Naturwelt deren metaphysisches Durchdringen bedeuten.

Die Menschen aber stammen von ihnen ab.

Daher haben alle Klane und Sippen den Dienst eines göttlichen Urvaters zu versehen, seinen Altar und Dienst zu verwalten, nach der Schicksalsbestimmung zu leben, im Tagesleben wie im Zusammen- und Auseinandergehen zwischen Familienverband und Staat.

Die Sippe wird so ein Spiegelbild des Kosmos.

Im Staatsleben spiegelt sich die Ordnung der Gesetze der Himmlischen und Unterirdischen.

Das gesamte Leben erklärt sich aus dem Wirken der Götter.

Deren Willen und Walten zu verstehen, heißt das heutige Orakel allmorgendlich und in jedem Kreuzwegpunkt des Daseins befragen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Ifa-Orakel.

Das ist ein rundes Brett, in dessen etwas erhabenen Rand die Symbole der Himmelsrichtungen, nämlich der Tiere des Meeres und der Feuchtigkeit, der vier- oder achtgliedrigen Erdscholle und Himmelslage eingeschnitten sind; dazu die Bilder des Handelns der Götter.

Sechzehn Götter sind es.

Nämlich acht Götterpaare.

Sechzehn Palmkerne, die Ifanüsse, werden geworfen.

Hoher und erfahrener Weisheit bedarf es, die unendliche Zahl von Möglichkeiten des Falles dieser Würfel zu verstehen.

Sehr angesehene und würdige Priester studieren daran von Jugend an bis in das greise Alter.

Nach dem Ausfall des Orakels ordnen sich dann die Opfer zur Verhütung, zum Dank, zur Bitte; — regeln sich die Unternehmungen des alltäglichen Lebens.

Und ist wenig von kleinem Aberglauben zu spüren,

der von niederer Zauberei.

Wohl aber erstaunliche Demut und Hingabe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auch Erregung bis zur Besessenheit.

Und im Menschenopfer!

Solches aber ist dort ein schaurig gewaltiges Geschehen, das die Menschen jener Welt bis ins Mark erregt und sie aufpeitscht zu Empfindungshöhen, wie sie bei uns große Dichter und einzelne Menschen erringen können, nie aber die Masse.

Denn bei uns wurde das Menschenopfer zu hämischen kleinen Ehrabschneidungen, bösartigen Verleumdungen und nadelspitzigen Verdächtigungen, mit welch allem wir Menschen und Schicksale der Eifersucht, dem Neid, der Parteistimmung opfern. Zum erbärmlichen, engbrüstigen Elend wurde bei uns das, was bei jenen noch Dimension des Weltgefühles war und das spezifische Gewicht gewaltiger Gottesfurcht hatte.

Sicher wissen diese Menschen noch nichts von der Moral paragraphierter Gesetze.

Grob und hart erscheint uns oft die unheimliche Konsequenz mythologischen Fühlens.

Aber Stil ist in allem und jedem.

Eines gehört zum andern.

Keins ist denkbar ohne das andere.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alles hat seinen Platz in der Ordnung, Himmel und Erde, Gestirne und Meere, Tageslauf und Jahreszeit, Leben und Tod!

Nichts ist verzetteltes Einzelwissen,
wasserköpfiges Spezialwissen
oder im Gemütsboden verarmendes Denken!
Ist so?
Nein, w a r so!
Denn wir Europäer haben es zerstört.

6. Mythos.

Auch hier wieder soll alte, verehrungswürdige Denkweise erläutert werden durch ihre Dichtung und Gestaltung; durch Mythe und mythische Erzählung von großen Prospekten der Vergangenheit. Aus einem anderen Gebiete. Vom mittleren Niger.

Dort wohnen die Songhai, ein Volk, das im Mittelalter gewaltige Staaten bildete, von großen Kaisern geleitet wurde und groß dastand vor allen anderen. Heute sind diese Menschen ärmlich und bedürftige Fischer. Nur ihre Erzählungen sind groß.

Diese nun berichten vom Anfang ihrer Völker:

Der Urahnherr. Der Ahnherr aller Sorokostämme hieß Auadia. Alle Soroko von Sansanding bis Gao (oder Gavo) und bis weit den Strom hinab stammen von Auadia ab; alle

diese Stämme heißen Soroko; aber die Leute von Timbuktu und Djenne nennen sie Sorkai (oder Sourkai), und die Bammana nennen sie teilweise Bosso. Sie sind nicht mit den Sommono (der Bammana), oder wie die Südsoroko sie nennen, den Kommo, oder wie die Ostsoroko sie nennen, den Korongoi verwandt. Denn diese stammen nicht von Auadia ab.

Auadia kam aus dem Osten. Er war so groß, daß eine Ueberschwemmung, die Menschen und Vieh fortriß, ihm nur bis an die Knie reichte. Wenn er essen wollte, nahm er eine Joromo, d. i. einen Kapitänsfisch (Sale bei Malinke) oder ein Schobo (Nilpferd) aus dem Wasser und hielt die Beute ein wenig gegen die Sonne hin, daß sie brate. Er war so groß, daß er die Beutestücke ganz dicht an die Sonne halten konnte. Auadia war mächtig und groß. Er bat und lieh nie, sondern er nahm. Er aß so viel, daß um ihn herum Not entstand und die Menschen bald nichts mehr zu essen hatten. Es war da ein Mohammedaner mit Namen Sirifi Moula, der sagte zu den Leuten: „Wartet ab!“ Auadia kam eines Tages zu Sirifi Moula und sagte: „Gib mir ein Kleid!“ Sirifi Moula sagte:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Geben kann ich dir kein Kleid, denn ich habe nur zwei, und die beiden sind für alle Welt. Aber ich kann dir eins leihen." Auadia sagte: „So leihe mir ein solches Kleid!" Sirifi Moula tat es. Da machte sich Auadia einen Ueberschlag daraus, der reichte aber nur bis zum Nabel.

Bis dahin hatte Auadia nie geliehen, sondern nur genommen. Vor dem Leihen hatte er Angst gehabt. Nun kam einer nach dem anderen. Der eine sagte: „Ich habe dir Korn geliehen, gib es mir wieder." Der andere sagte: „Ich habe dir Reis geliehen, gib ihn mir wieder." Alle Leute kamen und wollten Zahlung haben für das, was er genommen hatte.

Da floh Auadia von dannen. Er kam von Mekka bis nach Bammana Moudu, nordöstlich von Bandjangara, das liegt am Niger oberhalb von Gavo (oder Gao). Dann reiste er den Niger hinauf und kam bis nach Gura (gleich dem Gurao am Eingang in den Lac Debo) und bis hinauf nach Sansanding.

Auadia hinterließ zwei Söhne, den einen in Gura, dem entstammte Fono (oder Fuono), den anderen in Bammana Moudu, dem entstammte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fara Maka. — Die Grenze ihres Gebietes lag bei Kabara (bei Timbuktu). Von den Nachkommen Auadias stammen alle Soroko ab.

Nana. Fara Maka war groß und stark, aber er war häßlich. Er hatte eine Tochter, die hieß Nana Miriam, und diese unterrichtete er in allen Dingen. Oft lag er mit ihr auf der Sandbank und fragte sie: „Was schwimmt da, und was schwimmt dort?“ Dann antwortete Nana Miriam: „Ich denke, es ist diese oder jene Fischart.“ Fara Maka sagte: „Das will ich nicht wissen. Ich will wissen, ob es ein Männchen oder ein Weibchen ist.“ Nana Miriam sagte: „Ich weiß es nicht, mein Vater.“ Fara Maka sagte dann: „Das ist ein Weibchen, das ist ein Weibchen, das ist ein Weibchen, das dort aber ist ein Männchen.“ So unterrichtete Fara Maka seine Tochter in allem, und Nana Miriam lernte alle magischen Künste ihres Vaters.

Im Gavolande war damals ein Nilpferd, das fraß alle Reisfelder ab, so daß eine große Not entstand. Es hatte das Vermögen, sich in allerhand Verwandlungen zu zeigen und sich so allen

Verfolgungen zu entziehen. Fara Maka machte sich auf, das Land von dem Nilpferde zu befreien. Er nahm seine Lanzen mit. Das Nilpferd hatte aber um seinen Nacken und auf seinem Rücken viele Oefen und brennende Feuer. Als Fara Maka auf das Nilpferd stieß, schleuderte er eine Lanze nach der anderen auf das Tier, und jede einzelne fiel in einen Feuertopf, schmolz darin und ward von dem Nilpferde verschlungen. Unverrichteter Sache kehrte Fara Maka heim. Nun war im Gavolande ein Jäger, ein Tomma mit Namen Kara-digi-Mao-Fosi-Fasi, der hatte eine Meute ganz wunderbarer Hunde, von denen jeder einzelne größer war als ein Pferd. Ihr Leittier hieß Kunjima Mbana und war ganz schwarz.

Fara Maka sagte: „Wenn Kara-digi-Mao-Fosi-Fasi mit seinen 120 Hunden das Nilpferd nicht vernichten kann, weiß ich nicht, was weiter geschehen kann.“ Er ließ den Jäger mit seinen 120 Hunden kommen und ließ viele gute Speisen, große Mengen der besten Speisen bereiten, damit die Hunde viel Kraft und Mut hätten. Alle Hunde waren, jeder einzeln, an einer Kette festgelegt. Die Hunde fraßen alle

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Speisen, die zubereitet waren, auf. Es blieb von der Reisspeise bis zum anderen Tage nichts übrig. Am anderen Morgen führte Kara-digi-Mao-Fosi-Fasi die 120 Hunde in die Gegend, wo das Nilpferd war. Als sie in seiner Nähe waren, löste er einen Hund nach dem andern von der Kette. Einer der großen Hunde sprang gegen das Nilpferd. Das Nilpferd zerriß einen nach dem anderen und verschlang sie. Es vernichtete alle 120 Hunde und fraß sie auf. Dann schritt das Nilpferd weiter und graste das Reisfeld ab. Es ging nicht in den Fluß. Da sah Fara Maka, daß er dem Nilpferd nichts anhaben konnte.

Er ging nach Hause und legte sich im Schatten nieder. Nana Miriam lag neben ihm und sagte: „Sag, Vater, du kannst dem Nilpferd nichts anhaben?!“ Fara Maka sagte: „Ja, ich kann dem Nilpferd nichts anhaben.“ Nana Miriam sagte: „Ich will ein wenig fortgehen; ich will mir Gavo ansehen.“ Der Vater sagte: „Es ist gut.“ Sie machte sich auf den Weg und ging dahin, wo das Flußpferd war.

Das Nilpferd sagte: „Guten Tag, Nana Miriam.“ Sie antwortete: „Guten Tag!“ und

gürtete sich die Kleider fest um die Lenden. Das Nilpferd sagte: „Ich weiß, du bist gekommen, um mich zu töten. Aber kein Mensch kann mich mit Waffen töten. Ich habe Fara Makas Lanzen gefressen, ich habe die 120 Hunde Kara-digi-Mao-Fosi-Fasis gefressen. Niemand kann mich töten.“ Nana Miriam sagte: „Ich bin nur eine Frau, aber wir wollen sehen, was heute geschieht. Wir wollen abwarten.“ Das Nilpferd sagte: „Wir wollen sehen.“ Nana Miriam sagte: „Bereite dich vor, entweder tötest du mich, oder ich töte heute dich.“

Da zündete das Nilpferd rund um sich mächtiges Feuer an, so daß kein Mensch imstande gewesen wäre, hindurchzukommen. Nana Miriam aber ergriff ihre Medikamente, murmelte Zaubersprüche und streute die Pulver auf der Erde aus. Da verwandelte sich alles Feuer in Wasser. Nun aber schuf das Nilpferd um sich eine hohe Eisenmauer, so daß es wieder gegen alle Angriffe der Menschen geschützt war. Nana Miriam verwandelte sich darauf in einen Schmied, ergriff Blasebalg, Hammer und Ambos und zerhämmerte sehr bald den Eisenring. Nun überkam das Nilpferd große Angst. Es wollte zum

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wasser laufen, es verwandelte sich in einen Wasserarm, der zum Hauptstrom hin entrann. Nana Miriam aber warf wiederum Pulver in das Wasser, so daß der Wasserlauf austrocknete. Nun mußte das Nilpferd zu Fuß laufen, Nana Miriam lief hinter ihm her. Als es nahe dem Niger war, ließ sie eine mächtige Mauer entstehen, die lief so am Nigerufer entlang, daß das Nilpferd nicht zum Strome hin durchbrechen konnte. Nun rannte das geängstigte Tier auf Fara Maka zu. Nana Miriam sah es kommen, daß ihr Vater es nun abfinge, und so sprang sie schnell hinzu und ergriff das mächtige Tier am Hinterfuß. Sie schwang es in die Luft und schleuderte es fort. Das Tier flog so weit, daß man zehn Jahre lang täglich einen Tagesmarsch machen müßte, um die Entfernung zurückzulegen, die das von Nana Miriam geschleuderte Tier bei diesem Schwunge sogleich durchflog.

Fara Maka sah das. Er sagte: „Was habe ich für eine herrliche Tochter! Nana Miriam, ich danke dir!“ Dann rief er alle Kie (Dialli, das sind Troubadoure, Sänger). Er ersann ein schönes Lied und lehrte das die Kie singen und spielen. Alle Leute im Lande, alle Sänger,

alle Fischer und Bauern, alle Soroko sangen das Lied von Nana Miriam.

Darauf sandte Nana Miriam in alle Dörfer der Soroko und ließ allen sagen: „Laßt alle Waffen und alles Jagdgerät daheim liegen. Achtet aber wohl auf alles, was im großen Strome vorgeht, und bringt alle gute Beute schnell beiseite, damit sie nicht verloren gehe. Denn ihr sollt Fleisch in Fülle und in solcher Menge erhalten, daß ihr nicht wissen sollt, wie ihr das vertilgen könnt.“ Darauf ließ Nana Miriam sich von ihrem Vater Fara Maka ein Ei geben. Sie zerbrach es und schleuderte es gleichzeitig unter Zaubersprüchen in den Niger. Alsogleich war der ganze Niger von Gavo bis Sansanding derart mit getöteten Nilpferden angefüllt, daß die Soroko nicht wußten, wie sie das Fleisch in aller Eile beiseite bringen und bewahren konnten. Ueberall, wo ein Dorf der Soroko stand, gab es tote Nilpferde in Menge.

Es waren nun alle Nilpferde getötet, bis auf eins, das befand sich just weit im Inlande und war ein trächtiges Weibchen, Nana Miriam wußte das recht gut. Sie ging zu ihrem Vater und sagte: „Gib mir noch ein Ei.“ Fara Maka

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fragte: „Was willst du mit dem Ei?“ Sie erwiderte: „Es ist noch ein Nilpferd übrig geblieben. Das will ich auch töten, dann sind alle vernichtet.“ Ihr Vater sagte: „Verzeihe mir, Nana Miriam, meine Tochter! Du hast Herrliches getan. Aber wenn du dieses letzte, trächtige Nilpferd auch noch tötest, dann werden die Soroko in Zukunft kein Nilpferdfleisch mehr essen können.“ Da sagte Nana Miriam: „Wie du denkst! Du hast recht, mein Vater!“

Sie tat dem Nilpferde nichts. Das Nilpferd hörte, daß Nana Miriam es hatte töten wollen, daß sie aber sein Leben verschont habe, weil es trächtig und zur Zeit das letzte Tier des Nilpferdgeschlechtes war. Es machte sich auf den Weg und reiste zu Nana Miriam, erwies ihr seine Ehrfurcht und Dankbarkeit und sagte: „Nana Miriam, ich danke dir. Du hast mir das Leben geschenkt. Nun bitte ich dich, laß es mir auch ferner.“ Nana Miriam sagte: „Geh nur, dein Leben ist dir sicher.“ Das trächtige Nilpferd ging von dannen und ward die Ahnfrau aller heutigen Nilpferde.

Der Name Nana Miriams war aber seitdem unter allen Soroko hoch geachtet. Wenn irgend

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

jemand ein Jagdamulett zur Nilpferdpirsch bereitet oder anwendet, so murmelt er darüber Nana Miriams Namen. Ihr Loblied, das (für die Mischung) bezeichnenderweise Strophen in Bammana- und Zeilen in Sorokosprache aufweist, lautet:

Nana Miriama mimbi schu ketlife,
d. h. Nana Miriam spricht mit den Djinne.
Nana Miriama tschitanu okumanjoa,
d. h. Nana Miriam spricht mit den Tschitanu (Doppelgängern?).
(Tschitanu dürfte mit dem Scheitan, dem arabischen Teufel, zusammenhängen.)
Nana Miriam mimbi schu ketlife,
d. h. Nana Miriam kann die Nacht in Tag verwandeln.
Nana Miriama abetlike schuje,
d. h. Nana Miriam kann den Tag in Nacht verwandeln.
Nana Miriama Korti djamunjoa,
d. h. Nana Miriam spricht mit den Korti (Zaubermitteln).
Nana Miriama Faro kumanjoa,
d. h. Nana Miriam spricht mit dem Faro (einem das Wasser beherrschenden Geiste).

Fono und Fara Maka. Fono, der Nachkomme Auadia Bunanais, der im Guragebiete (am Lac Debo) heimisch war, hörte von dem mächtigen Fara Maka. Er war tapfer und schön und kannte keine Furcht. Er legte alle seine Fischergeräte und seine Waffen in sein Boot und machte sich auf, stromab nach Gavo und Bammana Moudu zu fahren. Er fuhr zu seinem Bruder (eigentlich Vetter) Fara Maka und sagte: „Guten Tag, mein Bruder." Dieser antwortete nicht und sah ihn nicht. Er bekümmerte sich nicht um seinen Bruder Fono. Fono ging. In Gavo lebte ein Nachkomme des Marabut Sirifi Moula, der hieß Sinti. Zu ihm ging Fono und sagte: „Guten Tag." Sinti sagte: „Guten Tag." Er empfing Fono freundlich und bot ihm Nahrung und Lager. Fono sagte zu Sinti: „Mein Bruder Fara Maka hat mich sehr schlecht empfangen. Ich werde jetzt nach Hause zurückkehren. Ich werde meine Waffen und mein Fischereigerät daheim lassen, dann werde ich aber wiederkommen; denn ich möchte Nana Miriam, die Tochter Fara Makas, zum Weibe haben." Fono fuhr nach Hause, nach Gura. Dann unternahm er eine zweite Reise von

Gura nach Gavo. Diesmal nahm er weder Waffen noch Fischereigerät mit. Er traf den Marabut Sinti und sagte zu ihm: „Guten Tag! Ich will jetzt hingehen und meinen Bruder um seine Tochter bitten." Sinti sagte: „Ich bin guter Kamerad mit Fara Maka, ich bin guter Kamerad mit dir. Ich will sehen, ob ich die Sache in Ordnung bekomme. Ich werde selbst hingehen." Fono blieb in Sintis Haus. Sinti ging zur Wohnung Fara Makas.

Fara Maka sah schon aus der Ferne den Marabut kommen. Er wußte sogleich, um was es sich handelte und schloß seine Tür. Es war eine feste Eisentür. Sinti kam an das Haus und rief: „Fara Maka!" Fara Maka antwortete nicht. Sinti rief: „Fara Maka!" Fara Maka antwortete nicht. Sinti rief: „Fara Maka!" Fara Maka antwortete nicht. Da ergrimmte Sinti und trat mit dem Fuße gegen die eiserne Tür, so daß sie zerschellte. Sinti trat herein und fragte Fara Maka: „Weshalb antwortest du mir nicht?" Fara Maka sagte: „Ich weiß alles, ich weiß, daß mein Bruder (eigentlich Vetter) Fono gekommen ist, weil er meine Tochter Nana Miriam heiraten will. Ich weiß, daß du ihm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gastfreundschaft geboten hast und gekommen bist, zu werben. Ich weiß das alles, und ich weiß, daß, wenn Fono meine Tochter Nana Miriam heiratet, es ein großes Unglück geben wird, das alle Bosso trifft. Deshalb habe ich dir nicht aufgemacht, und deshalb sage ich dir jetzt: Geh von mir; denn ich will Fono meine Tochter nicht geben." Darauf wandte sich Sinti ab und ging zu Fono zurück. Er sagte zu ihm: „Ich hätte gern etwas für dich getan. Aber es war unmöglich; denn dein Bruder Fara Maka will von alledem nichts wissen."

Fono sagte: „Gut, so werde ich ihn mir jetzt selbst ansehen." Er legte seine schönsten Kleider an und ging zum Hause Fara Makas. Dieser saß mit Nana Miriam vor seiner Haustür, und sie suchte ihrem Vater gerade die Flöhe ab. Als Nana Miriam den Fremden kommen hörte, sah sie auf. Sie sah Fono. Sie sah ihn und liebte ihn. Fono sagte: „Guten Tag! — Ich werde sogleich wieder nach meiner Heimat, nach Gura zurückfahren." Er nahm Abschied, bestieg sein Pferd und ritt von dannen.

Einige Tage nachdem Fono fortgeritten war,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagte Nana Miriam zu ihrem Vater: „Laß mich gehen, ich will den großen Marabut in Gavo besuchen.“ Fara Maka sagte: „Nana Miriam, glaubst du, mir etwas vorlügen zu können? Ich weiß, daß du Fono liebst. Ich will aber nicht, daß ihr euch heiratet. Ich werde es nicht zugeben.“ Nana Miriam sagte: „Ich will den großen Marabut in Gavo besuchen.“ Fara Maka gewährte es. Nana Miriam bestieg ihr Boot. Sie fuhr hinab bis nach Gura. Sie traf Fono und sagte: „Guten Tag, Fono!“ Fono begrüßte sie. Nana Miriam blieb einen Tag lang in Gura, dann kehrte sie nach Gavo zurück. Sie suchte den Marabut Sinti auf und sagte zu ihm: „Ich will auf jeden Fall diesen Fono heiraten, richte die Sache ein, so gut du kannst. Sprich mit meinem Vater. Aber ich will diesen Fono heiraten, ob mein Vater nun will oder nicht.“ Sinti ging nach Bammana Moudu und suchte Fara Maka auf. Er sagte zu ihm: „Deine Tochter Nana Miriam will diesen Fono heiraten, gib sie ihm zur Frau; denn sie wird ihn heiraten wollen, ob du willst oder ob du nicht willst.“

Fara Maka sagte: „Ich habe nur ein

Mädchen. Es ist mein einziges Kind. Dieses Kind habe ich alles gelehrt, was ich weiß. Alle meine magischen Kräfte habe ich ihr offenbart. Wenn sie nun diesen Mann heiratet, so wird sie dann all mein Wissen und mein Können dem offenbaren. Sie wird ihm eines Tages all meine magischen Geheimnisse verraten, und ich werde meine ganze Kraft verlieren. So wird es dann eine schlimme Sache unter den Soroko geben, wie sich vordem keine ereignet hat." Sinti sagte: „Was willst du tun? Dieser Fono ist ein vorzüglicher Mann. Wenn du es verhindern willst, wird Nana Miriam gegen deinen Willen diesen Fono heiraten. Und das ist noch schlimmer." Fara Maka sagte: „Sinti, du hast recht. Es wird geschehen. Wenn Nana Miriam sagt, sie wolle Fono nichts verraten, will ich meine Zustimmung geben, aber das große Unglück unter den Soroko wird damit seinen Anfang nehmen." Sinti fragte sie: „Willst du, wenn dein Vater dich Fono zum Weibe gibt, ihm die magischen Kräfte deines Vaters verraten?" Nana Miriam sagte: „Solange mein Vater meinen Mann nicht kränkt, will ich Fono nichts verraten."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Da gab Fara Maka die Ehe zu. Fono erlegte die Unkosten, und dann heiratete Fono Nana Miriam in Bammana Moudu, dem Orte Fara Makas.

Fono sagte: „Ich will dem Vater meiner Frau Nana Miriam, ich will Fara Maka ein Geschenk darbringen.“ Er machte sich mit seinen Booten und mit 120 Ruderknechten auf den Weg und brachte eine große Menge Sobo (Nilpferde), Joronong (oder Joromo, das ist der Kapitänfisch) und Schuong (Kaimane) zur Strecke. Es war eine reiche Beute; denn Fono war reich an magischen Kräften und wußte seinen Fang zu sichern. Er brachte seinem Schwiegervater die Beute dar und sagte: „Nimm das und sieh, daß du keinen unwürdigen Schwiegersohn hast.“ Fono brachte auch dem Marabut Sinti Gaben dar.

Fara Maka ärgerte sich darüber, daß Fono auch so gut zu fischen verstand. Er sagte eines Tages zu Fono: „Kommst du mit mir fischen?“ Fono sagte: „Gerne begleite ich dich.“ Fara Maka bereitete seine Zaubermittel. Er hatte auch 120 Ruderknechte. Jeder rüstete seine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Boote. Beide gingen zum Fischlager hinab, beide stiegen in ihre Boote und fuhren auf das Wasser hinaus. Fara Maka hatte sich mit allen seinen Zaubermitteln ausgerüstet und hatte auf Fonos Pa (Lanze) Zaubermittel geworfen. Fara Maka warf einmal um das andere, Fono warf einmal um das andere. Fara Maka hatte viele und schwere Beute, Fono aber hatte gar nichts zur Strecke gebracht. Fara Maka hatte alles, Fono hatte nichts. Sie fuhren beide zurück.

Sie kamen in das Fischerlager zurück. Sie fuhren an den Strand und stiegen aus. Fara Maka lachte und sagte: „Nun, mein Fono, wirst du wohl nicht mehr so stolz auf deine Kräfte und Fischereikunst sein. Du siehst, ich habe alle Beute, du aber hast nichts. Nun ist es wohl nichts mehr mit deinem Stolze.“ Fono war zornig. Er sagte nichts. Er ging heim. Er aß nichts. Er sprach nicht mit Nana Miriam. Nachts fragte sie ihn: „Was hast du, Fono?“ Fono antwortete: „Ich habe nichts.“ Nana Miriam wartete und fragte nach einiger Zeit: „Was hast du, Fono?“ Fono antwortete: „Ich habe nichts.“ Nana Miriam wartete und fragte nach einiger Zeit zum dritten Male: „Was hast

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

du, Fono?" Fono antwortete: „Ich habe nichts." Und Nana Miriam fragte nichts mehr.

Aber am anderen Morgen ging sie zum Marabut Sinti und fragte: „Wenn eine Frau verheiratet ist, hat sie dann ihrem Manne zu folgen oder ihrem Vater? Wenn eine Frau verheiratet ist, hat sie dann für ihren Vater zu sorgen oder für ihren Mann?" Der Marabut Sinti sagte: „Die verheiratete Frau hat nur ihrem Manne zu folgen. Sie hat nur für ihren Mann zu sorgen." Darauf ging Nana Miriam wieder heim und sagte: „Lache, denn morgen wirst du alle Jagdbeute haben, und mein Vater Fara Maka wird nichts heimbringen." Sie nahm die Pa (Harpunenlanze) Fonos, löste das letzte Stück der Schnur vom Eisen ab und band dafür ein neues ein, das sie mit Zaubersprüchen und Zaubermitteln gefeit hatte. Sie löste den alten Verbandfaden und wickelte einen neuen darum. Sie rieb die Pa mit Medikamenten ein. Nana Miriam sagte zu Fono: „Laß deinen Ruderer nachts frische Zweige schneiden und in das Boot legen. Wenn du mit meinem Vater wieder ausfährst zur Jagd, so nimm diese Pa und die frischen Zweige mit. Wenn mein Vater einmal

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seine Pa wirft, so schleudere einen Zweig in das Wasser und erlege dann selbst die Beute." Fono sagte: „Es ist gut."

Am anderen Morgen sagte Fara Maka zu Fono: „Komm mit zur Jagd. Wir wollen sehen, wie es heute mit dem Erfolge steht." Fono sagte: „Es ist gut." Er nahm seine Pa. Sie gingen zum Fischlager hinunter und bestiegen ihre Boote. Im Boote Fonos lagen die frischen Zweige. Jeder fuhr mit seinen 120 Ruderknechten hinaus. Sie fuhren nebeneinander. Fara Maka schleuderte seine Pa nach einem großen Fische. Fono warf aber einen Zweig hinterher, da hatte die Pa Fara Makas nichts getroffen. Der unverwundete Fisch schwamm auf Fono zu, und Fono erlegte ihn. Und so ging es mit den Fischen, Krokodilen und Nilpferden. Alle Tiere, auf die es Fara Maka abgesehen hatte, wurden von ihm gefehlt. Fono warf einen Zweig nach dem anderen ins Wasser und erlegte ein Tier nach dem anderen. Zuletzt war das Boot Fonos mit Beute beladen, während das Fara Makas noch leer war.

Fara Maka sagte (bei sich): „Nun ist die Sache gekommen, wie ich es mir gedacht habe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich habe immer gesagt, wenn ich meine Tochter einem Manne zum Weibe gebe, so wird sie meine Geheimnisse verraten, und mit den Soroko muß es ein böses Ende nehmen. Mit dieser Ehe ist nun die Sache abgemacht. Jetzt wird es dem Ende entgegengehen. Ich habe doch recht gehabt." Er sagte (laut) zu Fono: „Wir wollen nun heimkehren." Fono sagte: „Es ist gut." Sie fuhren beide heimwärts, aber Fono fischte noch weiter und kam mit dem schwerbeladenen Boote nicht so schnell vorwärts wie Fara Maka mit dem leeren und leichten Kahn. Er blieb zurück.

Fara Maka fuhr so schnell wie möglich heim und eilte in das Dorf. Er ging in das Haus seiner Tochter Nana Miriam und sagte zu ihr: „Ich habe dir gesagt, du solltest nie ein Wort über meine Geheimnisse deinem Mann sagen. Ich habe dir gesagt, es würde das größte Unglück unter den Soroko geben. Ach, weshalb habe ich dich mit einem Soroko verheiratet!" Und damit tötete er Nana Miriam und zog sie aus dem Hause. Er nahm aber eine Sklavin, die Nana Miriam an Figur ähnlich war, legte ihr deren Kleider an und sagte zu ihr: „Nun kannst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

du sein, was deine Herrin war." Fara Maka dachte, Fono würde sich täuschen lassen.

Fono kam inzwischen heim. Er kam an das Haus Nana Miriams. Er rief: „Nana Miriam!" Eine Stimme sagte: „Ja, Fono!" Fono sagte: „Das ist nicht Nana Miriam!" Er rief: „Nana Miriam!" Die Stimme antwortete: „Ja, Fono!" Fono sagte: „Das ist nicht die Stimme meiner Frau Nana Miriam!" Er rief: „Nana Miriam!" Die Stimme rief: „Ja, Fono!" Fono sagte: „Das ist nicht die Stimme meiner Frau Nana Miriam! Es muß ein Unglück geschehen sein." Er ging hinein. Er sah die angekleidete Sklavin und sagte zu sich: Mein Bruder Fara Maka hat meine Frau Nana Miriam getötet. Er muß eine böse Sache gemacht haben. Ich werde aber das gleiche tun. Wenn Fara Maka zum Fischen ausfährt, werde ich seine Lieblingsbeischläferin Aminata töten.

Fono ging zu Fara Maka und sagte: „Wir wollen zusammen ausfahren zum Fischen und sehen, wer diesmal die Beute haben wird." Fara Maka sagte: „Ja, wir wollen das tun." Dann sagte er (zu sich): Er will meine Bei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schläferin Aminata töten, weil ich seine Frau, meine Tochter Nana Miriam, getötet habe. Ich werde aber Aminata mit mir nehmen, um sie zu schützen." Sie gingen zum Boote herab. Fara Maka nahm Aminata mit in sein Boot, das hieß Kalankona. Ueber Aminata hatte er im Boote eine Hütte, ein Schutzdach gebaut.

Sie fuhren auf das Wasser hinaus. Fono sagte zu Fara Maka: „Ueber das, was heute zwischen uns passiert, wird man noch lange nach uns sprechen, solange als es überhaupt Soroko gibt." Fara Maka hörte es. Fono fragte Fara Maka: „Bist du gut vorbereitet?" Fara Maka sagte: „Ja, ich bin es. Ich habe dir großes Unglück bereitet, nun willst du dich an mir rächen. Du bist im Recht." Fono sagte: „Es ist gut." Er ergriff seine Pa und warf sie empor zum Himmel. Sie flog empor zu den Wolken. Fara Maka schaute hinter ihr her. Die Pa durchbrach die Wolken. Sie wandte sich in den Wolken und schoß mit furchtbarer Wucht herab. Sie kam auf das Boot Kalankona zugesaust. Sie durchbrach das Schutzdach, das Fara Maka über seinem Boote hatte errichten lassen, sie traf Aminata im Scheitel und durch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stach sie von oben bis unten. Sie fuhr wie ein Blitz durch Aminata, spaltete das Boot, sauste unten in das Wasser und spießte noch ein Krokodil auf dem Stromgrunde fest.

Fara Maka ergrimmte. Er ergriff seine Pa und rief Fono zu: „Bereite dich vor!“ Dann schleuderte er seine Lanze. Sie schlug an den Rand von Fonos Boot: Pang! Aber sie vermochte die Bootswand nicht zu durchbohren. Fono rief: „Bereite dich vor!“ Dann schleuderte er seine Lanze. Sie schlug an den Rand von Fara Makas Boot: Pang! Aber sie vermochte die Bootswand nicht zu durchbohren. Beide Helden (= Gara) hatten starke magische Schutzmittel. Einer nach dem anderen warf, keiner vermochte den anderen zu treffen oder auch nur zu verwunden.

Endlich fühlte Fono, daß Fara Maka ihm doch überlegen war, und daß er ihm im Speerkampfe auf die Dauer nicht würde Widerstand bieten können. Da begann er zu entfliehen. Das Boot flog über das Wasser hin. Fara Maka folgte. Fono sah, daß Fara Maka immer näher kam. Er ließ sein Boot auflaufen und sprang ans Land. Er lief landeinwärts. Fara Maka ließ

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sein Boot auflaufen und sprang heraus. Er lief landein. Das Land, in dem die beiden Boote ans Ufer gezogen wurden, heißt Fara Maka (Farimaka). Als Fono hinter sich herlaufen hörte, befiel ihn die Angst. Er verwandelte sich in ein Hirsekorn. Fara Maka lief vorbei, fand ihn nicht und sagte (bei sich): Ich lief an einem Hirsekorn vorbei, ich will das aufpicken." Dann rannte er zurück, verwandelte sich in einen Hahn und wollte das Korn aufpicken. Fono aber verwandelte sich wieder in einen Mann und lief von dannen. Fara Maka verwandelte sich auch in einen Mann und lief ihm nach. Da verwandelte sich Fono in einen Fingerring und ließ sich zu Boden fallen. Fara Maka lief eine Weile in der Richtung weiter, fand Fono nicht und sagte: „Halt, ich sah einen Fingerring am Boden; ich will zurücklaufen und ihn aufnehmen." Er kehrte um und kam an die Stelle. Als Fara Maka angestürmt kam, verwandelte Fono sich wieder in einen Mann und lief von dannen. Fara Maka hatte ihn aber bald wieder eingeholt. Da verwandelte sich Fono in einen Fluß und rann dem Inlande zu. Fara Maka aber verwandelte sich in einen Ele-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fanten und begann alsdann den Fluß aufzusaugen. Da verwandelte sich Fono wieder in einen Mann. Fara Maka verwandelte sich auch in einen Mann und rannte hinter Fono her. Als Fono Fara Maka dicht hinter sich hörte, kletterte er auf einen Karandi (Tamarindenbaum; im Mali-nke Tommi).

Fono war auf dem Tamarindenbaume. Fara Maka stand darunter und rief: „Fono!" Als Fono sich beim Namen rufen hörte, wandte er sich um. Kaum aber hatte er Fara Maka ins Angesicht gesehen, als er auch in Kolewala (eine Affenart) verwandelt war. Fara Maka ging nun von dannen. Er fuhr bis Gavo (?). Der Affe, in den Fono verwandelt war, folgte ihm immer am Ufer. Bei Gavo rief Fono: „Fara Maka!" Da wandte sich dieser um. Kaum aber hatte er Fono ins Gesicht gesehen, da war er auch von Fono zu Tode getroffen und starb sogleich.

Die Felsen, in die alle Besitztümer Fara Makas verwandelt wurden, werden heute noch am Niger gezeigt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun die Legende von einer mächtigen Schamanin (Tungutu): Pa Sini Jobu. In uralten Zeiten lebte einmal eine Bossofrau mit Namen Pa Sini Jobu. Damals gab es nur vier Dörfer und noch nicht mehr. Pa Sini Jobu gilt als die Ahnfrau eines unterhalb Djennes wohnenden Soroko-Bossostammes, sie wurde uralt und verfügte über die wunderbarsten (magischen) Zauberkräfte.

Als sie in das Alter kam, in dem Frauen sonst heiraten, wies Pa Sini Jobu alle Freier zurück. Sie hatte keine Lust zu heiraten. Es waren aber immer viele Freier da, die sie gerne erworben hätten. Wenn sie sich irgendwo niederließ, saßen stets zahlreiche junge Leute um sie herum und sprachen mit ihr. Wenn die jungen Männer kamen, setzte Pa Sini Jobu ihnen ausgezeichnete Speise vor. Reis und Hammel, soviel sie begehrten. Es konnte aber niemand ohne ihre Erlaubnis ihr Haus verlassen. Wenn einer aufstehen wollte, ohne gefragt zu haben, klebte er an dem kleinen Sitzschemelchen fest, und er war nicht ohne ausdrückliche Genehmigung der klugen Pa Sini Jobu von dieser Stelle zu entfernen.

Eines Nachts begab sich auch ein junger Bosso zu der schönen Frau. Auf dem Wege begegnete ihm der Lieblingshammel des Königshauses, und der junge Mann, der den Hammel für einen Schakal hielt, schoß das prächtige Tier einfach tot. Dann ging er zu Pa Sini Jobu und verbrachte bei ihr die Nacht bis zum anderen Morgen. Der getötete Hammel hatte aber eine gewisse Heiligkeit. Mit seinem Leben war (gewissermaßen) das Glück des Königshauses verbunden.

Am anderen Morgen fand man den toten Hammel und brachte ihn in das Haus des Königs. Es entstand große Trauer. Die Frau des Königs weinte. Der König ließ ausrufen: „Wer hat den Hammel getötet?“ Es wurde in allen Häusern gefragt: „Wer hat den Hammel getötet?“ Aber niemand meldete sich, und es fand sich niemand, der ausgesagt hätte, wer den armen Hammel getötet hatte.

Darauf ließ der König im ganzen Gebiete die Nachricht verbreiten: „Wem es gelingt, den Hammel wieder zum Leben zu bringen, den will ich nicht nur hoch ehren, sondern ich will ihn auch mit Gold, mit Sklaven, mit Vieh

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und allem so reichlich beschenken, daß ihm im Leben nichts mehr mangeln wird." Auch zu Pa Sini Jobu sandte der König eine Nachricht und ließ ihr sagen: „Bei dir verkehren viele Menschen. Sage allen, daß ich den, dem es gelingt, den Hammel wieder ins Leben zu rufen, überreich bedenken werde." Pa Sini Jobu sagte: „Ich werde es allen mitteilen und selbst das Beste bieten, was ich geben kann, um einen Mann ausfindig zu machen, der diesen Hammel wieder lebendig machen kann." Dann rief Pa Sini Jobu alle ihre Freunde zusammen und teilte ihnen mit: „Wem es gelingt, diesen Hammel wieder lebendig zu machen, den will ich selbst heiraten. Ich beanspruche dafür, daß ich mich dem Manne als Frau anheimstelle, kein Geld, keinen Schmuck, keinen Besitz. Aber ich will den Hammel lebend sehen."

Da kamen von allen Himmelsrichtungen alle möglichen Menschen herbei; alle, die Tungutu waren (d. h. Inhaber starker magischer Kräfte, „Zauberer" ist etwas anderes. Das Wort „Zauberer" deckt den Sinn des Wortes Tungutu nicht). Da waren einige, die konnten drei Tage lang unter Wasser bleiben. Da waren Leute,

die konnten sich drei Tage lang unter der Erde aufhalten. Da waren Leute, die konnten sich in Feuer verwandeln. Jeder einzelne versuchte seine (magischen) Kräfte. Aber der Hammel blieb tot, er verweste allmählich und war nicht zum Leben zurückzurufen.

Weit entfernt lebte ein Mann namens Jena (oder Djena); der hörte von dem toten Hammel und glaubte als Tungutu über genügende Zauberkräfte zu verfügen, um das schwierige Stück ausführen zu können. Er machte sich auf den Weg und kam zu Pa Sini Jobu. Sie sagte: „Jena, ich habe schon von dir gehört und weiß, daß du über ganz besondere Kräfte verfügst. Nun ist hier ein ganz besonderer Fall. Dieser Hammel ist vor einiger Zeit erschossen, und er soll wieder zum Leben erweckt werden. Wenn du das vollbringst, sollst du mich als Frau haben."

Jena sah den Hammel an. In jener Nacht, nachdem er erschossen war, waren Schakale gekommen und hatten das Tier angefressen und ein Stück Leber herausgerissen. Außerdem war der Kadaver nun schon recht alt und sehr in Verwesung übergegangen. Jena sah, daß

die Sache sehr schwer war. Außerdem wollte er die magischen Kräfte Pa Sini Jobus auf die Probe stellen, und so sagte er: „Es ist gar keine Schwierigkeit, diesen Hammel ins Leben zurückzurufen. Aber leider haben irgendwelche Raubtiere ein Stück der Leber herausgerissen. Wenn du mir nun dieses Stück zur Stelle schaffen kannst, dann kann ich den Hammel alsogleich wieder ins Leben zurückrufen."

Pa Sini Jobu sagte: „Wenn es sich um nichts anderes handelt, so ist die Angelegenheit sehr bald erledigt; denn es gibt nichts Einfacheres als das!" Sie rief einen Sklaven herbei und sagte: „Geh in den benachbarten Wald. Dort ist die Ruine einer sehr alten, zerstörten Stadt. Daneben steht ein mächtiger Kerebu (Baobab). Neben dem Baobab ist im Boden eine tiefe Grube. In die Grube steige hinein. Du wirst darin zwei Schakale antreffen. Den Schakalen sage, daß sie so schnell wie möglich zu mir kommen sollen." Der Sklave ging in den Wald. Neben dem Boabab war die tiefe Grube. Er stieg hinein und traf richtig darin zwei Schakale an. Er sagte zu ihnen: „Pa Sini Jobu befiehlt euch, sogleich zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihr zu kommen." Darauf machten sich die beiden Schakale auf den Weg und liefen, so schnell sie konnten, in das Dorf zu Pa Sini Jobu.

Pa Sini Jobu sagte: „Hier ist vor einiger Zeit der große Hammel des Königs in einer Nacht totgeschossen worden. Ihr seid vorbeigekommen und habt ein Stück Leber herausgerissen. Ist es nicht so?" Die beiden Schakale sagten: „So ist es, und seitdem haben wir weder gekackt noch uns übergeben, so daß jeder noch das Stück, das er herausgenommen hatte, in seinem Leibe haben muß. Suche also nur ein Mittel, uns zu entleeren, und du wirst die gesuchten Hammelteile finden." Pa Sini Jobu sagte: „So übergebt euch auf der Stelle!" Die beiden Schakale würgten und brachen auch richtig die Masse aus.

Der Auswurf war aber ganz unkenntlich, und Jena war weder imstande, die Leber wieder herzustellen, noch vermochte er den Hammel wieder ins Leben zurückzurufen. Er sagte zu Pa Sini Jobu: „Du hast mit deiner Geschicklichkeit und unter Anwendung deiner (magischen) Kräfte die verloren gegangenen Teile wieder herbeigebracht, so daß ich dich nicht genug be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wundern kann und dein Uebergewicht ohne weiteres anerkenne. Aber ich bin nicht imstande, den Hammel wieder ins Leben zurückzurufen."

Damit kehrte Jena wieder in sein Land zurück.

Der Hammel des Königs (König gleich Sembeng oder Kaneke) verweste und stank immer mehr. Die Frau des Königs weinte Tag und Nacht, weil er nicht mehr zum Leben zu erwecken war. Der König sandte noch einmal zu Pa Sini Jobu und ließ fragen: „Weißt du kein Mittel, den Hammel wieder lebendig zu machen?" Pa Sini Jobu ließ antworten: „Es ist gut. So will ich diese Sache denn selbst machen. Der Hammel soll wieder leben. Wenn das aber eingetreten sein wird, werde ich von dannen ziehen. Und ich werde niemals einen Bosso heiraten; denn die Männer meines Volkes vermögen nichts. Darum will ich nachher nichts mehr mit ihnen zu tun haben, sondern das Land verlassen."

Darauf ließ der König alle Kie (Spielleute; die Dialli der Mande) zusammenkommen, da-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mit sie ihre Kalebassen schlügen. Die Kie nahmen rundherum Platz. In der Mitte ließ sich Pa Sini Jobu nieder. Infolge ihrer Eigenschaft als Tungutu hatte sie so lange Haare, daß sie weit, weit am Rücken herabfielen und daß sie so auf dem eigenen Haar statt auf dem Sessel oder einer Matte niedersitzen konnte. Diese Haare waren die Folge ihrer (magischen) Kräfte.

Die Kie begannen den Takt zu schlagen. Die Kie spielten. Sie spielten und sangen schnell und immer schneller. Pa Sini Jobu begann in Begeisterung zu geraten. Ihre (magischen) Kräfte erwachten. Die Kie spielten und sangen und schlugen den Takt schneller und schneller. Die (magischen) Kräfte Pa Sini Jobus wuchsen. Pa Sini Jobu schrie auf. Die Kie schlugen den Takt. Pa Sini Jobu erhob sich. Sie schwebte empor. Sie stieg bis zu den Wolken. In den Wolken verwandelten sich ihre Arme in Flügel, wie sie die großen Vögel haben, und dann sank sie langsam hernieder auf den Widder.

Während sechs Tage ruhte Pa Sini Jobu über dem Widder. Während der Zeit deckte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie den Widder mit ausgebreiteten Flügeln. Am siebten Tage erhob sie sich. Der Widder lebte!

Pa Sini Jobu verließ den Ort. Sie wollte mit den Leuten (ihres Landes?) nichts mehr zu tun haben. Sie begab sich auf die Wanderschaft und kam in ein Land, in dem war nicht ein Mann König; in dem Lande herrschte eine Frau, die Königin Na Manj. Als Pa Sini Jobu sich dem Hauptorte der Königin näherte, sandte sie eine Botschaft an die Herrscherin und ließ ihr sagen: „Pa Sini Jobu kommt; komm du ihr zu den Toren der Stadt entgegen!“

Na Manj rüstete sogleich einen stattlichen Zug aus, machte sich auf den Weg und kam der herannahenden Tungutu entgegen. Sie begrüßte sie aufs freundlichste und sagte: „Ich habe von deinen starken (magischen) Kräften gehört. Tue mir die Freude an und bleibe eine Zeitlang bei mir, damit ich dir zeigen kann, wie ich dich verehre.“ Pa Sini Jobu sagte: „Du bist sehr freundlich. Ich werde eine Zeitlang bei dir bleiben.“

Sie zog in die Stadt Na Manjs ein. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Königin tat ihr alles Gute an, was sie nur konnte. Alle Leute des Landes kamen, Pa Sini Jobu zu begrüßen, ihr ein Geschenk zu überbringen und sie zu ehren.

Na Manj fragte sie nach einigen Tagen: „Willst du so freundlich sein, mir zu sagen, was du weißt?“ Pa Sini Jobu sagte: „Ich weiß alles, was vorgegangen ist. Frage mich also, und ich will dir gern auf alle deine Fragen antworten.“ Na Manj sagte: „Ich habe eine Bitte. Hier in meiner Nachbarschaft ist ein Königreich, das wird von einem Könige regiert. Seine Leute kämpfen ständig gegen meine Mannschaften, und stets, zu welcher Tageszeit oder an welchem Orte es auch sein mag, stets siegen die Krieger des Königs ob. Ich weiß nicht mehr, was und wie wir etwas anfangen können. Das ist nun meine Frage, Pa Sini Jobu, ob du uns in unserer Not gegen diesen König helfen kannst und willst?“

Pa Sini Jobu sagte: „Das scheint mir so sehr schwer nicht zu sein. Wenn du mit deinen Leuten wieder nach jener Richtung ausziehst, so werde ich euch begleiten, und dann werde ich sehen, was sich machen läßt.“ Pa Sini

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jobu sagte weiter: „Sorge ferner dafür, daß wir dann einen schwarzen Stier, einen schwarzen Hammel, einen schwarzen Ziegenbock, einen schwarzen Kater und einen schwarzen Hahn bei uns haben. Das werde ich auf jeden Fall nötig haben, wenn ich mit euch zum Kriege ausziehen und euch helfen soll. Rüste das also."

Der feindliche König wohnte auf einer Insel, die mitten in dem großen Flusse gelegen war, so daß sein Wohnsitz rings von Wasser umflutet war. Dieser große Fluß hieß Wie. In dem Fluße lebten drei Jine (Geister; entspricht dem Alledjenu der Haussa). Diese drei Jine waren es, die dem Könige zum Siege verhalfen.

Na Manj zog mit Pa Sini Jobu und ihren Truppen nach dem Wie-Fluß. Sie hatten den schwarzen Stier, den schwarzen Hammel, den schwarzen Ziegenbock, den schwarzen Kater und den schwarzen Hahn bei sich. Gegenüber der Insel mit der Stadt des Königs ließ die Königin das Lager aufschlagen. Die Sklaven gingen an das Ufer, um Wasser zu schöpfen und ins Lager zu tragen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als die Jine die Sklaven kommen sahen, verwandelte sich der erste in einen Menschen und setzte sich am Ufer hin. Als ein Sklave kam, sagte er: „Bei euch im Zuge ist eine Tungutu mit Namen Pa Sini Jobu. Ist es nicht so?“ Der Sklave sagte: „Ja, eine Frau dieses Namens ist bei uns.“ Der Jine sagte: „So gehe zu ihr und sage ihr, sie möchte doch einmal an das Flußufer kommen, denn da sei jemand, mit dem sie sicher gern sprechen wird.“ Der Sklave sagte: „Ich will das ausrichten.“ Der Sklave kam in das Lager zurück. Er suchte Pa Sini Jobu auf und sagte zu ihr: „Am Flusse ist jemand, den du sicher gern sprechen möchtest. So hat er mir gesagt.“ Die Tungutu machte sich sofort auf den Weg und traf daselbst den Jine. Der sagte: „Du bist Pa Sini Jobu.“ Sie sagte: „Das bin ich.“ Der Jine sagte: „Ich ließ dir sagen, du wolltest mich gern sprechen. Ich bin einer der drei Jine, die dieses Wasser hier beherrschen und dies Wasser hier auch gegen deine Freundin Na Manj verteidigen müssen. Was geht dich der Zwist zwischen Na Manj und diesem König an? Weshalb willst du dieser Sache

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wegen mit uns Streit anfangen?“ Pa Sini Jobu sagte: „Na Manj ist meine Freundin, und ich denke doch, das Recht zu haben, meiner Freundin in ihrer Angelegenheit helfen zu können. Was dagegen gehen mich die Jine an? Wenn ihr euerem Könige gehorchen und ihm helfen wollt, ei, so tut es doch. Wir werden dann ja sehen, wessen (magische) Kräfte größer sind!“ Der Jine sagte: „Pa Sini Jobu, du bist sehr stolz, aber du bist nicht gut unterrichtet. Du bist eine Bossofrau. Was willst du in diesem Lande Krieg führen? Du kannst es mir glauben, du kannst hier nichts, gar nichts ausrichten. Wir sind die Jine dieses Landes. Du bist eine fremde Tungutu, die groß und mächtig ist — an anderen Orten —, hier aber nicht. Laß es, Pa Sini Jobu!“ Die Frau sagte: „Nein, ich werde es nicht lassen. Ich werde sehen, was an deinen großen Worten Wahrheit ist.“ Pa Sini Jobu wandte sich um und kehrte nach dem Lager zurück.

Der Jine stieg wieder in den Fluß und rief seine Kameraden, die beiden anderen Jine, zusammen. Der Jine, der in Menschengestalt oben an dem Ufer war, sagte: „Ich habe mit

Pa Sini Jobu lange gesprochen. Ich habe ihr abgeraten, den Krieg für Na Manj gegen den König unserer Insel zu führen. Aber sie ist zu stolz. Es ist nichts zu erreichen gewesen. Was wollen wir jetzt machen?" Die anderen beiden Jine sagten: „Was wollen wir jetzt machen?" Die Jine hatten einen Sklaven. Der Jinesklave sagte: „Wollt ihr mir erlauben, diese Sache zu regeln?" Die drei Jine sagten: „Gut, mach' du es!"

Der Jinesklave machte sich sogleich auf den Weg und begab sich in das Lager der Königin Na Manj. Er suchte Pa Sini Jobu auf und sagte: „Du bist die große Pa Sini Jobu." Die Tungutu sagte: „Ja, das bin ich." Der Jinesklave sagte: „Ich bin nur ein ganz unbedeutender Sklave der Jine. Aber in welchem Verhältnis du und ich stehen, kannst du daran sehen: Du hast 183 Jahre, und ich bin nur sieben Jahre alt, und doch kenne ich weit mehr als du, kenne deinen Vater, deine Geschwister und nicht weniger als zehn Generationen deiner Vorfahren. Danach bemiß die Kraft meiner Jahre." Pa Sini Jobu sagte: „Schwatze nicht!" Der Jinesklave sagte:

„Spotte nicht! Glaube mir, es wird nicht gut sein, mit den Mannschaften der Königin Na Manj zu nahe an den Fluß heranzukommen. Glaube mir, du wirst besser daran tun, deine Hände von dieser Sache zu lassen. Dieser Fluß Wie gehört den Jine, und die Jine werden sich ihre Rechte von einer Bossofrau nicht beeinträchtigen lassen.“ Pa Sini Jobu sagte: „Schwatz nicht, du kleiner Siebenjähriger! Sondern mache, daß du von dannen kommst. Es wird soviel nicht mit dir auf sich haben!“ Der Jinesklave sagte: „Ich habe alles getan, was ich tun konnte; nunmehr ist es an dir, deinen Stolz zu erhalten.“

Der Jinesklave ging und kehrte in den Wie-Fluß zurück.

Der Jinesklave machte sich auf den Weg, suchte den König, der auf der Insel wohnte, auf und sagte zu ihm: „In einigen Tagen wird deine Feindin Na Manj mit ihren Mannschaften und auch mit einer Tungutu herankommen und dich angreifen. Bleib dann mit allen deinen Leuten nur ganz ruhig. Tut, als merkt ihr es nicht, laßt sie schießen und stürmen. Rührt euch gar nicht. Was zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

machen ist, das werde ich machen." Der König sagte: „Es ist gut. Wir werden uns so verhalten, wie du es wünschest." Der Jinesklave ging zu seinen Herren und sagte: „Ich bitte euch, wenn jetzt der Kampf beginnt, zur Seite zu bleiben und nichts zu unternehmen, denn ich möchte diese Angelegenheit kurz und schnell erledigen." Die drei Jine sagten: „Es ist gut. Wir werden zur Seite gehen und zusehen."

Nach sieben Tagen rückte Na Manj mit den Kriegsscharen und Pa Sini Jobu an das Ufer des Wie und schlug gegenüber der Insel des Königs das Lager auf. Pa Sini Jobu sagte: „Nun sende mir die schwarzen Tiere an das Ufer herab." Na Manj sagte: „Es soll gleich geschehen." Pa Sini Jobu ging zum Ufer hinab. Sie schnitt dem schwarzen Stier die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Hammel die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Bock die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Kater die

Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß träufeln; sie schnitt dem schwarzen Hahn die Kehle durch und ließ das ausströmende Blut in den Fluß hinab träufeln. Dann sagte sie zu den Leuten: „Nunmehr könnt ihr angreifen."

Die Mannschaften der Königin Na Manj ergriffen ihre Waffen. Sie begannen auf die Stadt des Königs zu schießen. Aus der Stadt des Königs kam keine Antwort. Die Mannschaften der Königin Na Manj schossen wieder und immer wieder, bis alles verschossen war. Aber keine Antwort kam von der Insel des Königs. Die Königin Na Manj sagte: „Jetzt wird es Zeit, über den Fluß zu gehen."

In diesem Augenblick kam der kleine Jinesklave aus dem Wasser. Er schwebte auf dem Wasser. Darauf begann ihm die Zunge aus dem Munde zu wachsen. Sie wuchs immer weiter vor, so daß er sie über das Gesicht auf den Hinterkopf zurückschlagen konnte. Dann wuchs die Zunge immer mehr in die Länge und in die Breite, so daß sie sich ausdehnte wie eine dicke Wolke. Plötzlich schnellte der kleine Jinesklave die gewaltige Zunge nach vorn und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

traf mit ihr auf einen Heerhaufen am Lande. Soweit die Zunge reichte, ward alles, was vordem auf dieser Fläche lebendig umherging, zerschmettert und zermalmt. Es blieb kein Leben auf diesem Boden. Der kleine Jinesklave nahm seine Zunge wieder empor und über den Kopf. Wieder schnellte er sie nach vorn. Wieder ward ein Heerhaufen unter ihrem mächtigen Schlage zertrümmert und zermalmt. Wieder zog er das mächtige Gebilde zurück, mehrmals traf der Schlag der Riesenzunge auf das Volk Na Manjs, dann war die Königin mit aller Mannschaft vernichtet und war von all dem Volke nur noch die Bossofrau Pa Sini Jobu lebendig.

Der kleine Jinesklave aber ergriff die Frau, zog sie an sich und nahm sie mit unter den Spiegel des Wie. Da unten brachte er sie in sein Haus. Hier sagte der kleine Jinesklave zu Pa Sini Jobu: „Dies war notwendig und nicht zu vermeiden. Ich habe dir damit Bitteres zugefügt, aber du hast es nicht anders gewollt. Nunmehr will ich dir aber einiges von der magischen Kraft und der Kunst des Jine zeigen und will dir eröffnen, wo die Größe deiner Zu-

kunft liegt. Sieh also hierher und merke wohl auf das, was ich dir zeige und was ich dich lehren werde."

Der kleine Jinesklave nahm darauf drei Töpfe. Er sagte zu Pa Sini Jobu: „Du siehst, sie sind alle drei ganz leer." Dann nahm er drei Deckel und deckte einen jeden über je einen Topf. Nach einiger Zeit hob er die Deckel wieder auf. Da waren alle drei Töpfe angefüllt, der eine mit Die (Blut), der zweite mit Juguduo (Blättern), der dritte mit Tungu (Zaubermitteln, entspricht dem Kirsi der Bammana). Jine fragte: „Weißt du, wozu alles dies ist?" Pa Sini Jobu sagte: „Nein, ich weiß es nicht."

Der kleine Jinesklave sagte: „ Ich will dir das erklären. Merke wohl auf und vergiß nichts!" Darauf berichtete der kleine Jinesklave von allen Krankheiten und allen Unglücksfällen und allem Wesen der Erde, und er setzte genau auseinander, wie dieser oder jener Sache beizukommen, wie jene Krankheit, wie dieses Unglück zu behandeln sei. Er setzte ihr auseinander, daß alles, was im Wesen der Erde, bei Krankheit und Unglück Einfluß und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Besserung schaffen könne, unter den Stoffen sei, die in diesen drei Töpfen enthalten seien.

Der kleine Jinesklave sagte zu Pa Sini Jobu: „Du hast unrecht getan als Bossofrau. Denn die Bosso sollen fischen, ihre Landarbeit und ihre sonstigen Beschäftigungen ausführen. Sie sollen aber nicht in den Krieg ziehen. Die Bosso sind kein Kriegsvolk und sollen sich mit kriegerischer Tätigkeit nicht abgeben. Danach richte dich in Zukunft. Nimm diese drei Töpfe mit dir und gehe in dein Land zurück. Verfahre mit dem Inhalt so, wie ich es dich gelehrt habe, und du wirst angesehener sein, als je eine Bossofrau vor dir gewesen ist."

Darauf gab der kleine Jinesklave der Pa Sini Jobu die drei Töpfe. Sie nahm sie und ging mit ihnen von dannen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

7. Die Lehre der Sterbenden.

Viele eifrige Forscher ergreifen heute den Spaten und graben, graben, graben.

Die einen durch die Schichten junger Vergangenheit hindurch bis zu jenen Tiefen, in denen aus der Vorzeit nur Steine und wenige Zähne erhalten sind, aus der uns kein Holz, nichts von der Pflanze blieb, es sei denn ein Faulschlamm und Kohle. — Gab es damals Menschen und Menschenwerk, so muß dieses in Stein sich betätigt haben; aus anderem Stoffe ist nichts geblieben. Steinwerkzeug der Urzeit sind die Funde.

Die anderen in älteren Ruinen von Burgen und Städten und in Gräbern. Sie fahnden nach den Belegen aus jener Zeit, aus der unsere Geschichte, unser Wesen, unsere Kultur — das europäische Leben heutiger Tage — hervorging. Pergamente und Schriften wurden gefunden, — an sich Totes, das aber belebt wird

durch Einzelheiten an Funden und den Hinweis auf Ströme, die damals stark flossen und im Leben und Denken unserer Tage langsam aussickern. — Wie klug wir aber auch denken, und was für ungeheure Massen von Wissen im einzelnen wir so aber auch gewinnen — das alles ist und bleibt Trümmerwerk, Echo, Entlebtes.

Wir graben und sammeln und gewinnen viel Totes!

Nur Totes!

Und bedenken so selten, daß dort unten im Erdteil der roten Schollen das alles noch lebt.

Mythos und Dichtung.

Sitte und Recht.

Lebt und webt und wirkt und sinnt im Sinne, im Wesen, im Zustand, von dem uns unter der Erde nur Scherben und wieder Scherben übrig blieben.

Spurlos ging über jene die Zeit von Jahrtausenden hin.

Bei uns der Weg von Babel bis London.

Ungeheures an Geschichte, Gewinn und Verlust.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bei jenen ein Nichts!

Für uns opferte man Menschen und Könige in der Zeit vor Babel.

Bei jenen konnten wir es noch erleben.

Und wo bei uns Scherbenwerk und Steinwerkzeug nichts zu sagen vermögen als den hochklingenden, stumm sinnreichen Spruch vom Allvergänglichen, da predigt dort pulsierendes Leben in der erhabenen Sprache göttlicher Gnade die ewige Weisheit von den Phänomenen, die Leben und Tod bedingen und zu einem machen.

Grabt!

Aber achtet darauf, daß die Scherben nicht euch begraben.

Erlebt!

Unter jenen, die durch uns sterben.

Sterben müssen.

Erlebt es vor ihrem Tode.

Damit ihr die Wiederauferstehung verstehen lernt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Su 17v 7027 :5

BUCH-NR. 51.459.326

28 28

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

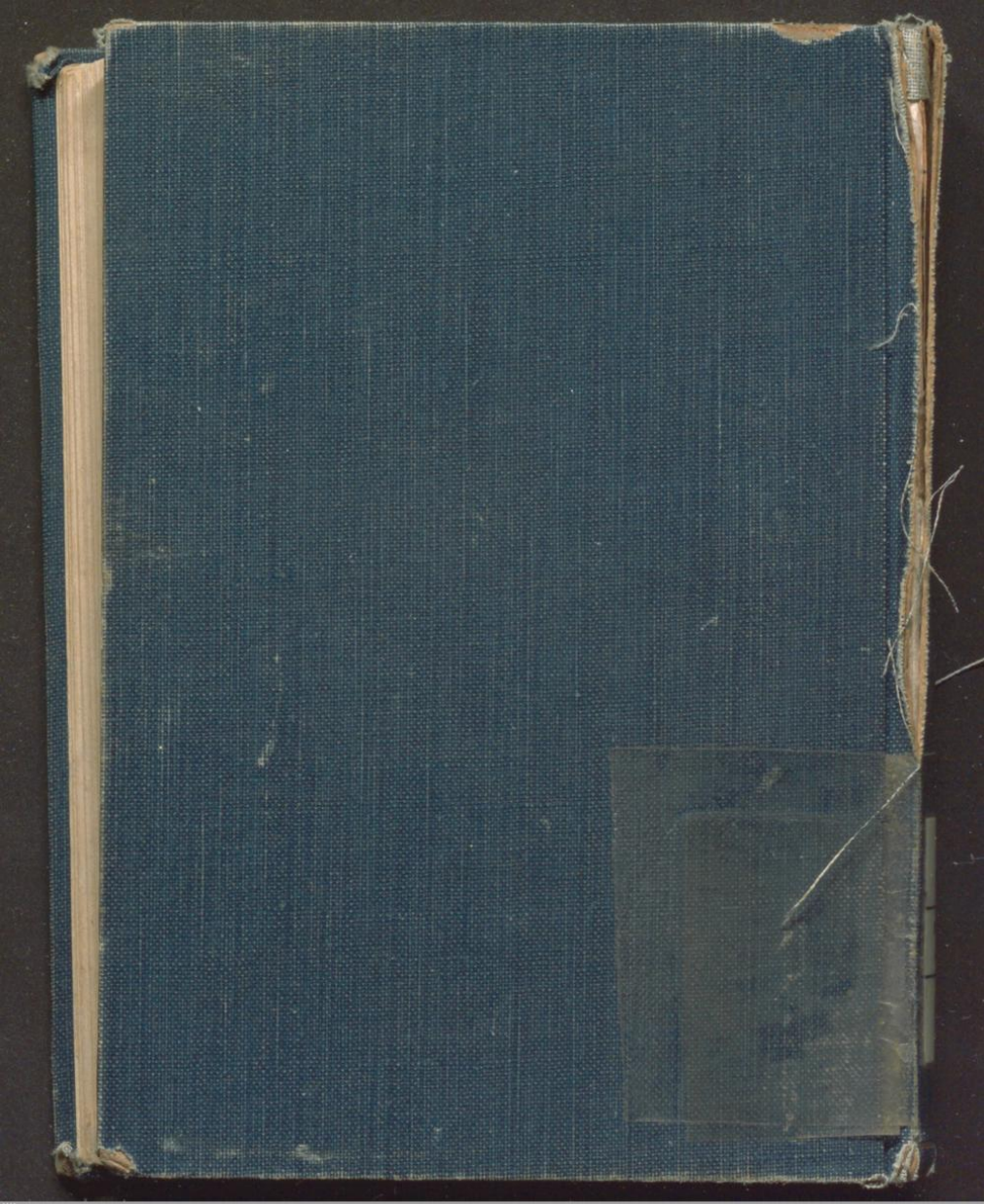
12. OKT. 1977

11. April 1985

26. Mi.. 1987

08.[illegible]. 1988

Z 18. OKT. 1988


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main